

„Prosa der Verhältnisse“:

Die Entdeckung der Erzählliteratur durch die Arbeiterbewegung

(1863-1906)

‘The Prose of Circumstances’:

The Discovery of Prose Fiction by the Working-Class

Movement in Germany (1863-1906)

Submitted by Beke Sinjen to the University of Exeter

As a thesis for the degree of

Doctor of Philosophy in German

In November 2013

This thesis is available for Library use on the understanding that it is copyright material and that no quotation from the thesis may be published without proper acknowledgement.

I certify that all material in this thesis which is not my own work has been identified and that no material has previously been submitted and approved for the award of a degree by this or any other University.

Signature:

Die vorliegende Arbeit untersucht die ‚Prosa der Verhältnisse‘, die ‚Entdeckung der Erzählliteratur durch die Arbeiterbewegung von 1863 bis 1906‘ mit ihrer Vorgeschichte in den 1840er Jahren. Das Ziel ist es, eine Entwicklungslinie in der Arbeiterliteratur aufzuzeigen und das Beziehungsgeflecht der deutschen Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu beleuchten. Die bisherige Forschung hat Arbeiterliteratur meist aus einem sozialgeschichtlichen Blickwinkel wahrgenommen; in den letzten 30 Jahren gab es kaum Veröffentlichungen zu dem Thema. Bei den wenigen Titeln handelt es sich selten um Monographien, vorwiegend um Überblickswerke mit dem Fokus auf Lyrik und Theater der Arbeiterbewegung. Demgegenüber analysiert diese Untersuchung diverse Prosaformen: ein vor der Revolution von 1848 entstandenes Romanfragment von Georg Weerth, einen mehrbändigen Roman aus der Gründungsphase der Sozialdemokratie von Johann Baptist von Schweitzer, kürzere Erzählungen im Feuilleton- und Kalenderdiskurs der 1870er Jahre von Carl Lübeck, August Otto-Walster und Robert Schweichel, autobiographische Schriften zwischen 1867 und 1906 von J. M. Hirsch, H. F. W. Schultz und Franz Louis Fischer, sowie eine frühe Sozialreportage von Paul Göhre. So wird ein Spektrum unterschiedlicher Erzählweisen vorgeführt, die medialen Bedingungen für die Texte mitreflektiert und Unterschiede im Ähnlichen verdeutlicht. Unter Berücksichtigung von Folien und Anspielungshorizonten werden die Prosatexte nicht gesondert, sondern in Wechselwirkung mit anderen Texten betrachtet. Bei der Herausarbeitung der jeweiligen narrativen Besonderheiten der Texte betrachtet die Untersuchung die literarische und gesellschaftliche Entwicklung nicht getrennt voneinander, sondern in einer Synthese. In ihrer Kombination eröffnen die Fallstudien eine innovative Sichtweise auf die im Umfeld der Arbeiterbewegung entstandene Erzählliteratur. Die Mehrzahl der Texte wird erstmalig ausführlich besprochen, im Kontext mit zeitgenössischer bürgerlicher Prosa gelesen und so die dominante Perspektive des bürgerlichen und poetischen Realismus um die Kategorie eines sozialen Realismus ergänzt. Damit trägt die Arbeit dazu bei, das bisherige Literaturverständnis zu überdenken.

This study analyses the 'prose of circumstances' which implies the 'discovery of prose fiction by the working-class movement in Germany from 1863 to 1906'. In its introduction, it points to the prior history in the 1840s. The aim is both to identify developments in the working-class prose and to further differentiate the literary network in the second half of the 19th century. Previous research mostly perceived working-class literature from a socio-historical perspective; the last publications date back more than thirty years. Mostly summaries and not monographs, they focus on poetry and theatre of the labour movement. In contrast, this study looks into various forms of prose writing: a pre-revolutionary novel fragment by G. Weerth, a novel in three volumes dealing with the foundation phase of social democracy by J.B. von Schweitzer; short narratives published in feuilletons and calendars of the 1870s by the authors C. Lübeck, A. Otto-Walster and R. Schweichel; autobiographical writing from 1867 to 1906 by J.M. Hirsch, H.W.F. Schultz and F.L. Fischer as well as a piece of early social reportage by P. Göhre. In this way, the study presents a spectrum of diverse narrative modes, reflects on the conditions of genre and highlights differences and similarities at the same time. By considering source texts and intertextual relations, I do not examine the narrative pieces separately, but in their interdependence with other texts. The study focuses on narrative characteristics while examining overall literary and social developments. As a sequence of case studies, the chosen working-class prose narratives can be perceived from an innovative angle. The majority of texts are discussed in detail and related to contemporary bourgeois texts for the first time. Thus, the dominant perspective of bourgeois and poetic realism is broadened by the category of 'social realism'. For this reason, the study can be seen as a contribution to a revised understanding of literature in the second half of the 19th century.

Inhaltsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis	6
Abkürzungen	6
I. Einleitung.....	7
I.1 Sozialgeschichtliche Einführung	7
I.2 Was meint ‚Arbeiterliteratur‘?	18
I.3 Forschungsdesiderat	28
I.4 Quellenlage	36
I.5 Gliederung der Untersuchung.....	39
I.6 ‚Prosa der Verhältnisse‘	43
II. Georg Weerth: eine Vorgeschichte	46
II.1 Poetologische Überlegungen.....	47
II.2 Georg Weerths ‚Blumen-Fest‘ und Romanfragment.....	53
III. <i>Lucinde oder Capital und Arbeit. Ein social-politisches Zeitgemälde aus der Gegenwart in drei Bänden</i> (1863/64) von Johann Baptist von Schweitzer	67
III.1 Geschichtlicher Hintergrund.....	67
III.2 <i>Lucinde oder Capital und Arbeit</i> als literarischer Text	74
III.2.1 Kontrasttechnik.....	81
III.2.2 Vielstimmigkeit.....	86
III.2.3 Trivialitätsvorwurf.....	99
III.2.4 Bürgerliches Trauerspiel.....	106
III.2.5 <i>Lucinde</i> -Thematik	118
III.2.6 Verhältnis von Fiktion und Realität.....	125
IV. Arbeiterliteratur der 1870er Jahre im Kalender- und Feuilletondiskurs	134
IV.1 Geschichtliche Szenerie	134
IV.2 Literarisches Umfeld	137
IV.3 Zwei Feuilletonerzählungen Carl Lübecks im Vergleich	145
IV.3.1 Die ‚Erzählung aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges‘: ‚Der Faden der Ariadne‘.....	146
IV.3.2 Die ‚Erzählung aus der Neuzeit‘: ‚Der Arme darf nicht weinen‘	188

IV.4 Exemplarische Kalendergeschichten von August Otto-Walster und Robert Schweichel	203
IV.4.1 ‚Wo liegt die Rettung? Aus dem Tagebuche eines Sozialisten‘ von August Otto-Walster	207
IV.4.2 ‚Im Hinterhause‘ von Robert Schweichel.....	227
V. (Frühe) Arbeiter-Autobiographien	277
V.1 Kleine Geschichte der ‚bürgerlichen‘ Autobiographie	277
V.1.1 Rousseaus <i>Confessions</i> und Goethes <i>Dichtung und Wahrheit</i>	278
V.1.2 Literaturwissenschaftliche Rezeption	281
V.1.3 Zeitgenössische bürgerliche Autobiographien.....	284
V.2 Autobiographien von Arbeitern.....	297
V.2.1 ‚Arbeiter-Biographie‘ von J. M. Hirsch – Überlebenskampf	299
V.2.2 <i>Erinnerungen eines Hamburger Proletariers. Selbst-Biographisches</i> von H. F. W. Schultz – Klassenbewusste Rollenexistenz.....	322
V.2.3 Die ‚praktische Studie‘ <i>Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche</i> von Paul Göhre	339
V.2.4 Franz Louis Fischers <i>Arbeiterschicksale</i> – ‚In der Tretmühle‘	350
VI. Zusammenfassung.....	386
VIII. Bibliographie	399
VIII.1 Behandelte Werke der Arbeiterliteratur	399
VIII.2 Andere literarische Werke	400
VIII.3 Forschungsliteratur	410
VIII.3.1 Zeitgenössische Rezensionen und Artikel.....	410
VIII.3.2 Zur Arbeiterliteratur	415
VIII.3.3 Literatur zum sozialgeschichtlichen Kontext.....	420
VIII.3.4 Zur Literatur im Allgemeinen	423
VIII.3.5 Sonstige Literatur	427
VIII.3.6 Lexikoneinträge.....	429
VIII.4 Archive	431

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1.....S. 138

„Das Einzige und der Einzige worin Deutschland einzig ist“, *Kladderadatsch. Humoristisch-satyrisches Wochenblatt* 12 (1859), Nr. 53, 13. November 1859, S. 212.
<<http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1859/0212>> [Zugriff am 16. Juni 2010].

Abb. 2.....S. 309

„Mobile Bilder. Die Völkerschlacht bei Bronzell“, *Kladderadatsch. Humoristisch-satyrisches Wochenblatt* 3 (1850), Nr. 46, 17. November 1850, S. 192.
<<http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1850/0192>> [Zugriff am 05. Mai 2013].

Abb. 3.....S. 359

Porträt von Franz Louis Fischer auf der Buchinnenseite von *Arbeiterschicksale* von F. L. Fischer, früherer Bergarbeiter in Zwickau i. Sa. (Berlin-Schöneberg: Buchverlag der „Hilfe“, 1906).

Abkürzungen

Diese Arbeit verwendet sowohl für Primärwerke als auch für Forschungsliteratur Siglen, eine Kurzzitierweise, die jeweils bei der ersten, ausführlichen Nennung des betreffenden Textes in der Fußnote eingeführt wird. Dabei ist die Vorgehensweise so, dass literarische Werke mit Titelsiglen und Forschungsliteratur mit Autorensiglen zitiert werden. Die Siglen werden aufgrund ihrer umfangreichen Verwendung nicht an dieser Stelle genannt und erläutert, sondern finden sich in der Bibliographie hinter der entsprechenden Literaturangabe wieder.

I. Einleitung

I.1 Sozialgeschichtliche Einführung

Den realhistorischen Rahmen dieser Studie bilden die Jahre von 1845 bis kurz nach der Jahrhundertwende, in denen sich im Zuge der Industriellen Revolution die Arbeiterklasse herausbildete. Damit einhergehend entstand auch die politische (und literarische) Arbeiterbewegung, die „seit den 60er Jahren rasch wuchs und, gegliedert in verschiedene Zweige, seit 1890 zur Massenbewegung wurde“. Die Bewegung „war nicht nur ein Ergebnis der Klassenspannungen im Gewerbe“ und hatte „nie ausschließlich Lohnarbeiter in ihren Reihen“, sondern „auch manchen selbständigen Handwerker, Intellektuellen und Bürger“. Zugleich war sie „ein Produkt der zunehmend bürgerlich bestimmten Öffentlichkeit, in der weitgehende Ansprüche auf ökonomische Besserstellung, soziale Integration und politische Gleichberechtigung legitim formuliert“ wurden.¹

Diese Untersuchung bezieht sich also auf die zweite Hälfte eines Jahrhunderts, das die Nachwelt zugleich als „Jahrhundert der Industrialisierung“, als „Jahrhundert der Bevölkerungsexplosion und der Wanderungen“, als „Jahrhundert der Nationalstaaten“ sowie als „bürgerliches Jahrhundert“ wahrgenommen hat und wahrnimmt.² Es handelt sich ohne Zweifel um eine bewegte Zeit vom vorrevolutionären, frühsozialistischen Aufbruch über die beginnende politische Standortbestimmung der Sozialdemokratie und die Phase ihrer Unterdrückung ‚von oben‘ bis hin zu ihrer offiziellen Konsolidierung als Massenpartei. Mit diesem sozialgeschichtlichen Prozess konvergiert der – grob vereinfacht dargestellte – Dreischritt auf der Seite der literarischen Produktion und Rezeption: Den Anfang macht Literatur

¹ Jürgen Kocka, *Das lange 19. Jahrhundert. Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft*, 10. Aufl. (Stuttgart: Klett-Cotta, 2001), S. 103.

² Kocka, *Das lange 19. Jahrhundert*, S. Vf.

von bürgerlich sozialisierten ‚Vorläufern‘ über das Arbeitermilieu. Darauf folgt Literatur von sozialdemokratisch aktiven bzw. gesinnten Autoren aus dem Bürgertum für die Arbeiterklasse. Schließlich tritt Literatur von Arbeitern für das interessierte Bildungsbürgertum auf den Markt. Diese Einteilung ist nicht als chronologischer Automatismus zu verstehen, denn das Bestehen des einen schließt das andere nicht unbedingt aus; sie kann aber einer ersten Annäherung und Orientierung dienen. Diese Studie will dazu beitragen, einen lange Zeit von der Forschung vernachlässigten, aber für das Verständnis des 19. Jahrhunderts wesentlichen Aspekt erneut ins Bewusstsein der Leser zu bringen, nämlich die im Zusammenhang mit der Arbeiterbewegung sich herausbildende Erzählliteratur.

Um die Rahmenbedingungen, innerhalb derer die Arbeiterliteratur entstand und veröffentlicht wurde, besser zu verstehen, sei ein Blick auf die Entwicklung des literarischen Sektors, auf Lese- und Schreibverhalten der Gesellschaft geworfen. Exemplarische Stimmen aus der Volksbildungsbewegung erwecken den Eindruck, als handle es sich bei dem lesenden und schreibenden Arbeiter um ein noch nicht erreichtes Wunschbild. So beschwert sich 1866 ein Architekt über die unbefriedigende Schreibkompetenz seiner Handwerksgesellen: „Kaum daß Manche ihren Namen, viel weniger eine Zeile deutlich und orthographisch richtig zu schreiben vermögen; Grammatik und anderer Kenntnisse, wie in der Geographie etc., gar nicht zu gedenken.“ Er redet seinen Schülern ins Gewissen, dass es „[o]hne Wissen keine Freiheit“ gebe: „aber beide fallen nicht vom Himmel, sondern müssen erobert und verdient werden, verdient durch eigenes Bemühen“.³ Knapp 40 Jahre später wird in der *Neuen Zeit* die Lesebereitschaft (oder -fähigkeit?) der Arbeiter rückblickend in ein negatives

³ R. Klette, Architekt und Lehrer an der Baugewerkschule in Holzminden, ‚Ueber die wissenschaftliche Erziehung unserer Handwerker‘, *Der Arbeiterfreund. Zeitschrift des Centralvereins in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klassen* (1866), 338-347 (S. 342).

Licht gerückt. In Berlin seien 1890 „in 25 Volksbibliothken 109383 Bände vorhanden“ gewesen und an „14721 Leser[]“ insgesamt „334837 Bände ausgeliehen“ worden: „Unter dieser Leserzahl befanden sich nur 626 Arbeiter.“⁴ Die Tatsache, dass Arbeiter überhaupt zum Buch greifen, ist unter anderem auf die Demokratisierung der Lektüre zurückzuführen, eine Entwicklung, die bereits im 18. Jahrhundert eingesetzt hatte. Der Buchforscher K. H. Frömmichen stellt 1780 fest, dass noch „vor 60 Jahren [...] diejenigen, welche Bücher kauften, bloß Gelehrte [waren]“, wohingegen „heutiges Tages [...] nicht leicht ein Frauenzimmer von einiger Erziehung [ist], das nicht läse“; „der lesende Theil“ finde sich mittlerweile „unter allen Ständen, in Städten und auf dem Lande“ und schließe „sogar die Musketiere“ ein, die „sich aus der Leihbibliothek Bücher auf die Hauptwache holen“ ließen.⁵ Im *Teutschen Merkur* wird 1784 ein Aufruf der ‚Gesellschaft patriotischer Litteratur-Freunde‘ veröffentlicht, der die Buchlektüre in den Rang eines Grundnahrungsmittels erhebt. Durch die „in unsern Zeiten immer weiter um sich greiffende Aufklärung“ sei „die Lektüre für unser deutsches Publikum ein Bedürfnis geworden“, welches „man ohne Bedenken mit den Lebensmitteln in eine Klasse setzen“ könne.⁶ Und J. G. Pahl beschreibt 1792 die Entwicklung des deutschen Lesepublikums wie folgt:

Vorzeiten befaßte sich niemand mit Lektüre als der eigentliche Gelehrte [...]; der übrige Theil der Nation begnügte sich mit der Bibel und einigen Erbauungsbüchern. Nun aber verhält sich die Sache ganz anders. Die Wissenschaften haben [...] aufgehört das Eigenthum eines gewissen Standes zu seyn [...]. Man findet jetzt die Werke guter und schlechter Schriftsteller in den Cabineten der Fürsten, und hinter dem Werkstule [...]; – unsre Mütter kleideten früh die Kinder an und bereiteten sich ihre Geschäfte, unsre

⁴ B. Bruns, ‚Die öffentliche Bibliothek und Lesehalle in Berlin‘, *Die Neue Zeit. Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie* 23 (1905), Bd. 1, H. 10, 327f. (S. 327).

⁵ K. H. Frömmichen, ‚Einige Bemerkungen welche sich über den deutschen Meßkatalogus machen lassen‘, *Deutsches Museum* 2 (1780), 176-187 (S. 179).

⁶ [N.N.], ‚Die Gesellschaft der Patriotischen zur Herausgabe der Universalbibliothek aller Wissenschaften und Künste vereinigten Literaturfreunde, an das Publikum‘, *Der Teutsche Merkur* 4 (1784), 182-190 (S. 185).

Töchter aber lesen in den Morgenstunden Gedichte und Zeitschriften [...]. Ja schon lesen die Bauren einander in der Dorfschenke [...] vor.⁷

Die Lektüre drang also in andere geographische Bereiche (ländliche Gebiete sowie kleinere Städte) und Orte (wie die Wachstube oder Werkstatt) vor; sie fand weitere Verbreitung in Ständen und Schichten (im Mittelstand, unter Bauern, in niederen Schichten); zudem rückte die Frau als Leserin in den Mittelpunkt.

Ebenfalls bereits im 18. Jahrhundert vollzog sich ein Wandel von der *intensiven* zur *extensiven* Lektüre, d.h. ein Buch wurde nicht länger mehrfach gelesen, sondern zahlreiche Bücher wurden ein einziges Mal gelesen.⁸ Vor allem die Zeitungslektüre begünstigte eine Ausweitung des Publikums sowie eine Änderung des Leseverhaltens, denn während „der Titel, die Aufmachung, die formale Einteilung gleich“ blieben, war „der Inhalt von Ausgabe zu Ausgabe neu“ und wechselte „unvorhersehbar“.⁹ Diese Entwicklung wird in der Forschung als „Leserevolution“ bezeichnet, die „eine Revolution der Mitteilung von Erfahrungen, Erfindungen, Gedanken und Empfindungen sowohl zur Voraussetzung wie zur Folge“ hatte.¹⁰

Mit der zunehmenden Industrialisierung im Laufe des 19. Jahrhunderts stieg dann auch die soziale Mobilität: Es entstanden neue Berufsgruppen, wobei sich auf der einen Seite ein Prozess der ‚Verbürgerlichung‘ vollzog, also gelernte Arbeiter zu ‚Angestellten‘ aufstiegen; auf der anderen Seite mehrte sich die Zahl der Fabrikarbeiter stetig. Dieser Übergang „von einer immobilen geschlossenen in eine dynamische offene Gesellschaft“ hatte „tiefgreifende Lern-, Anpassungs-

⁷ J. G. Pahl, ‚Warum ist die deutsche Nation in unserm Zeitalter so reich an Schriftstellern und Büchern‘, *Der Weltbürger* 3/9 (1792), 617-625 (S. 620).

⁸ Vgl. Rolf Engelsing, *Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1973), v.a. S. 112-154, 283-292 (‚Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit‘), S. 121f.

⁹ Engelsing, *Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten*, S. 133.

¹⁰ Engelsing, *Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten*, S. 141.

und Integrationsvorgänge“ zur Folge,¹¹ zu denen auch ein gesteigertes „Bedürfnis nach kompensatorischer Lektüre“ gehörte:¹² In der knapp bemessenen Zeit, die nach einem langen und eintönigen Arbeitstag für das Lesen blieb, wollte der Arbeiter zumindest in Gedanken etwas erleben.

Die verstärkte Nachfrage hatte bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert unweigerlich zu einem Anstieg in der Bücherherstellung geführt, die dann im Zuge der industriellen Entwicklung im 19. Jahrhundert sogar noch eine Steigerung erfuhr: Die Produktion der ‚schönen Literatur‘ erhöhte sich von 829 Titeln im Jahr 1851 (Gesamtzahl 8326) auf 999 Titel im Jahr 1869 (Gesamtzahl 11305) und auf 1260 Titel im Jahre 1882 (Gesamtzahl 14794).¹³ Im Vergleich mit der Buchpublikation war die Zunahme im Bereich der Tageszeitungen und Zeitschriften noch stärker.¹⁴ Dass Rezeption und Produktion von Büchern eng zusammenhängen, hat der Literaturkritiker Hermann Marggraff schon 1845 in der *Allgemeinen Zeitung* reflektiert, wenn er von einem „litterarische[n] Proletariat“ spricht, das „[n]irgens [...] so überhand genommen“ habe „als in Deutschland“ und, in Analogie zum Arbeiterproletariat, dazu gezwungen sei, „auf Bestellung zu arbeiten“ und „aus der Hand in den Mund zu leben“. Diese ‚proletarischen Schriftsteller‘ teilten „mit den Proletariern das gleiche Loos allen Wechselfällen ausgesetzt zu seyn, und möglichenfalls im äußersten Elend unterzugehen“.¹⁵ Damit spielt Marggraff gewissermaßen auf eine ‚Industrialisierung‘ der Literaturproduktion an. Die Wechselwirkungen zwischen Wirtschaft und Buchmarkt werden ebenfalls von dem Publizisten Wilhelm

¹¹ Alberto Martino, *Die deutsche Leihbibliothek. Geschichte einer literarischen Institution (1756-1914)*, mit einem zusammen mit Georg Jäger erstellten Verzeichnis der erhaltenen Leihbibliothekskataloge (Wiesbaden: Harrassowitz, 1990), S. 143.

¹² Martino, *Die deutsche Leihbibliothek*, S. 144.

¹³ Vgl. Reinhard Wittmann, *Buchmarkt und Lektüre im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge zum literarischen Leben 1750-1880* (Tübingen: Niemeyer, 1982), S. 117.

¹⁴ Vgl. Wittmann, *Buchmarkt und Lektüre*, S. 149-153.

¹⁵ H.[ermann] M.[arggraff], ‚Der lyrische und der dramatische Dichter und ihr Publicum‘, *Allgemeine Zeitung für das Jahr 1845*, 1. Quartal (Stuttgart, Augsburg: Cotta, 1846), 307-309, 314-317, 324-325 (S. 325).

Schulz in seiner Abhandlung *Bewegung der Production* analysiert. Ihm zufolge sei die „Vergrößerung der Leserkreise“ zugleich „eine Wirkung und eine Ursache der vermehrten Literatur“ und habe „eine literarische Geschwindfabrication und Geschwindconsumtion hervor[gerufen]“, die „derjenigen im Gebiete der materiellen Industrie“ entspreche.¹⁶ Auch in dem Aufsatz ‚Über den Materialismus unserer Zeit‘, der 1855 in der *Deutschen Vierteljahrs Schrift* erscheint, verurteilt der Verfasser die Übertragung marktwirtschaftlicher Prinzipien auf den Bereich der Literatur. Die „ächte Produktion“, die durch „den innern Zusammenhang des Schreibenden mit dem Objekt“ entstehe und „nicht von vornherein um die Meinung des Publikums und um den kaufmännischen Betrieb bekümmert seyn“ solle, werde allmählich ersetzt durch „die literarische Fabrikation“, durch „reine geistige Fabrikarbeit“.¹⁷ Weiter beklagt er sich über die Vorherrschaft der Romanliteratur, für die er die Leihbibliotheken verantwortlich machte, da sie „allen Ständen als Lese- und Unterhaltungsquelle“ dienten (MZ 24). Der Roman habe sich durch die „Unentschiedenheit seines Wesens“ zum „charakteristische[n] literarische[n] Produkt unserer Zeit“ entwickelt: Seine „freiere Form“ habe „der Tendenz Gelegenheit“ gegeben, „sich nach allen Seiten auszubreiten: das Gewand der Erzählung [...] erleichterte das Bestreben, politische, religiöse, sociale Grundsätze auszusprechen“ (MZ 23). So sei der Roman das Refugium von „revolutionären Principien“, von „Glaubenslosigkeit“ und „freie[r] Sinnlichkeit“ geworden (MZ 23f.). Dem Verfasser zufolge habe „die materialistische Richtung in diesem Literaturgebiete überhand genommen“, so dass „das ideale Wesen der Poesie von allen Seiten her zu Grunde gerichtet ward“ (MZ 24f.). Er erkennt

¹⁶ Wilhelm Schulz, *Die Bewegung der Production. Eine geschichtlich-statistische Abhandlung zur Grundlegung einer neuen Wissenschaft des Staats und der Gesellschaft* (Zürich, Winterthur: Druck und Verl. des lit. Comptoirs, 1843), S. 175.

¹⁷ [N.N.], ‚Über den Materialismus unserer Zeit‘, *Deutsche Vierteljahrs Schrift* 4 (1855), 1-58 (S. 19). Im Folgenden zitiert mit der Sigle ‚MZ‘.

in der Romanproduktion „nicht bloß eine Wirkung des Materialismus, sondern eine reichlich fließende Quelle desselben“ (MZ 25). Indem der Verfasser hier die materielle Kategorie, also eine auf Besitz und Gewinn bedachte Einstellung ins Spiel bringt, wird deutlich, dass für ihn der Roman die Ursache allen Übels darstellt. Doch ignoriert er, dass der Umschwung in der Literatur, die geringere lyrische Produktion, dem sozialen und kulturellen Wandel entspricht.

Demgegenüber versucht der bürgerliche Literaturhistoriker Robert Prutz, den Einfluss der technischen Innovationen auf den literarischen Bereich als positive Herausforderung zu lesen und den geistigen mit dem materiellen Fortschritt zu verknüpfen: So wie „die Erfindung der Buchdruckerkunst“ ein neues Zeitalter verkündet habe, „so in unsern Tagen die Anwendung der Dampfkraft, die sogar mit jener, geistig genommen, in innigstem Zusammenhange steht und gleichsam ihre Ergänzung ist“.¹⁸ Zwar konstatiert auch er, dass die Literatur in ein Zwei-Klassen-System geteilt sei, dass es „neben der eigentlichen Literatur“, dem „geistigen Grundbesitz eines Volkes“, eine „andere, zweite Literatur“ gebe, die, „scheinbar unberührt von der übrigen geistigen Entfaltung, allein für den Augenblick vorhanden“ sei (UL 166). Allerdings missbilligt er deren „ästhetische Geringschätzung“ und bemüht sich darum, Stellenwert und Funktion der ‚Unterhaltungsliteratur‘ unvoreingenommen zu bestimmen. Schließlich könne man die „Thatsachen, welche ihre Existenz nötig machen, so wenig wegschaffen als wegleugnen“ (UL 168). Es sei offensichtlich, dass die „ungeheure Mehrzahl des Volkes“ dazu „verdammte“ sei, „mühselig, im Schweiß des Angesichts, für die Nothdurft des Augenblicks zu arbeiten“. Mit dem Ziel, sich in die untere Volksschicht einzufühlen und um Verständnis zu werben, fragt er sich und den Leser:

¹⁸ Robert Prutz, ‚Ueber die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen‘, R. E. Prutz, *Kleine Schriften. Zur Politik und Literatur*, Bd. 2 (Merseburg: Garcke, 1847), S. 166-212 (S. 187). In der Folge zitiert mit der Sigle ‚UL‘.

[W]oher soll ihr die Bildung kommen? oder auch nur der Bildungstrieb? In ihren ärmlichen Wohnungen, in ihren niedern Hütten, zwischen ihren Webstühlen und Maschinen, die glücklicher sind, als sie, weil sie nicht hungern – wo soll ihnen die Idee, wo das Bedürfnis des Schönen aufgehen? (UL 169)

Ähnlich „wie der eigentliche Besitz, das eigentliche Vermögen“ sei auch „die eigentliche Bildung“ zum „Privilegium“ einer reichen Elite geworden (UL 184). Nachdrücklich bemängelt Prutz die Ausrichtung der ‚schönen‘ Literatur an fernen Idealen. Anstatt vom „nährenden Boden der Wirklichkeit“ auszugehen, bauten die Schriftsteller „ein Wolkenkuckuksheim in die Lüfte“, „für das sich Niemand interessire[]“ (UL 192). Um dieser Entwicklung entgegenzuwirken, fordert er eine stärkere Orientierung an der Realität, allerdings immer unter der Prämisse der künstlerischen ‚Läuterung‘: Die Autoren sollten sich nicht länger darum sorgen, „wie sie die Chablone des Systems ausfüllen“, sondern darum, „wie sie ihre Zeit ergreifen, ihr Volk mit sich reißen“ könnten (UL 190). Gerade Deutschland mit seiner „vielverzweigten, isolirten, auseinanderlaufenden Geschichte, mit diesem Contrast der Sitten, mit dieser Mannigfaltigkeit seiner Provinzen, seiner Stände, seiner Verfassungen“ biete dem Schriftsteller reichlich „Stoffe“, „Staffagen“, „Verwicklungen“. Gleichwohl erwartet Prutz von den Künstlern nicht, dass sie das Dasein (der unterschiedlichen Stände) ‚ungeschönt‘ wiedergeben, sondern dass sie es „im Zauberspiegel der Kunst verklären“ (UL 207) – und damit nimmt er gewissermaßen das Programm des ‚poetischen Realismus‘ vorweg.

Für die Entwicklung der Buchproduktion und -rezeption in Verbindung mit der Arbeiterbewegung sind die Arbeiterbildungsvereine von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Bereits vor der Revolution hatten deutsche Handwerksgesellen im Ausland Vereine gegründet, die trotz „ihrer relativ geringen Ausdehnung und kurzen Blütezeit [...] große Bedeutung für die

spätere Arbeiterbewegung“ haben sollten, denn erstmalig verbanden sich „Angehörige der besitzlosen Klasse“ in „politischer Absicht“ mit „revolutionär eingestellten Intellektuellen“. Zudem standen die Auslandsvereine „Angehörigen aller Gewerke offen“, so dass sich „ein Solidaritätsgefühl innerhalb des vierten Standes“ herausbilden konnte.¹⁹ Die Arbeiter(bildungs)vereine schufen „die geistigen und institutionellen Voraussetzungen für eine Rezeption des Sozialismus“;²⁰ aus ihren Reihen gingen 1863 der *Allgemeine Deutsche Arbeiterverein* (ADAV) sowie 1869 die *Sozialdemokratische Arbeiterpartei* (SDAP) hervor. Doch nicht nur auf politischer Ebene, auch auf Seiten der (Allgemein-)Bildung der Arbeiter waren die Vereine tätig: Durch die Gründung eigener Bibliotheken sollte das Leseverhalten der Arbeiterschaft positiv beeinflusst werden. Generell stellte der Kauf von Büchern für Arbeiterfamilien eine wirtschaftlich nicht zu bewältigende Herausforderung dar. Selbst die Preise für Abonnements bei kleinen Leseanstalten überschritten in der Regel das finanzielle Budget.²¹ Daher waren Angehörige dieser Gesellschaftsschicht auf Leih-, später auch Arbeiterbibliotheken angewiesen, wollten sie nicht nur ein eigenes Buch, sondern immer wieder neue Bücher lesen.²² Die ‚Nothwendigkeit der Gründung einer allgemeinen Partei-Bibliothek‘ wurde auch von dem sozialdemokratischen Abgeordneten August Bebel erkannt. 1878, im Jahr der Erlassung der Sozialistengesetze durch Bismarck, macht er auf der Titelseite des *Vorwärts*, dem *Central-Organ der Sozialdemokratie Deutschlands*, darauf aufmerksam, dass es „hohe Zeit“ sei, eine „Stätte“ zu schaffen, wo die ganze

¹⁹ Karl Birker, *Die deutschen Arbeiterbildungsvereine 1840-1870*, mit einem Vorwort von Ernst Schraepler (Berlin: Colloquium, 197), S. 29 und 30.

²⁰ Birker, *Die deutschen Arbeiterbildungsvereine*, S. 193.

²¹ Vgl. Dietrich Saalfeld, ‚Materialien zur Beurteilung der Buchpreise und Leihgebühren im Rahmen der allgemeinen Preisentwicklung und der Lebenshaltungskosten des 19. Jahrhunderts‘, *Die Leihbibliothek als Institution des literarischen Lebens im 18. und 19. Jahrhundert. Organisationsformen, Bestände und Publikum*, hg. von Georg Jäger und Jörg Schönert (Hamburg: Hauswedell, 1980), S. 63-88.

²² Vgl. Martino, *Die deutsche Leihbibliothek*, S. 653.

einschlägige Literatur in möglicher Vollständigkeit gesammelt und Allen, welche Zeit und Gelegenheit zu größeren Studien haben, [...] zugänglich gemacht“ werde. Dabei betont Bebel, dass sich der Inhalt der Bibliothek „natürlich nicht einseitig auf die sozialistische und volkswirtschaftliche Literatur beschränken“ dürfe, denn „für das volle und ganze Verständnis der Neubildung der Gesellschaft auf sozialistischer Grundlage“ sei „die Kenntnis der Forschungen und Entdeckungen [in „Geschichte und Culturgeschichte, Statistik, Naturwissenschaften, Gesundheitslehre, Technik und Agronomie“] nothwendig“.²³ Es fällt auf, dass die Erzählliteratur in dieser Auflistung von Bebel nicht berücksichtigt wird. Und in der Tat gründeten, „nachdem sie 1890 die Legalität wiedergewonnen hatten, [...] viele sozialdemokratische Vereine und gewerkschaftliche Fachverbände eigene lokale Bibliotheken, in denen sie die wichtigsten Parteischriften, sozialwissenschaftliche Titel und berufsbezogene Spezialliteratur sammelten,“ wohingegen belletristische Titel nur selten Aufnahme in die Büchereien fanden.²⁴

Neben diesen sozialdemokratischen Bildungseinrichtungen existierten auch liberale Arbeiterbildungsvereine, deren Bestrebungen sich 1871 in der *Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung* bündelten. Deren Mitglied Franz Leibing beschwert sich in der *Gartenlaube* darüber, dass man „so oft über die Versumpfung des geistigen Lebens in kleineren Orten“ klage, aber untätig bleibe. Er fordert die Leser des bürgerlichen Familienblatts dazu auf, ihren „engherzigen Kastengeist und Standeshochmuth“ abzulegen, sich „dieser mächtigen, frischen, gesunden geistigen Bewegung“ anzuschließen und Vereine zu gründen, „in denen sich Alles zusammenfinde, was Sinn für geistige

²³ August Bebel, ‚Die Nothwendigkeit der Gründung einer allgemeinen Partei-Bibliothek‘, *Vorwärts. Central-Organ der Sozialdemokratie Deutschlands*, Nr. 21, 20. Februar 1878, Titelseite.

²⁴ Dieter Langewiesche, Klaus Schönhoven, ‚Arbeiterbibliotheken und Arbeiterlektüre im Wilhelminischen Deutschland‘, *Archiv für Sozialgeschichte* 16 (1976), 135-204 (S. 155).

Interessen besitzt“; der „Vorthail“ werde „bei Gelehrten und Ungelehrten, bei Reich und Arm gleich groß sein, Alle werden geben, Alle empfangen und Alle sich fortbilden“.²⁵ Noch kurz vor der Jahrhundertwende äußert sich Franziskus Hähnel in der Zeitschrift *Das litterarische Echo* zur ungenügenden Volksbildung und formuliert deutlich einen didaktischen Auftrag: Lesehallen seien „imstande, eine segensreiche erzieherische Thätigkeit auf die weitesten Volkskreise auszuüben“. Schließlich fänden nicht nur „die verschiedensten Berufsarten hier einen gemeinsamen Boden“, weshalb die Einrichtungen „nachhaltig an der sozialen Versöhnung der Klassen“ beteiligt seien. Darüber hinaus würden sie „auch dazu beitragen, dem geradezu aufs höchste gestiegenen Wirthshausbesuch mit all seinen namenlosen Schäden entgegen zu wirken“.²⁶ Hier artikuliert sich ein Bemühen um Ausgleich und Integration der Arbeiterschaft in die Gesamtgesellschaft.

Diese Haltung gegenüber der Arbeiterklasse kennzeichnet das ausgehende 19. und das beginnende 20. Jahrhundert, weshalb die vorliegende Studie mit einem 1906 veröffentlichten Titel der Arbeiterliteratur schließt.²⁷ In jenem Jahr wurden auf dem Mannheimer Parteitag ein Zentralbildungsausschuss sowie eine Parteschule gegründet, da man „die Gefahr“ erkannt hatte, dass „durch die Entwicklung zur Massenpartei die ideologische Grundhaltung aufgeweicht

²⁵ Franz Leibing, ‚Die deutsche Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung‘, *Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt* 37 (1872), 602 und 603.

²⁶ Franziskus Hähnel, ‚Oeffentliche Lesehallen‘, *Das litterarische Echo. Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde* 1/12 (1899), 734-737 (Sp. 736).

²⁷ Der Zeitrahmen der Untersuchung endet bewusst nicht 1914, dem Jahr des Kriegsausbruchs, das so oft als Zäsur gewählt wird. Sicherlich ist nicht von der Hand zu weisen, dass durch „äußere Konfliktfälle, wie die Frage der Bewilligung von Kriegskrediten bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges“, die „ungelösten politisch-programmatischen Differenzen zwischen Theorie und Praxis“ innerhalb der sozialdemokratischen Partei deutlich zu Tage traten (Doris Danzer, *Zwischen Vertrauen und Verrat: deutschsprachige kommunistische Intellektuelle und ihre sozialen Beziehungen [1918-1960]* [Göttingen: V & R Unipress, 2012], S. 42f.). Dass die SPD 1914 mit allen bürgerlichen Parteien für den Krieg stimmte, bedeutete den endgültigen Bruch mit der alternativen Geschichte der sozialdemokratischen Bewegung. Doch schon 1906 hatten sich die Diskussionen um die Position zwischen Reform und Revolution verschärft; es ging um die Frage, inwieweit die Sozialdemokratie eine „revolutionäre“, aber keine „Revolution machende Partei“ sei (Karl Kautsky, *Der Weg zur Macht. Politische Betrachtungen über das Hineinwachsen in die Revolution*, 2. Aufl. [Berlin: Vorwärts, 1909], S. 154f.).

zu werden drohte“.²⁸ Dadurch, dass die Sozialdemokratie in der Mitte der Gesellschaft angekommen war, musste auch im Bereich der Arbeiterliteratur das Verhältnis von Abgrenzung und Annäherung neu gewichtet werden.

I.2 Was meint ‚Arbeiterliteratur‘?

Dieser Abriss zu Leseverhalten, Buchproduktion und Rolle der Arbeiterbildungsvereine hat sich bislang noch nicht der Frage gewidmet, was genau mit dem begrifflichen Konstrukt ‚Arbeiterliteratur‘ bezeichnet wird. Neben den ‚prominenten‘ Autoren der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die heute als kanonisiert gelten und unter dem Stichwort ‚bürgerlicher Realismus‘ rezipiert werden, waren gleichzeitig Schriftsteller aus anderen Schichten produktiv, haben divergente literarische Positionen theoretisch erarbeitet und praktisch umgesetzt. Was grenzt die Schriftsteller der Arbeiterbewegung von den bürgerlichen Autoren ab – und was verbindet sie womöglich mit ihnen? Den Unterschieden im Ähnlichen, Entsprechungen im Abweichenden möchte die vorliegende Studie auf die Spur gehen. Dazu muss in einem ersten Schritt geklärt werden, was genau unter ‚Arbeiterliteratur‘ verstanden wird und aus welcher Perspektive man diesem Phänomen näherkommen kann. Ausgehend von einem kurzen Überblick über historische und aktuelle Definitionen soll die dieser Studie zugrundeliegende Auffassung konkretisiert werden.

Im Untersuchungszeitraum wurde die Existenz einer spezifischen Arbeiterliteratur eher in Frage gestellt als bekräftigt. So schätzte Wilhelm Liebknecht zwar die Bedeutung der Wissensaneignung sehr hoch ein: „Wissen fürs Leben, Wissen für den Kampf ums Dasein, der dem Arbeiter buchstäblich ein Kampf ums Leben ist – Wissen für den Kampf der Befreiung“. Er berief sich

²⁸ Birker, *Die deutschen Arbeiterbildungsvereine*, S. 84.

dabei aber allein auf die angenommene Wissenschaftlichkeit des Sozialismus, nicht auf die Verbreitung seiner Lehren im künstlerischen Medium. Ihm zufolge seien es die „Vertreter der besitzenden und angeblich ‚gebildeten‘ Klassen“ gewesen, „welche den ‚Kampf mit geistigen Waffen‘ erfanden und ihn der Sozialdemokratie, den Arbeitern, anboten und aufdrängten“. Allerdings habe „diese Art des Kampfes von vornherein nur eine Redensart“ dargestellt, „und außerdem“ liege „es in der Natur der Dinge, daß es gegen den Sozialismus, der eine Wissenschaft“ sei, „‚geistige Waffen‘ nicht geben“ könne.²⁹ Offenkundig zählt Liebknecht Kunst und Kultur nicht zu adäquaten Mitteln des Klassenkampfes: „Und der Kampf schließt die Kunst aus. Man kann nicht zweien Herren dienen: nicht gleichzeitig dem Kriegsgott und den Musen.“³⁰ Aus seiner Rede ‚Wissen ist Macht‘ spricht die Geringschätzung der aktuellen Unterhaltungsliteratur:

Wer lesen kann und die Neigung hat, sich auszubilden, wird, falls ihm bildende Lektüre zu Gebote steht, die Lücken seiner Erziehung allmählich ausfüllen und sich eine wirkliche Bildung erwerben. Aber steht solche Lektüre unserem Volk zu Gebote? Die Frage muß verneint werden. Jeder Buchhändler kann Ihnen sagen, daß unsere klassische Literatur [...] für das Volk nicht existiert [...]. Die Bücher unserer Gelehrten sind für die Massen mit sieben Siegeln versiegelt; die geistige Nahrung des Volkes ist die Tagespresse: Zeitungen und billige Unterhaltungsblätter. Zum Unglück verhält es sich mit dieser geistigen Nahrung wie mit der körperlichen Nahrung, auf welche das Volk angewiesen ist; gleich ihr ist sie verfälscht und ungesund und dem Geist ebenso schädlich wie jene dem Körper.³¹

²⁹ Wilhelm Liebknecht, ‚Brief aus Berlin, 21. Januar‘, *Die Neue Zeit. Revue des geistigen und öffentlichen Lebens* 9 (1890-91), Bd. 1 (1891), H. 18, 583-585 (S. 584 und 583).

³⁰ Wilhelm Liebknecht, ‚Brief aus Berlin, 17. Februar‘, *Die Neue Zeit* 9 (1890-91), Bd. 1 (1891), H. 22, 709-711 (S. 709f.).

³¹ Wilhelm Liebknecht, ‚Wissen ist Macht – Macht ist Wissen. Vortrag, gehalten zum Stiftungsfest des Dresdener Arbeiterbildungsvereins am 5. Februar 1872 und zum Stiftungsfest des Leipziger Arbeiterbildungsvereins am 24. Februar 1872‘, *Wilhelm Liebknecht, Kleine politische Schriften*, hg. von Wolfgang Schröder (Leipzig: Reclam, 1976), S. 133-173 (S. 148f.). In der Folge zitiert mit der Sigle ‚WiM‘.

Damit die Literatur ihre soziale Funktion erfüllen könne, müsse die „Chinesische Mauer“, die „um das Reich der Bildung gezogen ist“, zerstört werden (WiM 165). Diese Kampfansage Liebknichts bezieht sich also nicht auf die ‚klassische‘ bürgerliche Literatur, sondern lediglich auf deren zeitgenössische Ausprägung, die nicht als Vorbild einer sozialistischen Literatur dienen dürfe. In die gleiche Richtung weist auch der Aufsatz ‚Die Bildung der Arbeiterklasse‘ des Schriftstellers Robert Schweichel, in dem dieser über den erzieherischen Auftrag der Literatur spricht. Durch sie erfahre der Arbeiter eine ‚Veredelung‘ und werde in der Vernunft geschult. In gewissem Sinne zielt Schweichel damit auf eine Aufhebung der kulturellen Unterschiede:

Der Einfluß der Bildung ist ein doppelter. Sie macht den Menschen sittlicher und sie macht ihn frei. Der Arbeiter welcher Geschmack an geistiger Beschäftigung findet, wird seine Freistunden lieber mit einem guten Buche hinbringen und einem gemeinnützigen wissenschaftlichen Vortrage zuhören, als sein Vergnügen in der Schänke suchen oder in Tanzlokalen [...]. Es ist die Ausbildung des Verstandes, welche die Sitten mildert und veredelt; denn das Herz empfindet, wie der Kopf denkt.³²

Während Schweichel also die Meinung vertritt, Arbeiter sollten gerade deshalb Bücher lesen, weil sie (vermeintlich) wie die Mittelschicht darauf reagierten und dadurch weniger anfällig für Laster wären, wird in einem 1874 im *Braunschweiger Volksfreund* veröffentlichten Artikel eine eigene literarische Ausdrucksweise der Arbeiterbewegung schlichtweg verneint: „Für die Arbeiterwelt gibt es eben keine Literatur.“ Der Verfasser des Artikels impliziert, dass die Arbeiter sich nicht darum bemühen sollten, literarische Texte zu lesen, eben weil sie ausschließlich für den Mittelstand geschrieben worden seien:

³² Robert Schweichel, ‚Die Bildung der Arbeiterklasse‘, *Demokratisches Wochenblatt. Organ der deutschen Volkspartei*, unveränderter fotomechanischer Nachdruck der Originalausgabe (Leipzig: Zentralantiquariat der DDR, 1969), Nr. 45, 7. November und Beilage der Nr. 46, 14. November 1868 (Nr. 45, 357).

Was in der modernen Literatur verständlich für Alle ist, steht mit wenigen rühmlichen Ausnahmen so bestimmt innerhalb einer Weltanschauung, die zu sehr mit derjenigen der herrschenden Klassen übereinstimmt, als daß die Arbeiter Lust verspüren könnten und Gelegenheit fänden, sich daran geistig zu laben und zu erheben.³³

Dass er den bürgerlich konnotierten Ausdruck „sich daran geistig zu laben und zu erheben“ verwendet, könnte in diesem Rahmen auch ironisch gemeint sein.

Die Diskussion aus den 1870er Jahren über die inhaltliche und formale Beschaffenheit der Arbeiterliteratur setzt sich bis in das 20. Jahrhundert fort. 1924, also zu Beginn der relativ stabilen mittleren Phase der Weimarer Republik, befasst sich der Dramatiker und Theaterkritiker Julius Bab mit „der ‚proletarischen Kultur‘, welche die bisher bürgerliche ablösen soll“. Zunächst erweckt es den Eindruck, als würde Bab die Vorstellung einer Literatur *von* Arbeitern bzw. *für* die Arbeiterklasse ablehnen. Er macht darauf aufmerksam, dass der Begriff der ‚proletarischen Kultur‘ „sehr unglücklich gewählt, ja geradezu widersinnig“ sei:³⁴

Denn der „Proletarier“ ist ja seinem Wortsinn nach eben der Mensch, der nichts als seine Nachkommenschaft (proles) besitzt, der von jeglichem Besitz an den Gütern der Zivilisation und Kultur ausgeschlossen ist. [...] Der Proletarier, der Teil an den Kulturgütern nimmt, ist eben kein „Proletarier“ mehr! Insofern ist „proletarische Kultur“ ein Widerspruch in sich selbst.³⁵

Dann aber wird deutlich, dass diese negative Annäherung an das Thema Teil seiner Rhetorik ist: Bab lehnt den Begriff mit einer semantischen Begründung ab, um eine praktikablere, selbst definierte Bezeichnung einzuführen. Er fasst ‚Arbeiterdichtung‘ nicht als allgemein literarischen, sondern im engeren Sinne als lyrischen Ausdruck auf, und beharrt auf der Notwendigkeit eines

³³ [N.N.], ‚Zur Arbeiter-Literatur‘, *Braunschweiger Volksfreund*, Nr. 186, 11. August 1874.

³⁴ Julius Bab, *Arbeiterdichtung* (Berlin: Volksbühnen-Verl. u. Vertriebs-Ges., 1924), S. 3.

³⁵ Bab, *Arbeiterdichtung*, S. 3f.

spezifischen ästhetischen Verfahrens der Arbeiterliteratur, durch welches sie sich von der bürgerlichen abgrenzen könne. Seiner Ansicht habe ein Werk, das den Titel ‚Arbeiterdichtung‘ verdient, zwei Voraussetzungen zu erfüllen:

Einmal muß die Dichtung in ihrem inneren Wesen wirklich vom Geist der Arbeiterklasse berührt und umgewandelt sein: d. h. es genügt durchaus nicht, wenn der Arbeiter und seine Welt als Stoff, als Thema, als Idee in solchen Gedichten vorkommen, dies Thema aber ganz in der herkömmlichen Art irgendwelcher berühmter bürgerlicher Künstler behandelt wird. Das Entscheidende im Bereich der Kunst ist immer die Formkraft [...].³⁶

Als zweites besteht er darauf, dass „diese Dichtungen wirklich von einem Arbeiter in dem uns heute lebendigen Sinne des Wortes“ verfasst sind, der „ein Großstadtmensch“, „ganz innerlich gezeichnet durch die Tatsache seines Klassenbewußtseins“ sei: „er will Arbeiter sein, und das bedeutet für ihn nicht nur ein Leid, sondern auch einen Stolz und einen Anspruch.“³⁷ Damit fordert Bab eine Literatur von Arbeitern mit einer entsprechenden, sich von den bürgerlichen Mustern lösenden Ästhetik.

Von dieser „eng begrenzt[en]“ Begriffsbestimmung weicht die Definition Bruno Schönlinks, selbst ‚Arbeiterdichter‘, ab. Seine Auffassung steht hier stellvertretend für die SPD-nahe Arbeiterliteratur der Weimarer Republik, die nicht auf Klassenursprung und soziologische Zugehörigkeit zum Proletariat als Bedingung einer Arbeiterliteratur pochte, sondern sich eher auf soziale Versöhnung als auf revolutionäre Umgestaltung der Gesellschaft berief.³⁸ Schönlink zufolge könne der „Dichter, der bildende Künstler oder Komponist, der von den sozialen Nöten und Kämpfen der Zeit inspiriert wird und ihnen

³⁶ Bab, *Arbeiterdichtung*, S. 4f.

³⁷ Bab, *Arbeiterdichtung*, S. 5.

³⁸ Vgl. Günter Heintz, ‚Einleitung‘, *Deutsche Arbeiterdichtung 1910-1933*, hg. von Günter Heintz (Stuttgart: Reclam, 1974), S. 5-37; Alexander Stephan, ‚Zwischen Verbürgerlichung und Politisierung. Arbeiterliteratur in der Weimarer Republik‘, *Handbuch zur deutschen Arbeiterliteratur*, Bd. 1, hg. von Heinz Ludwig Arnold (München: Ed. Text + Kritik, 1977), S. 47-81, vor allem S. 54-56, 60 und 64.

Ausdruck gibt“, für das Proletariat zum „Verkündiger und Dolmetscher ihrer oft nur dumpf gefühlten Regungen“ werden. Immer dann sei er „im besten Sinne Künstler der Arbeit, der Arbeitenden, Arbeiterdichter, auch dann, wenn er nicht seine Fronzeit in den Fabriken durchmachte“.³⁹ Das verwendete Motiv des Dolmetschers veranschaulicht die Transferarbeit, den Akt der Übersetzung von Emotionen und Gedanken der Arbeiterschaft in die Textform.

Nachdem das „proletarische Milieu“ im Nationalsozialismus „zunehmend entpolitisiert werden“ konnte, da „die Arbeiter ihrer Kommunikationsmedien, ihrer Organisationen und ihres breit gefächerten Vereinswesens beraubt worden waren“,⁴⁰ verfolgen in der Zeit des geteilten Deutschlands die ost- und westdeutsche Forschung zur Arbeiterliteratur unterschiedliche Ansätze. Während in der DDR der ‚Held der Arbeit‘ als ideologisches Vorbild und die klassenkämpferische Botschaft der Literatur als Werkzeug auf dem Weg zu einer sozialistischen Gesellschaft im Vordergrund standen, die Arbeiterliteratur also gewissermaßen in einem ‚Vakuum‘ analysiert wurde, hat die BRD-Germanistik versucht, die Eigenart der Arbeiterliteratur im Vergleich mit der ‚bürgerlichen‘ Literaturtradition zu bestimmen, wobei sie entsprechend bürgerlich präfigurierte Maßstäbe anlegte. Sie definierte ‚Arbeiterliteratur‘ aus der Perspektive des westdeutschen Systems, wenngleich im klaren Bewusstsein von ihrer Bewertung im Osten. Im Folgenden kommen hauptsächlich wissenschaftliche Stimmen aus der BRD zu Wort, weil sie sich zumindest im Ansatz darum bemühen, die Texte der Arbeiterliteratur losgelöst von ihrem ideologischen Gehalt zu betrachten. In den 1950er Jahren erklärt der westdeutsche Literaturwissenschaftler Fritz Martini, dass die Arbeiterliteratur

³⁹ Bruno Schönlink, ‚Einleitung‘, Bruno Schönlink, *Sei uns du Erde! Gedichte* (Berlin: Arbeiterjugend, 1925), S. 3-6 (S. 3).

⁴⁰ Peter Brandt, *Soziale Bewegung und politische Emanzipation. Studien zur Geschichte der Arbeiterbewegung und des Sozialismus*, zum 60. Geburtstag von Peter Brandt hg. von Wolfgang Kruse, Eva Ochs und Arthur Schlegelmilch (Bonn: Dietz, 2008), S. 213.

ihren „stärksten Ausdruck“ in der Lyrik gefunden habe mit der Begründung, der Arbeiter habe „im Arbeitsprozeß [...] nur Zeit zum lyrischen kurzen Ausdruck“ gehabt. Daraus schlussfolgert Martini, dass „Drama und Roman, die vom Arbeiter handeln, bereits eine Art Übertritt in die andere Schicht des Schriftstellers“ bedeuten, „der sich von der unmittelbaren Wirklichkeit der Maschine gelöst hat“.⁴¹ Er schließt folglich die Existenz einer Prosa der Arbeiterbewegung aus.

Fritz Hüser, Gründer der ‚Dortmunder Gruppe 61‘, die sich der ‚künstlerischen Auseinandersetzung mit der industriellen Arbeitswelt‘ widmete, formuliert die Kontroverse um die Arbeiterliteratur als Frage:

Sind Arbeiterdichter jene Arbeiter, die schreiben – die recht und schlecht mehr Geibel als Eichendorff und Mörike nachahmen und glauben, sie haben etwas geschaffen, was vor ihnen noch niemand geschrieben hat –, oder sind es jene Gebildeten aus dem Bürgertum, die die soziale und menschliche Not des Arbeiters realer sahen als diese selbst und die Ungerechtigkeit empörend fanden und in Worte faßten, die heute noch Gültigkeit haben? [...] So viele Fragen – so wenig Antworten!⁴²

Bei der Bewertung literarischer Qualität bedient sich Hüser also ‚bürgerlicher‘ Maßstäbe und unterscheidet demzufolge zwischen einer ästhetisch ‚minderwertigen‘ Literatur *von* Arbeitern und einer von bürgerlich sozialisierten Autoren verfassten gelungeneren Literatur *über* bzw. *für* Arbeiter.

Interessant ist die Begriffsbestimmung von Peter Kühne und Erasmus Schöfer, beides Mitglieder der ‚Gruppe 61‘ und Ende der 1960er Jahre Mitbegründer des ‚Werkkreises Literatur der Arbeitswelt‘, weil sie erstmalig auch das adressierte Publikum einbezieht sowie auf Übergänge zwischen

⁴¹ Fritz Martini, ‚Arbeiterdichtung‘, *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*, begr. von Paul Merker und Wolfgang Stammer, Bd. 1, hg. von Werner Kohlschmidt und Wolfgang Mohr, 2. Aufl. (Berlin: de Gruyter, 1958), 97ff. (S. 98).

⁴² Fritz Hüser, *Von der Arbeiterdichtung zur neuen Industriedichtung der Dortmunder Gruppe 61: Abriss und Bibliographie* (Neuwied u.a.: Luchterhand, 1967), S. 3 und 9.

Hand- und Kopfarbeit aufmerksam macht. Kühne und Schöfer definieren Arbeiterliteratur

als eine Literatur – primär – derer, die den gesellschaftlichen Status eines Arbeiters haben, sich über Bedingungen, Zustände, Auswirkungen und Änderungsmöglichkeiten ihrer spezifischen gesellschaftlichen Lage schriftlich verbreiten und dabei an eine Öffentlichkeit der – wie sie – Arbeitenden richten. Die Grenze zu anderen abhängig Arbeitenden, etwa den Angestellten der unteren Ränge, soll dabei nicht streng gezogen werden.⁴³

Sie bemühen sich also konkret darum, Arbeiter ihrer Zeit zum Schreiben zu motivieren. Demgegenüber versucht der westdeutsche Germanist Frank Trommler in den 1970er Jahren, eine Geschichte der deutschen Arbeiterliteratur zu schreiben. Er entscheidet sich für den Terminus ‚sozialistische Literatur‘, der „einmal diejenige Literatur“ bezeichne, „die, zumeist innerhalb sozialistischer Organisationen entstanden, agitierend und organisierend die Förderung der sozialistischen Bewegung zum Ziel hat“. Zum anderen umschließe der Begriff „die von dieser Bewegung geweckte und wieder auf sie zurückstrahlende Literatur, deren politisches Selbstverständnis sich von dem der vorgegebenen („bürgerlichen“) Literatur abhebt und mit der die Autoren häufig den Anspruch einer künstlerischen Revolutionierung verknüpfen“.⁴⁴ Diese Definition fokussiert also nicht auf die soziale Herkunft des Autors, sondern erkennt eine entsprechende ideologische Ausrichtung als Zugehörigkeitsmerkmal zur ‚Arbeiterliteratur‘ an.

Damit geht Trommler über die Ansätze des Historikers Gerhard A. Ritter und des Literaturwissenschaftlers Klaus-Michael Bogdal hinaus. Während Ritter, der sich im Band *Arbeiterkultur* nur am Rande mit literarischen Werken befasst,

⁴³ Peter Kühne, Erasmus Schöfer, ‚Schreiben für die Arbeitswelt‘, *Akzente. Zeitschrift für Literatur* (4/1970), 319-343 (S. 319).

⁴⁴ Frank Trommler, *Sozialistische Literatur in Deutschland: ein historischer Überblick* (Stuttgart: Kröner, 1976), S. 4f. Im Folgenden zitiert mit der Sigle ‚FT‘.

unter diesen sowohl „die besonders an die Arbeiter gerichtete sozialistische oder revolutionäre Literatur“ als auch den „Versuch von Arbeitern selbst, ihre Lebenserfahrungen dichterisch zu verarbeiten“ versteht – also *für* und *von* Arbeitern verfasste Texte,⁴⁵ grenzt Bogdal „die sog.[enannte] ‚soziale Literatur‘“, „die von Bürgern für Bürger *über* Arbeiter, genauer über sozial Deklassierte geschrieben worden ist“, von den *von* Arbeitern selbst geschriebenen Texten ab.⁴⁶

Neben diesen Einzelstimmen aus der Forschung zum Komplex ‚Arbeiterliteratur‘ geben natürlich auch Lexikoneinträge einen (ersten) Überblick. *Metzlers Literatur Lexikon* unterscheidet zwischen der traditionellen und der marxistischen Literaturtheorie. Die traditionelle Lesart begreife „jede Literatur *von* Arbeitern“ als Arbeiterliteratur, wobei „ihre Wertung [...] nach den Maßstäben der bürgerl[ichen] Ästhetik, d.h. dem Grad der poet[ischen] Bewältigung“ erfolge. Die marxistische Theorie hingegen spreche von „einer spezif[ischen] prolet[arischen] Literatur *für* Arbeiter“, die „auch von linksbürgerl[ichen] Schriftstellern verfaßt sein“ könne. Demnach solle die Literatur als „Waffe im Klassenkampf“ fungieren und der „Selbstvergewisserung“ dienen, was „eine themat[ische] Eingrenzung“ sowie „den Primat des Inhalts über Form und Stil“ zur Folge habe.⁴⁷

Das *Lexikon sozialistischer Literatur* schließlich bestimmt Arbeiterliteratur als „nichts Fixes, definatorisch Festzulegendes“, sondern als „ein historisch Veränderliches“, das „geschichtlich konkret zu bestimmen und in ihrer Kontinuität nur zu fassen“ sei, „wenn die Kontroversen im Diskurs über

⁴⁵ Gerhard A. Ritter, ‚Arbeiterkultur im deutschen Kaiserreich, Probleme und Forschungsansätze‘, *Arbeiterkultur*, hg. von Gerhard A. Ritter (Königstein/Ts.: Verl.-Gr. Athenäum, Hain, Scriptor, Hanstein, 1979), S. 15-39 (S. 24).

⁴⁶ Klaus-Michael Bogdal, *Zwischen Alltag und Utopie: Arbeiterliteratur als Diskurs des 19. Jahrhunderts* (Opladen: Westdt. Verl., 1991), S. 119.

⁴⁷ ‚Arbeiterliteratur‘, *Metzler Literatur Lexikon. Begriffe und Definitionen*, hg. von Günther und Irmgard Schweikle (Stuttgart: Metzler, ²1990), 23f. (23).

Programm und Praxis, ihr Fortgang über Angänge und Brüche im Blick sind“.⁴⁸ Damit wird eine Annäherung an den Komplex ‚Arbeiterliteratur‘ beschrieben, die auch der vorliegenden Untersuchung zugrunde gelegt werden soll.

Aus diesen Definitionsbemühungen resultiert die für meine Untersuchung entscheidende Frage, ob sich überhaupt der genaue Zeitpunkt bestimmen lässt, zu dem man begründet von einer eigenständigen Arbeiterliteratur sprechen kann. Wenn man die naheliegende Prämisse, Arbeiterliteratur sei *von* Arbeitern verfasste Literatur, heranzieht, ist das Einsetzen recht spät zu datieren: Die ersten von einer breiteren Öffentlichkeit wahrgenommenen Arbeiterautobiographien entstanden um die Jahrhundertwende und erlebten ihre Blüte vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Nimmt man wiederum an, die Existenz einer Arbeiterliteratur sei abhängig von einer organisierten ‚Massenbewegung‘ als Fundament, so könnte man ihren Beginn in der Mitte der 1860er Jahre ansetzen, als Ferdinand Lassalle sowie Wilhelm Liebknecht und Alfred Bebel die ersten sozialistisch orientierten Parteien gründeten und engagierte Autoren ihre Texte *für* Arbeiter verfassten. Beruft man sich schließlich auf die marxistische Literaturtheorie, dann werden auch jene bürgerlich sozialisierten Autoren und Intellektuellen als Arbeiterdichter einbezogen, die bereits im Vormärz den Wandel in der Gesellschaft wahrnahmen und aus dem Blickwinkel des Mittelständlers *über* die pauperisierten ‚Armen‘ schrieben.

Im Rahmen dieser Studie soll die ‚weite‘, von der sozialen Herkunft des Autors sich lösende Begriffsbestimmung Anwendung finden, da die Ausschließlichkeit, mit der Arbeiterliteratur entweder als Literatur *über*, *für* oder *von* Arbeitern verstanden wird, es erschwert, eine übergreifende literarische

⁴⁸ ‚Vorbemerkungen‘, *Lexikon sozialistischer Literatur: ihre Geschichte in Deutschland bis 1945*, hg. von Simone Barck u.a. unter Mitarbeit von Reinhard Hillich (Stuttgart: Metzler, 1994), Vf. (S. V).

Entwicklung zu verfolgen.⁴⁹ Dementsprechend wird, wenn der Terminus ‚Arbeiterliteratur‘ fällt, immer der Kontext der Arbeiterbewegung mitgedacht – womit nicht nur der Zusammenschluss Vieler zur Durchsetzung politischer Ziele gemeint ist, sondern auch der buchstäbliche Wortsinn, das Sich-Bewegen, das Prozesshafte.

I.3 Forschungsdesiderat

Da die letzten Publikationen zur deutschen Arbeiterliteratur des 19. Jahrhunderts vor rund 30 Jahren erschienen sind, ist eine Neubewertung bzw. eine erstmalige eingehende Betrachtung angebracht und dringend notwendig, um die Forschungslücke zu schließen. Bis heute gibt es keine umfassende Analyse von Prosatexten der Arbeiterbewegung, die im Zeitraum von der Gründung des ADAV bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstanden sind. Somit fehlt es an verlässlichen Aussagen darüber, ob eine Entwicklungslinie nachgewiesen, und wenn ja, wie diese beschrieben werden kann.

Während die Arbeiterlyrik⁵⁰ und auch das Arbeitertheater⁵¹ sowohl in der DDR- als auch in der BRD-Forschung starke Beachtung erfahren haben,⁵² ist

⁴⁹ Zugrundegelegt wird der Begriff der literarischen Evolution, so wie er 1927 von Jurij Tynjanow geprägt wurde. Seine darin formulierte Position versteht sich als Korrektur des ahistorischen Ansatzes, demzufolge Literaturgeschichte eine „Geschichte der Generale“ darstelle, literaturwissenschaftliche Erkenntnis also eine allgemeingültige Norm unbeeinflusst von den soziopolitischen und historischen Ereignissen sei. Ihm zufolge müsse Literaturgeschichte in ihrer „Historizität“ begriffen werden, was einen dynamischen Prozess impliziert (Jurij Tynjanow, ‚Über die literarische Evolution‘, *Russischer Formalismus. Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa*, hg. und eingel. von Jurij Striedter [München: Fink, 1971], S. 433-461 [S. 433]). Da das „außerliterarischen Leben [...] vor allem durch sein sprachliches Moment in Korrelation zur Literatur“ stehe (S. 451f.), sei die „Erforschung der Evolution der Literatur“ nur dann möglich, „wenn man die Literatur als Reihe, als System ansieht, das mit andere Reihen und Systemen in Korrelation steht, durch sie bedingt ist“ (S. 459f.).

⁵⁰ Vgl. *Im Klassenkampf. Deutsche revolutionäre Lieder und Gedichte aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, hg. von Wolfgang Friedrich (Halle: Sprache und Literatur, 1962); *Anklage und Botschaft. Die lyrische Aussage der Arbeiter seit 1900*, hg. von Friedrich G. Kürbis (Hannover: Dietz, 1969); *Hundert proletarische Balladen: 1842-1945*, hg. von Inge Lammel und Ilse Schütt (Berlin: Tribüne, 1985).

⁵¹ Vgl. *Aus den Anfängen der sozialistischen Dramatik*, 3 Bde., hg. von Ursula Münchow (Berlin: Akademie, 1964-1972); *Frühes deutsches Arbeitertheater 1847-1918: eine Dokumentation*, hg.

die Prosaliteratur der Arbeiterbewegung bislang eher stiefmütterlich behandelt worden. In der Sekundärliteratur wurden die Erzähltexte der Arbeiterbewegung meist aus einem sozialgeschichtlichen oder kulturgeschichtlichen Blickwinkel betrachtet, in starker Rückbindung an die gesellschaftlichen und politischen Ereignisse, quasi als Spiegelbild der Zeitgeschichte. Ende der 1970er und Anfang der 1980er Jahre bestand ein verstärktes Interesse an der Erforschung der Arbeiterkultur, für das der gleichnamige von Gerhard A. Ritter herausgegebene Band hier stellvertretend angeführt wird. Ritter begreift die Arbeiterkultur als „Gesamtzusammenhang einer schichtenspezifischen Lebensweise“, die „ihren Ausdruck nicht nur und nicht vor allem in künstlerischen Manifestationen der Arbeiterschaft und ihren Bildungsbestrebungen, sondern im sozialen und politischen Verhalten, in Wertvorstellungen und eigenen Institutionen“ finde.⁵³

Der Schwerpunkt lag bislang ohne Zweifel darauf, den Beitrag der Arbeiterliteratur zur politischen Emanzipation, zur solidarischen und agitatorischen Stärkung der Arbeiterklasse zu untersuchen, wohingegen eine Bewertung der Prosaliteratur nach künstlerischen, also ästhetischen

von Friedrich Knilli und Ursula Münchow (Berlin: Akademie, 1970); Peter von Räden, *Sozialdemokratisches Arbeitertheater 1848-1914. Ein Beitrag zur Geschichte des politischen Theaters* (Frankfurt a.M.: Athenäum, 1973); zur Weimarer Republik siehe: Ludwig Hoffmann, *Deutsches Arbeitertheater 1918-1933: eine Dokumentation* (Berlin: Henschel, 1961); Richard Weber, *Proletarisches Theater und revolutionäre Arbeiterbewegung 1918-25* (Köln: Gaehme, Henke, 1976); Uwe Hornauer, *Laienspiel und Massenchor: das Arbeitertheater der Kultursozialisten in der Weimarer Republik* (Köln: Prometheus, 1985).

⁵² Davon legt u.a. das 1963 veröffentlichte *Lexikon sozialistischer deutscher Literatur* Zeugnis ab (*Lexikon sozialistischer deutscher Literatur: von den Anfängen bis 1945. Monographisch-biographische Darstellungen*, hg. von Inge Diersen, Wilfried Adling und Silvia Schlenstedt [Halle/Saale: Sprache und Literatur, 1963]).

⁵³ Gerhard A. Ritter, ‚Einleitung‘, *Arbeiterkultur*, hg. von Gerhard A. Ritter (Königstein/Ts: Verl.-Gr. Athenäum, Hain, Scriptor, Hanstein, 1979), S. 1-14 (S. 1). Andere exemplarische Veröffentlichungen zum Thema seien hier kurz genannt: Jürgen Kocka, *Arbeiterkultur im 19. Jahrhundert* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1979); Logie Barrow, *Arbeiterkultur und Industrialisierung* (Berlin: Argument, 1982), *Literatur und proletarische Kultur. Beiträge zur Kulturgeschichte der deutschen Arbeiterklasse im 19. Jahrhundert*, hg. von Dietrich Mühlberg und Rainer Rosenberg (Berlin: Akademie, 1983); Dieter Langewiesche, *Arbeiterkultur in Deutschland* (Hamburg: Ergebnisse, 1984); Gilbert A. Gratzel, *Arbeiterkultur: wissenschaftstheoretische Anmerkungen zur Konjunktur einer sozialhistorischen Kategorie* (Berlin: Argument, 1988).

Gesichtspunkten mangels geeigneter Kriterien vernachlässigt wurde. Wenn überhaupt, dann finden sich einzelne Kapitel zur Erzählliteratur der Arbeiterbewegung in Überblickswerken zur Sozialgeschichte Deutschlands, woraus hervorgeht, dass die Fragestellungen und das Erkenntnisinteresse nicht literaturwissenschaftlicher Natur sind.⁵⁴ Oder der Arbeiterliteratur sind subsumierende Sammelbände gewidmet, die Bibliographien enthalten und zahlreiche Texte kurz beschreiben, sie dem Rahmen entsprechend aber nicht eingehend diskutieren.⁵⁵ Hier seien zwei ausgewählte Aufsätze referiert, um die zur Verallgemeinerung tendierende Forschungsmeinung zu veranschaulichen.

In *Hansers Sozialgeschichte* setzt sich Klaus-Michael Bogdal mit ‚Arbeiterbewegung und Literatur‘ auseinander, wobei er gleich zu Beginn das Abhängigkeitsverhältnis der Literatur von der Bewegung betont und sie als „Fremdkörper im Gesamtsystem der Literatur der zweiten Jahrhunderthälfte“ bezeichnet.⁵⁶ In der Folge spricht er der Arbeiterliteratur das Streben nach Autonomie ab und versteht ihre „spezifische Ästhetik“ „als kollektives Produkt für einen kollektiven Gebrauch“ (KMB 144). In einer Gegenüberstellung kontrastiert er diese „proletarische Öffentlichkeit“ mit der „bürgerlich verfaßten Gesellschaft“ (KMB 145) und beschreibt, um Differenzierung bemüht, die „paradoxe[] Situation“, in der die Arbeiterliteratur einerseits von der „Kunst und Literatur der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts unberührt bleibt, d.h. nach eigenen, ‚gegeninstitutionellen‘ Regeln funktioniert“, andererseits „die Mentalität der Arbeiter jedoch von den Normen der ‚offiziellen‘ Kultur, soweit sie

⁵⁴ In diesem Zusammenhang sind u.a. Hartmut Vinçons Aufsatz ‚Frühe Arbeiterliteratur‘ (*Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte*, Bd. 7: *Vom Nachmärz zur Gründerzeit: Realismus 1848-1880*, hg. von Horst Albert Glaser [Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1982], S. 206-215) sowie Trommlers *Sozialistische Literatur in Deutschland: ein historischer Überblick* zu nennen.

⁵⁵ Als Beispiel sei an dieser Stelle Martin H. Ludwigs *Arbeiterliteratur in Deutschland* (Stuttgart: Metzler, 1976) angeführt.

⁵⁶ Klaus-Michael Bogdal, ‚Arbeiterbewegung und Literatur‘, *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bd. 6: *Bürgerlicher Realismus und Gründerzeit 1848-1890*, hg. von Edward McInnes und Gerhard Plumpe (München u.a.: Hanser, 1996), S. 144-175 (S. 144). In der Folge zitiert mit der Sigle ‚KMB‘

durch die Bildungsinstitutionen vermittelt worden sind, geprägt ist“ (KMB 146). Es ergebe sich folglich ein „Widerspruch zwischen ‚privatem‘ Kunstverständnis und ‚öffentlicher‘ Literaturpraxis“; die entstehende Literatur bewege sich in den engen Grenzen, die durch die „Verschmelzung einer *dynamischen*, revolutionären Geschichtskonzeption mit einem *statischen* und funktional ausgerichteten Literaturverständnis“ entstünden (KMB 147). Laut Bogdal leiste die Literatur einen Beitrag zum Selbstverständnis der Arbeiter, wobei sie lediglich „zwei Gebrauchszusammenhänge“ anerkenne: zum einen „den *alltäglichen* Umgang im Zusammenhang mit ritualisierten Verhaltensweisen“, zum anderen „den *feierlichen*, auratisierten Umgang“ (KMB 156). Drittens sei die Arbeiterliteratur in ihrer Frühphase „nahezu ausnahmslos ein Teil der Bildungs- und Propagandaarbeit“ gewesen, erfülle daher die Funktion der Aufklärung und Agitation (KMB 158). Bogdal weist der Arbeiterliteratur als „Literatur abseits der hegemonial-dominanten Kultur“ eine „isolierte Stellung“ zu und zieht somit eine Grenze zum „ausdifferenzierten System der Literatur des 19. Jahrhunderts“ (KMB 160). Trotz dieser „Abkoppelung“ handle es sich bei der Arbeiterliteratur allerdings nicht um eine „im Sinne der Moderne ästhetisch innovative Literatur“, vielmehr kennzeichne sie die „selektive Adaption des Überkommenen“ (KMB 161). Sie lösche „die Züge des Individuellen und Originären zugunsten des Kollektiven und Seriellen“ (KMB 163). Diese Einschätzung beruft sich implizit auf Kategorien der Genieästhetik. Bogdals Überlegungen zum Gattungssystem der Arbeiterliteratur fallen dann recht kurz aus. Nach dem Arbeiterdrama und der politischen Lyrik, bei denen er hervorhebt, dass sie „in einem unmittelbaren Gebrauchszusammenhang“ stünden (KMB 169), befasst er sich abschließend mit Prosaformen und nennt schlaglichtartig Minna Kautsky, August Otto-Walster und Robert Schweichel.

Als Motiv für die Entstehung einer eigenen Erzählliteratur führt Bogdal „diskurstaktische Erwägungen“ an: Die Lektüre solle „einen Erkenntnisprozeß in Gang setzen“ (KMB 172). Seinen Abriss beschließt eine Rechtfertigungshaltung: Die Arbeiterliteratur habe „in den Anfängen der Arbeiterbewegung einen wichtigen Beitrag zur Identitätsbildung wie zur kulturellen Emanzipation der Arbeiter“ geleistet und gehöre daher „zur Geschichte der Literatur des 19. Jahrhunderts“ (KMB 175).⁵⁷ Die Literatur erfährt also eindeutig eine Rückbindung an gesellschaftliche Entwicklungen wie die Entstehung der Arbeiterklasse im Zuge der Industriellen Revolution.

Bernd Witte macht in seinem Überblickswerk *Deutsche Arbeiterliteratur von den Anfängen bis 1914* darauf aufmerksam, dass die „Literatur, die im Rahmen der organisierten Arbeiterbewegung vor 1914 entstand“, „lange Zeit so gut wie verschollen gewesen“ sei,⁵⁸ weil sie „in ihrer Mischung von Elementen des niederen Unterhaltungsromans und sozialistischer Bekehrungsschriften ein besonders abstoßendes Beispiel ideologisch gefärbter Trivialliteratur zu sein“ schien (BW 17). Als Gründe für die Geringachtung der Arbeiterliteratur nennt er zum einen die politische Umorientierung der Sozialdemokratie nach dem Ersten Weltkrieg, die sich nicht mehr mit den revolutionären Zielen der frühen Arbeiterbewegung identifizierte; zum anderen führt er das Fehlen „theoretische[r] Vermittlung“ an: sie sei aus den eigenen Reihen „stets nur als Gebrauchsliteratur“ verstanden worden, „für den Augenblick und seine

⁵⁷ Auch in seiner Monographie *Zwischen Alltag und Utopie* widmet er sich der *Arbeiterliteratur als Diskurs des 19. Jahrhunderts* (Opladen: Westdt. Verl., 1991). Im Kapitel ‚Zwischen Epigonalität und Modernität‘ befasst er sich, in ähnlicher Herangehensweise wie im erwähnten Aufsatz, dem Verhältnis von ‚Arbeiterliteratur‘ und ‚hegemonial-dominanter Literatur‘ (vgl. S. 119-233, bes. zur Prosa ab S. 191).

⁵⁸ *Deutsche Arbeiterliteratur von den Anfängen bis 1914*, hg. von Bernd Witte (Stuttgart: Reclam, 1977), Einleitung S. 5-18 (S. 5). Im Folgenden zitiert mit der Sigle ‚BW‘. Im gleichen Jahr erscheint das *Handbuch zur deutschen Arbeiterliteratur*, in dem Witte in seinem Aufsatz ‚Literatur der Opposition. Über Geschichte, Funktion und Wirkmittel der frühen Arbeiterliteratur‘ einen vergleichbaren Standpunkt vertritt wie in seiner Monographie (vgl. *Handbuch zur deutschen Arbeiterliteratur*, hg. von Heinz Ludwig Arnold [München: Edition Text + Kritik, 1977], S. 7-45).

politischen Bedürfnisse geschaffen“ (BW 7f.). Für Witte stellt die Arbeiterliteratur eine „Klassenliteratur“ mit einer unmissverständlichen Funktion dar: Die Texte „wirkten als Instrument der Emanzipation für ihre Leser wie für ihre Produzenten“ (BW 9). Da die Arbeiterliteratur „neben der rein politischen Information“ ein weiteres Ziel gehabt habe, nämlich „die Grundlegung einer – wie auch immer rudimentären – ästhetischen Erziehung des von der offiziellen Kultur fast ganz ausgeschlossenen Volkes“, könne man sie nicht *per se* als „Propagandaliteratur“ verurteilen (BW 10). Wenngleich mit Einschränkungen, gesteht er der Arbeiterliteratur eine Eigenständigkeit und Unverwechselbarkeit zu:

Obwohl sie sich so gut wie ganz formaler Innovationen enthält und statt dessen auf traditionelle [...] Formen zurückgreift, gelingt es ihr, eine spezifische, ihren Wirkungsintentionen angemessene literarische Technik zu schaffen, durch die sie sich von aller anderen gleichzeitigen Literatur unterscheidet. (BW 11f.)

Und so vertritt auch Witte bezüglich der Arbeiterliteratur die Ansicht, dass die Form der Funktion untergeordnet ist. Als wesentliches Kennzeichen hebt er hervor, dass sie „auf einen Dialog angelegt“ und als „Gegenentwurf zur Literatur des ‚schönen Scheins‘“ konzipiert sei: sie stelle der „Bildung der individuellen Persönlichkeit“ die „Organisation einer Klasse“ entgegen (BW 12). Indem er eine Verbindungslinie zu Bertolt Brecht zieht, der den erarbeiteten Techniken der „Subkultur“ in „der hohen Literatur wieder zum Durchbruch“ verholfen habe (BW 13), würdigt Witte die frühen Stimmen der Arbeiterbewegung. So betont er abschließend, dass die Arbeiterliteratur „literarische Techniken, etwa Montage, dokumentarischer Bericht, Mischung von Stilebenen“ verwendet habe, „die für die moderne Prosaliteratur von Bedeutung geworden“ seien (BW 17f.).

Eine Ausnahme von dieser verallgemeinernden Betrachtung bildet die Fallstudie *Sozialdemokratische Belletristik vor dem Ersten Weltkrieg*, in der

Manuel Köppen den *Zusammenhang von literarischer Struktur, Wirklichkeitssicht und politischer Praxis* am Beispiel eines einzigen Autors, *Karl Alwin Gerisch*, untersucht.⁵⁹ Allerdings liest auch Köppen Gerischs „Tendenzprosa“ (MK 30), seine „Erzählungen und Romane“ als „Dokumente sozialdemokratischer Wirklichkeitssicht“ (MK 68), womit er die Literatur als ein Instrument der Ideologie einstuft: Die Wirklichkeitssicht sei „durch den ideologischen Gesamtzusammenhang lückenlos determiniert“ gewesen, so dass die „Struktur sozialdemokratischer Prosa in jenes allegorische Bezugssystem“ verwiesen wurde, „das den Spielraum der Phantasie auf den gewußten Gang der Geschichte einengte“ (MK 339).

Die Leistung einer weiteren Studie liegt darin, auf die Quantität der mit der Arbeiterbewegung sympathisierenden Autoren und deren Erzähltexte aufmerksam gemacht zu haben: Ursula Münchows Monographie *Arbeiterbewegung und Literatur: 1860-1914*.⁶⁰ Die Vielzahl der genannten Schriftsteller schließt allerdings eine gründliche Analyse aus, weshalb ihre Textbesprechungen meist notgedrungen an der Oberfläche verharren. Ebenso wie Wolfgang Emmerichs Sammlung *Proletarischer Lebensläufe* als Quellenfundus für autobiographische Schriften herangezogen werden kann,⁶¹ macht Münchows Publikation jedoch neugierig darauf, die vielen nur angedeuteten Fährten aufzunehmen und Lücken zu füllen. Das soll in der vorliegenden Arbeit mit ausgewählten Texten von Johann Baptist von

⁵⁹ Vgl. Manuel Köppen, *Sozialdemokratische Belletristik vor dem Ersten Weltkrieg. Eine Untersuchung zum Zusammenhang von literarischer Struktur, Wirklichkeitssicht und politischer Praxis am Beispiel der literarischen Werke des sozialdemokratischen Autors und Politikers Karl Alwin Gerisch* (Köln: Pahl-Rugenstein, 1982). In der Folge wiedergegeben mit der Sigle ‚MK‘.

⁶⁰ Vgl. Ursula Münchow, *Arbeiterbewegung und Literatur: 1860-1914* (Berlin: Aufbau, 1981). Im Folgenden zitiert mit der Sigle ‚UM‘.

⁶¹ Vgl. *Proletarische Lebensläufe. Autobiographische Dokumente zur Entstehung der zweiten Kultur in Deutschland*, Bd. 1: *Anfänge bis 1914*, hg. von Wolfgang Emmerich (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1974). In der Folge zitiert mit der Sigle ‚WE‘.

Schweitzer, Carl Lübeck, August Otto-Walster und Robert Schweichel weitergeführt werden.

Von der ‚Missachtung‘ bzw. eingeschränkten Analyse der Erzählliteratur der Arbeiterbewegung ausgenommen ist – zumindest ansatzweise – die Arbeiterautobiographie, zu der im Vergleich mit der frühen Arbeiterprosa relativ umfangreiche Sekundärliteratur existiert.⁶² Allerdings liegt der Fokus hier auf den im frühen 20. Jahrhundert von Paul Göhre herausgegebenen proletarischen Lebensschilderungen, sozusagen dem ‚Kanon‘ der Arbeiterautobiographien. Der Versuch, die Lebensschilderung in der Literatur der Arbeiterbewegung zurückzuverfolgen, wurde m.E. bislang nicht unternommen. Daher hat diese Untersuchung zum Ziel, Stimmen zu Wort kommen zu lassen, die bislang in der Forschung gar nicht (J. M. Hirsch und H. W. F. Schultz) oder nur am Rande (F. L. Fischer) behandelt wurden.

Hier wird nun der Versuch unternommen, die Arbeiterliteratur als eine Strömung unter anderen wahrzunehmen – es wird die Komplementarität des Ungleichen angenommen, die sich letzten Endes bereichernd, nicht einschränkend auf die literarische Ordnung auswirkt. Mit einem mehrbändigen Roman, Feuilletonerzählungen, Kalendergeschichten, autobiographischen Formen und einer ‚Sozialreportage‘ wird ein Spektrum unterschiedlichster Prosatexte vorgeführt: Kurz- und Lang-, fiktive und quasi dokumentarische Formen. Die ausgewählten Texte werden in ihrem Beziehungsgeflecht zu anderen zeitgenössischen Texten wahrgenommen, aber auch zeitübergreifende

⁶² Ursula Münchow, *Frühe deutsche Arbeiterautobiographie* (Berlin: Akademie, 1973); Georg Bollenbeck, *Zur Theorie und Geschichte der frühen Arbeiterlebenserinnerungen* (Kronberg/Ts.: Scriptor, 1976); Petra Frerichs, *Bürgerliche Autobiographie und proletarische Selbstdarstellung. Eine vergleichende Darstellung unter besonderer Berücksichtigung persönlichkeits-theoretischer und literaturwissenschaftlich-didaktischer Fragestellungen* (Frankfurt a.M.: Haag & Herchen, 1980); Albrecht Lehmann, *Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen* (Frankfurt a.M. u.a.: Campus, 1983); Michael Vogtmeier, *Die proletarische Autobiographie 1903-1914. Studien zu Gattungs- und Funktionsgeschichte der Autobiographie* (Frankfurt a.M. u.a.: Lang, 1984).

Folien und Anspielungshorizonte aufgerufen, sofern sie konstitutiv für die Textinterpretation erscheinen. Das setzt ein Literaturverständnis voraus, das nicht auf in sich geschlossenen Systemen beruht, sondern ein Aufeinander-Reagieren, eine Dynamik innerhalb der Literaturlandschaft annimmt. Über die Unterschiede hinweg sollen die ästhetischen, strukturellen, thematischen Besonderheiten und Verwandtschaften herausgearbeitet und dabei folgende Fragen beantwortet werden: Wie gestaltet sich das Verhältnis von früher Arbeiterprosa und zeitgenössischer bürgerlicher Erzählliteratur? Inwiefern hebt sich die Erzählliteratur der Arbeiterbewegung formal und inhaltlich von den bürgerlichen Texten ab? Einiges hingegen kann und will diese Untersuchung nicht leisten: Sie verfolgt keinen rezeptionsästhetischen Ansatz und versteht sich auch nicht als Beitrag zur Debatte um literarische Qualität und die Einteilung in Kanon und Anti-Kanon durch die (bürgerliche) Literaturgeschichtsschreibung.

I.4 Quellenlage

Der vorliegenden Untersuchung gingen umfangreiche Forschungs- und Archivarbeiten voraus, ohne die eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den Texten nicht möglich gewesen wäre.⁶³ Anders als die Arbeiterliteratur der Weimarer Republik, die heute noch mit bekannteren Autoren in Buchhandlungen vertreten ist (wie Bertolt Brecht, Max Kretzer oder Anna Seghers) sind die Schriftsteller der organisierten Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts in Vergessenheit geraten. Daher mussten in einem ersten Schritt die Quellen aufgefunden und gesichtet werden, alsdann gewährleistet sein, dass vollständige Jahrgänge der betreffenden Zeitschriften (*Social-Demokrat*,

⁶³ Friedrich-Ebert-Stiftung Bonn, Fritz-Hüser-Institut Dortmund, Bundesarchiv Berlin, International Institute of Social History Amsterdam.

Braunschweiger Volksfreund) vorliegen. Welche Autoren haben überhaupt Prosatexte verfasst, was eignet sich – entweder aufgrund der Repräsentativität oder aber aufgrund seiner Abweichung vom Schema – zur Diskussion? Manche Erzählung, deren Erforschung vielversprechend begann, kam aufgrund fragmentarischer Bestände oder schlechter graphischer Qualität nicht in die engere Auswahl.

Es wird also ersichtlich, dass es sich bei dem Textkorpus nicht um ein im Vorfeld abgestecktes Literatur-Feld handelt, sondern dass es das Ergebnis eines ‚Urbar-Machens‘, eines *work in progress* ist. Angesichts der Fülle des Materials musste nach der Auswertung zwangsläufig eine engere Auswahl stattfinden. Die Vorgehensweise darf als exemplarisch, ja als eklektisch in der ursprünglichen Wortbedeutung von ‚ausgewählt‘ bezeichnet werden.⁶⁴ Einem hermeneutischen Ansatz folgend wird untersucht, ob und inwiefern die Erzählliteratur der Arbeiterbewegung dazu beiträgt, die literarische Landschaft in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts verstehen zu helfen, und *vice versa*, wie die sie umgebenden zeitgenössischen Texte anderer (bürgerlicher) Autoren auf sie einwirken. Der Verstehensprozess, zunächst als ‚hermeneutischer Zirkel‘ beschrieben,⁶⁵ hat mittlerweile eine Aktualisierung und Akzentverschiebung hin

⁶⁴ Hier wird der Begriff ohne den pejorativen Beigeschmack verwendet, der ihm in Literaturkritik und Philosophie anhaftet; galt ‚Eklektizismus‘ einst als „Kennzeichen einer als fruchtbar bewerteten Methode“ sowie „Ausdruck selbständigen Denkens und Wählens“, ist der Terminus mittlerweile „zum Kampfbegriff gegen diese Methode“ und „zum Charakteristikum unkritischen Vermischens und logischer Ungereimtheiten geworden“ (Siegfried Wollgast, ‚Eklektizismus‘, *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, hg. von Wolfgang Fritz Haug, Bd. 3 [Hamburg: Argument, 1997], 226-237 [226]. <http://www.inkrit.de/e_inkritpedia/e_maincode/doku.php?id=e:eklektizismus> [Zugriff am 10. September 2013]).

⁶⁵ Diese Theorie wurde vom Philologen Friedrich Ast aufgestellt: „Wenn wir nun aber den Geist des gesamten Alterthums nur durch seine Offenbarungen in den Werken der Schriftsteller erkennen können, diese aber selbst wieder die Erkenntniß des universellen Geistes voraussetzen, wie ist es möglich, da wir immer nur das eine nach dem anderen, nicht aber das Ganze zu gleicher Zeit auffassen können, das Einzelne zu erkennen, da dieses die Erkenntniß des Ganzen voraussetzt? Der Zirkel, daß ich a, b, c u. s. w. nur durch A erkennen kann, aber dieses A selbst wieder nur durch a, b, c u. s. f., ist unauflöslich, wenn beide A und a, b, c als Gegensätze gedacht werden, die sich wechselseitig bedingen und voraussetzen, nicht aber ihre Einheit anerkannt wird, so daß A nicht erst aus a, b, c u. s. f. hervorgeht und durch sie gebildet

zur ‚hermeneutischen Spirale‘ erfahren, die verdeutlicht, dass die intellektuelle Aneignung nicht zirkulär verläuft. Aufgrund der „Unabschließbarkeit der hermeneutischen Spirale“ kann es „weder ‚falsche‘ noch ‚richtige‘, sondern allenfalls mehr oder minder angemessene Interpretationen geben“, die dem „Mechanismus der Selbstkorrektur“ unterliegen.⁶⁶ Der Erkenntnisgewinn liegt schließlich in der beständigen Neu- und Umgewichtung zwischen den einzelnen Teilen und dem Ganzen.

Diese Vorstellung einer spiralförmigen Entwicklung findet sich wieder in Gert Vonhoffs *Erzählgeschichte*. Die vorliegende Untersuchung greift die von ihm entwickelten Kategorien in Bezug auf literarisches Erzählen auf, die „eher relationalen Charakter haben als definitorisch festschreibenden“ und daher „zu weitergehenden Differenzierungen einladen“.⁶⁷ Er geht von drei unterschiedlichen Erzählweisen aus: „*Projektives Erzählen*“ habe „eine Position entwerfende Qualität“, es beschreibe „einen neuen Standort“ und sei „darum bemüht, ihn gewissermaßen zu definieren“. „*Kritisches Erzählen*“ wiederum zeichne „eine Position hinterfragende Qualität“ aus; es befrage „einen bereits ausgebildeten Standort, im Bemühen darum, ihn in Differenzierungen fortzuentwickeln, und im Bewußtsein davon, dies auch im Rahmen des Bestehenden tun zu können“. „*Analytisches Erzählen*“ schließlich weise „eine Position suchende Qualität“ auf; es deute „über den eingenommenen Standort hinaus, ohne allerdings schon in eine andere, neue Projektion zu münden“.⁶⁸

wird, sondern ihnen selbst vorausgeht, sie alle auf gleiche Weise durchdringt, a, b, c also nichts anderes, als individuelle Darstellungen des Einen A sind. In A liegen dann auf ursprüngliche Weise schon a, b, c; diese Glieder selbst sind die einzelnen Entfaltungen des Einen A, also liegt in jedem auf besondere Weise schon A, und ich brauche nicht erst die ganze unendliche Reihe der Einzelheiten zu durchlaufen, um ihre Einheit zu finden.“ (Friedrich Ast, *Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik* [Landshut: Jos. Thomann, 1808], S. 179f.).

⁶⁶ Jürgen Bolten, ‚Die Hermeneutische Spirale. Überlegungen zu einer integrativen Literaturtheorie‘, *Poetica* 17 (1985), H. 3/4, 355-371 (S. 362f.).

⁶⁷ Gert Vonhoff, *Erzählgeschichte. Studien zur erzählenden Prosa* (Münster: Monsenstein und Vannerdat, 2007), S. 9.

⁶⁸ Vonhoff, *Erzählgeschichte*, S. 10.

Dieses terminologische ‚Werkzeug‘ soll dabei helfen, „sich wiederholende Variationen sichtbar zu machen und so Geschichte mehr in ihren Ausdifferenzierungen wahrzunehmen; wenn man so will, die geschichtliche Vorstellung in Form einer Linie durch eine solche in *Spiralform* zu ersetzen“.⁶⁹ Mithilfe dieses Ansatzes kann auch die im Umfeld der Arbeiterbewegung entstehende Prosa und ihr Verhältnis zur zeitgenössischen Literatur in Abstufungen untersucht werden.

I.5 Gliederung der Untersuchung

Der Diskussion ausgewählter Prosatexte aus dem Zeitraum von 1863 bis 1906, die im Mittelpunkt stehen sollen, geht eine Auseinandersetzung mit dem ‚frühsozialistischen‘ Autor Georg Weerth und der poetologischen Debatte der 1830er und 40er Jahre voraus, um ‚die Entdeckung der Erzählliteratur durch die Arbeiterbewegung‘ bis zu ihren Ursprüngen zurückzuverfolgen.

Danach setzt die Arbeit nahezu zeitgleich zur Bildung der ersten sozialdemokratischen Partei, des ADAV, ein, und untersucht den dreibändigen Roman *Lucinde oder Capital und Arbeit* von Johann Baptist von Schweitzer, dem Nachfolger des ADAV-Präsidenten Ferdinand Lassalle. Der Roman wird ausführlich diskutiert, weil er als erstes ambitioniertes Erzählvorhaben nach der offiziellen Grundsteinlegung der Sozialdemokratie und damit als literarisches ‚Gründungsdokument‘ der organisierten Arbeiterbewegung angesehen werden kann. Was macht die Besonderheit des Textes aus, der als Gesellschaftspanorama gelesen werden kann? Die Romantrilogie soll in (fruchtbare) Diskussion mit anderen (bürgerlichen) Erzähltexten und Genres treten, um so ein globaleres Bild von den literarischen Paradigmen in der Mitte

⁶⁹ Vonhoff, *Erzählgeschichte*, S. 17.

des 19. Jahrhunderts zu erlangen. Dabei wird zu untersuchen sein, ob die Formenvielfalt des umfangreichen Werkes sowie die wechselnde Erzählerhaltung auf erzählerisches Unvermögen zurückzuführen oder auch als ‚Leistung‘, als Bemühen um einen neuen narrativen Weg eingeschätzt werden können.

Dann springt die Arbeit in die 1870er Jahre und diskutiert exemplarische Feuilletonerzählungen Carl Lübecks sowie ausgewählte Kalendergeschichten August Otto-Walsters und Robert Schweichels. In einem engen Zeitfenster von lediglich vier Jahren veröffentlicht, veranschaulichen diese kurzen Prosatexte die stilistische, formale und thematische Bandbreite der Arbeiterliteratur. In dem Jahrzehnt, das mit dem Deutsch-Französischen Krieg einsetzt, in dem sich ADAV und Eisenacher zur *Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands* (SAP) vereinigen und kurz darauf die Bismarckschen Sozialistengesetze zur Verfolgung der ‚vaterlandslosen Gesellen‘ erlassen werden, zeigen die ausgewählten Erzählungen das Oszillieren zwischen (bürgerlich geprägten) Mustern und einer eigenen literarischen Ausdrucksweise. Dabei eignet sich das Feuilleton dazu, sowohl Möglichkeiten als auch Limitierungen des Erzählens in der Tagespresse als dem bevorzugten Verbreitungsmedium der literarischen Arbeiterbewegung herauszustellen. Den Auftakt macht die vergleichende Untersuchung zweier Erzählungen des Schriftstellers Carl Lübeck: ‚Der Faden der Ariadne‘, die auf den Ereignissen des Deutsch-Französischen Krieges, vor allem der Pariser Kommune, beruht und sich somit am Puls der Zeit bewegt; sowie ‚Der Arme darf nicht weinen‘, die räumlich und zeitlich unkonkret bleibt, dabei aber Allgemeingültigkeit beansprucht. Von dem Vergleich verspricht sich die Untersuchung, Unterschiede im Ähnlichen aufzudecken. Als nächstes werden zwei ausgewählte Kalendergeschichten diskutiert, weil der

Volkskalender auf eine lange Tradition zurückblicken kann und interessant ist, weshalb und wie der Parteikalender das Überlieferte aufgreift und abwandelt. Folglich liegt das Augenmerk auf den narrativen Besonderheiten der Kalendergeschichte im sozialdemokratischen Kalender. Auch hier ist die Wahl auf zwei sehr unterschiedliche Texte gefallen, um darauf hinzuweisen, dass der gleiche Veröffentlichungsrahmen nicht automatisch eine erzählerische Einheitsform zur Folge hat. Der Text Otto-Walsters gestaltet die Debatte um die politische Positionierung, die ‚richtige‘ sozialdemokratische Gesinnung, während in der Erzählung Schweichels die Entstehung einer Arbeiterliteratur im literarischen Medium selbst verhandelt wird.

Die Zeit unter den Sozialistengesetzen (1878-1890) wird ausgelassen, weil sich zum einen die Publikation einschlägiger sozialdemokratischer Publikationen ins Ausland verlagerte.⁷⁰ Zum anderen wurde durch die Umbenennung sozialdemokratischer Organe, die weiterhin in Deutschland erschienen, eine ‚Entpolitisierung‘ suggeriert.⁷¹ Der interessanten Frage, ob dieser Eindruck tatsächlich zutreffend war oder nicht doch ein Ideenschmuggel stattfand, kann im Rahmen dieser Untersuchung nicht ausführlich nachgegangen werden, weshalb sie zu dem Zeitpunkt wieder einsetzt, als sich die Sozialdemokratie konsolidiert hat. Schon in den Texten Schweitzers und Otto-Walsters wird dem Leser jeweils eine Art ‚fingiertes Tagebuch‘ präsentiert; jetzt, gegen Ende des 19. Jahrhunderts, tritt die Arbeiterautobiographie auf den Plan, der das abschließende Kapitel gewidmet ist. Damit soll im ausgewählten

⁷⁰ *Der Sozialdemokrat. Internationales Organ der Sozialdemokratie deutscher Zunge* wurde in den zwölf Jahren der Sozialistengesetze in London und Zürich herausgegeben und fand durch die ‚rote Feldpost‘ auch seinen (illegalen) Weg nach Deutschland (vgl. die Karte zur Verbreitung des *Sozialdemokrat* im 1. Quartal 1888, Ernst Engelberg, *Revolutionäre Politik und Rote Feldpost 1878-1890* [Berlin: Akademie, 1959], nach S. 192).

⁷¹ So wurde der *Braunschweiger Volksfreund*, ein wichtiges Organ der sozialdemokratischen Presse, in dem zahlreiche Feuilletonerzählungen, auch in Extrabeilagen, erschienen sind, von 1878 bis 1890 umbenannt in *Braunschweigisches Unterhaltungs-Blatt*.

Zeitraum die Entwicklungslinie der Prosaliteratur der Arbeiterbewegung nachvollzogen und abgerundet werden; ohne die proletarischen Lebensschilderungen würde eine wesentliche literarische Ausdrucksweise fehlen. Denn das Dreischritt-Modell – Literatur *über* Arbeiter, *für* Arbeiter, *von* Arbeitern – ist zwar simplifizierend, doch trifft es zumindest einen richtigen Aspekt in Hinblick auf die Entdeckung der Erzählliteratur durch die Arbeiterbewegung. Bei der Diskussion dieser ‚Literatur von Arbeitern‘ soll nicht nur das große Ganze, die Ebene der ‚Arbeiterliteratur‘ insgesamt, beleuchtet, sondern auch im Kleinen, innerhalb des autobiographischen Schreibens, die Prozesshaftigkeit nachgezeichnet werden. Entgegen der Forschung, die sich auf Arbeiterautobiographien von 1903 bis 1911 konzentriert, verfolgt diese Untersuchung die Lebensschilderungen von Arbeitern zurück bis zu ihren Anfängen, die mit dem Fund der ‚Arbeiter-Biographie. Von J. M. Hirsch‘ im *Social Demokrat* auf das Jahr 1867 datiert werden. Mit diesem Lebensbericht und den *Erinnerungen eines Hamburger Proletariers* von 1899 ist die Auswahl auf zwei unterschiedliche ‚sozialdemokratische Bekennungsschriften‘ gefallen; sie wird ergänzt um die ‚tendenzenlosen‘ *Arbeiterschicksale* F. L. Fischers von 1906, womit die Grenze zum 20. Jahrhundert überschritten ist. Es gilt zu überprüfen, inwieweit sich die Arbeiterautobiographien als zum bürgerlich geprägten Genre zugehörig erweisen bzw. sich von ihm abheben. Zu diesem Zweck werden zeitgenössische bürgerliche Gründerzeitautobiographien als Vergleichsmaßstab herangezogen. Auch der bereits erwähnte Paul Göhre kommt mit seiner ‚fingierten‘ Arbeiterautobiographie zu Wort: *Drei Monate Fabrikarbeiter* (1891) wird unter der Prämisse in die Untersuchung aufgenommen, dass diese ‚praktische Studie‘ als frühe Form einer

‚Sozialreportage‘ das Bild von der literarischen Arbeiterbewegung weiter ausdifferenziert.

I.6 ‚Prosa der Verhältnisse‘

Die vorliegende Untersuchung fasst „ästhetische Erscheinungen als eine besondere Form sozialer [Erscheinungen]“ auf, ohne damit „den spezifischen Kunstcharakter literarischer Texte zu verkennen“.⁷² Diese wechselseitige Beeinflussung von Literatur und Gesellschaft steckt auch in dem Ausspruch Hegels von der ‚Prosa der Verhältnisse‘. Es mag auf den ersten Blick verwundern, dass eine Studie zur Erzählliteratur der Arbeiterbewegung diesen Titel trägt, steht Hegel doch mit seiner idealistischen Ästhetik in diametralem Gegensatz zur marxistischen Kunstauffassung.⁷³ Doch obwohl Hegels idealistische Ästhetik den Denkprozess und nicht die materiell erfassbare Wirklichkeit zur ‚Basis‘ hat, kann der Terminus von der ‚Prosa der Verhältnisse‘ für die Erzähltexte der Arbeiterbewegung im untersuchten Zeitraum fruchtbar gemacht werden. Hegel zufolge ist „der Kreis für ideale Gestaltungen“ aufgrund der „ausgebildeten rechtlichen, moralischen und politischen Verhältnisse“ zu seiner Zeit „nur sehr begrenzter Art“ (VÄ I, 253), und er begründet diese Sichtweise wie folgt: „jeder Einzelne gehört doch, wie er sich wenden und drehen möge, einer bestehenden Ordnung der Gesellschaft an und erscheint [...] nur als ein beschränktes Glied derselben“. Weil er zwangsläufig nur

⁷² Viktor Žmegač, ‚Einleitung: Zum Problem der Literaturgeschichte‘, *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bd. I/1: 1700-1848, hg. von Viktor Žmegač (Königstein/Ts.: Athenäum, 1978), S. XI-XXXIII (S. XVII).

⁷³ Siehe dazu etwa: Karl Marx, ‚Nachwort zur 2. Auflage (des *Kapitals*)‘, 24. Januar 1873, Karl Marx, Friedrich Engels, *Werke*, Bd. 23 (Berlin: Dietz, 1962), S. 18-28 (Die Werke werden im Folgenden angegeben mit der Sigle ‚MEW‘, Bd. und Jahreszahl in Klammern); Karl Marx, Friedrich Engels, ‚Die deutsche Ideologie‘, MEW, Bd. 3, 2. Aufl. (1959), S. 11-530 (v.a. S. 38); Karl Marx, *Theorien über den Mehrwert*, MEW, Bd. 26,1 (1965), S. 257; Georg Friedrich Wilhelm Hegel, *Werke in 20 Bänden*, hg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Bd. 13, 14 und 15: *Vorlesungen über die Ästhetik* I, II und III (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1970), im Folgenden zitiert mit den Siglen ‚VÄ I, II, III‘ (v.a. VÄ I, 130, 167, 190, 202, 216).

„befangen“ handeln könne, sei „das Interesse an solcher Gestalt wie der Gehalt ihrer Zwecke und Tätigkeit“ „unendlich partikulär“ (VÄ I, 254f.). Deshalb habe die Stunde des Romans „im modernen Sinne“ geschlagen, der „eine bereits zur *Prosa* geordnete Wirklichkeit voraus[setzt].“ Hegel bezeichnet den „Konflikt zwischen der Poesie des Herzens und der entgegenstehenden *Prosa* der Verhältnisse“ als eine „der gewöhnlichsten und für den Roman passendsten Kollisionen“. Die von ihm empfohlene Lösung liegt darin, dass „die der gewöhnlichen Weltordnung zunächst widerstrebenden Charaktere“ sowohl „das Echte und Substantielle in ihr anerkennen lernen, mit ihren Verhältnissen sich aussöhnen und wirksam in dieselben eintreten“, als auch „von dem, was sie wirken und vollbringen, die prosaische Gestalt abstreifen und dadurch eine der Schönheit und Kunst verwandte und befreundete Wirklichkeit an die Stelle der vorgefundenen *Prosa* setzen“ (VÄ III, 392f.).

Hegel versteht also die Entwicklung von der epischen Schilderung ‚welthistorischer Individuen‘, die den Lauf der Weltgeschichte veranschaulichen und beeinflussen, hin zur bürgerlichen Individual- und Bildungsgeschichte in Romanform als Einschränkung des geistigen Ideals und damit der Möglichkeiten des Kunstschönen. Dass die der Kunst zuwiderlaufenden ‚prosaischen Verhältnisse‘ sogar noch eine Steigerung erfahren können, ist in seinem Modell nicht mitgedacht, doch lässt es sich durchaus um diese Komponente erweitern. In den zu diskutierenden Erzähltexten der Arbeiterbewegung hat sich die Kampffront erneut verschoben: Es ist nicht länger das bürgerliche Individuum, das sich gegen die bestehenden Verhältnisse zur Wehr setzt, nur um am Ende in ihnen anzukommen, sondern es ist die Arbeiterklasse, die sich gegen die bürgerliche Gesellschaftsordnung behaupten und Veränderungen herbeiführen will. Bezeichnet Hegel schon die

bürgerliche Ordnung als eine die persönliche Selbstständigkeit und ideelle Ausrichtung hemmende, so wird im Zuge der Industrialisierung der einzelne Mensch mehr und mehr zu einem auf seine Funktionalität reduzierten Rädchen im Getriebe. Wie reagiert die Literatur als ‚Kunstschönes‘ auf diese gesellschaftliche Zuspitzung? Wird die Prosa radikaler oder begnügen sich die Protagonisten schließlich mit dem Status quo, gliedern sie sich ein? Wie gestaltet sich der Konflikt zwischen der ‚Poesie des Herzens‘ und der ‚Prosa der Verhältnisse‘? Entsteht durch die gesellschaftliche Interessenverlagerung ‚nach unten‘ auch im literarischen Medium etwas Neues, Anderes? Wird die ‚prosaische Gestalt‘ abgestreift und durch etwas Kunstvolles ersetzt oder wird sie eher betont?

II. Georg Weerth: eine Vorgeschichte

Um den am Ende des letzten Kapitels aufgeworfenen Fragen nachzugehen, sollen einige Schlaglichter auf das literarische Werk des kaufmännischen Schriftstellers (oder schriftstellernden Kaufmanns) Georg Weerth geworfen werden. Denn seine Texte bieten sich an, um über den Bruch der Revolution von 1848 hinweg Kontinuitäten aufzuzeigen und zumindest anzureißen, inwieweit dieser bürgerliche Autor die nachkommende Arbeiterliteratur beeinflusste. Zahlreiche Belege sprechen dafür, dass es eine Verknüpfung zwischen diesem ‚Frühsozialisten‘ und der organisierten Arbeiterbewegung nach 1860 gibt: Im Nachruf würdigt Friedrich Engels den Mitarbeiter der *Neuen Rheinischen Zeitung* als „erste[n] und bedeutendste[n] Dichter des deutschen Proletariats“.⁷⁴ Auch vom marxistischen Historiker und Literaturkritiker Franz Mehring wird Georg Weerth rückblickend als „Dichter des Proletariats“ bezeichnet,⁷⁵ dessen „Muse“ die „Revolution“ gewesen sei.⁷⁶ Schließlich findet sich im Nachlass Julius Mottelers, der während der Sozialistengesetze den Vertrieb der sozialdemokratischen Presse im Untergrund organisierte, der Brief eines – heute unbekanntes – Schriftstellers, in dem sich dieser erkundigt: „Was besitzt du an Gedichten Georg Weerths gedruckt oder in Abschrift? | Was weißt du über seine Biographie?“⁷⁷ Diese Nachfrage lässt darauf schließen, dass der Autor versucht, Weerth als Alliierten im Kampf zu sehen. Im 20. Jahrhundert etikettiert die Literaturwissenschaft der BRD Weerth als

⁷⁴ Friedrich Engels, ‚Georg Weerth, der erste und bedeutendste Dichter des deutschen Proletariats‘, Nekrolog von 1883, MEW, Bd. 21 (1962), S. 5-8 (S. 5).

⁷⁵ Franz Mehring, ‚Ein Dichter des Proletariats‘ (*Die Volksbühne* 2 [1893/94], H. 1, 8-10), Franz Mehring, *Gesammelte Schriften*, hg. von Thomas Höhle, Bd. 10: *Aufsätze zur deutschen Literatur von Klopstock bis Weerth*, hg. von Hans Koch (Berlin: Dietz, 1961), S. 620f.

⁷⁶ Franz Mehring, *Gesammelte Schriften*, hg. von Thomas Höhle, Bd. 1: *Geschichte der deutschen Sozialdemokratie*, Teil 1: *Von der Julirevolution bis zum preußischen Verfassungskampfe 1830 bis 1863*, hg. von Thomas Höhle (Berlin: Dietz, 1960), S. 269.

⁷⁷ Brief Manfred Wiltichs, Schriftsteller, an Julius Motteler, Leipzig, 10. September 1901, Bundesarchiv Berlin (BArch), NY 4012.

„Frühsozialist[en]“;⁷⁸ die DDR-Germanistik hingegen stuft ihn als „Kommunist[en]“ ein.⁷⁹ Im Folgenden soll überprüft werden, ob nach der gescheiterten 1848er Revolution gewisse Stilmittel und thematische Konstellationen von später geborenen Schriftstellern wieder aufgenommen, variiert und aktualisiert werden.

II.1 Poetologische Überlegungen

Zunächst einmal markiert der März 1848 aus der Rückschau für Deutschland einen „Schnitt- und Kulminationspunkt verschiedener, seit langem angestauter Modernisierungskrisen politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Provenienz“.⁸⁰ Im Zuge der Industriellen Revolution, die Hans-Ulrich Wehler als „Take-Off“ bezeichnet, vollzieht sich ein wirtschaftlicher Strukturwandel, der auch eine „Umwandlung der Stratifikationshierarchie“ zur Folge hat.⁸¹ In der „Übergangsgesellschaft“⁸² übernimmt die Wirtschaftsbourgeoisie allmählich den Platz der Feudalaristokratie.

Auch auf dem philosophischen und literarischen Feld hatte sich nach dem Tod Hegels und Goethes Anfang der 1830er Jahre ein Übergang vollzogen. Den positiv-schöpferischen Aspekt dieses kulturellen Erneuerungsprozesses betont der Schriftsteller Theodor Mundt:

⁷⁸ Friedrich Sengle, *Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815-1848*, Bd. 1: *Allgemeine Voraussetzungen, Richtungen, Darstellungsmittel* (Stuttgart: Metzler, 1971), S. 161.

⁷⁹ Rainer Rosenberg, *Literaturverhältnisse im deutschen Vormärz* (Berlin: Akademie, 1975), S. 44.

⁸⁰ Wilhelm Kreutz, ‚Die europäische Revolution von 1848/49‘, *Revolution 1848/49. Ereignis – Rekonstruktion – Diskurs*, hg. von Gudrun Loster-Schneider (St. Ingbert: Röhrig, 1999), S. 67-91 (S. 72).

⁸¹ Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 2: *Von der Reformära bis zur industriellen und politischen „Deutschen Doppelrevolution“ 1815-1848/49*, 2. Aufl. (München: Beck, 1989), S. 26 und 143.

⁸² Helmut Bock, ‚Deutscher Vormärz. Immer noch Fragen nach Definition und Zäsuren einer Epoche?‘ *Vormärz und Klassik*, hg. von Lothar Ehrlich, Hartmut Steinecke und Michael Vogt (Bielefeld: Aisthesis, 1999), S. 9-32 (S. 13).

Immer, wenn die Cultur gewisse Endpuncte erreicht hat, beginnt sie sich selbst umzubiegen, und in dem sie sich zurückbildet in ihren Grund, aus dem sie geworden, erzeugt sie auf diesem Wege das Neue, das noch nicht dagewesen war.⁸³

Ihre politische Dimension verbindet die Literatur des Vormärz und jungen Deutschlands mit der späteren Literatur der Arbeiterbewegung; ‚politisch‘ in dem Sinne, dass die literarische Ausdrucksweise nicht nur für sich selbst existiert, sondern auf der außerliterarischen Realität basiert und auf sie verweist. Dieser Realitätsbezug hat oft zum Vorwurf des Wider-Ästhetischen geführt, dem Mundt wie folgt begegnet:

Gelingt es uns nicht, mit der Aesthetik in den wahren, pulsirenden Lebenspunkt unserer Zeit einzutreten [...], so mögen wir die Aesthetik, mit ihren leblosen Definitionen des Schönen, Angenehmen, Erhabenen u.s.w., endlich als eine unnütze Last der Facultäten über Bord werfen.⁸⁴

Wie Mundt grenzt auch Ludolf Wienbarg seine Ansichten von der Methodologie der akademischen Ästhetik ab. Die „Kunstonanie des verflrossenen Jahrhunderts“⁸⁵ (mit Gutzkows Worten) sei vorbei – so wie Schiller versucht habe, mittels idealistischer Dichtkunst die ästhetische Erziehung des Menschen in die Wege zu leiten, müsse die Jetztzeit genau den Umkehrschluss vornehmen und durch ein ‚lebendiges‘ Fundament die Literatur erneuern:

die Schriftstellerei ist kein Spiel schöner Geister, kein unschuldiges Ergötzen, keine leichte Beschäftigung der Phantasie mehr, sondern der Geist der Zeit, der unsichtbar über allen Köpfen waltet, ergreift des Schriftstellers Hand und schreibt im Buch des Lebens mit dem ehernen Griffel der Geschichte, die Dichter und ästhetischen Prosaisten stehen nicht mehr, wie vormals, allein im Dienst der Musen, sondern auch im Dienst des Vaterlandes, und allen mächtigen Zeitbestrebungen sind sie Verbündete. Ja, sie finden

⁸³ Theodor Mundt, *Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen* (Leipzig: Reichenbach, 1835), Reprint (Frankfurt a.M.: Athenäum, 1973), S. 411.

⁸⁴ Theodor Mundt, *Aesthetik. Die Idee der Schönheit und des Kunstwerks im Lichte unserer Zeit*, Faksimiledruck nach der 1. Aufl. von 1845 (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1966), S. 10.

⁸⁵ Karl Gutzkow, ‚Vom Berliner Journalismus‘, *Forum der Journal-Literatur. Eine antikritische Quartalschrift*, Bd. 1, H. 2, hg. von Karl Gutzkow (Berlin: Logier, 1831), Reprint (Frankfurt a.M.: Athenäum, 1971), S. 151-204 (S. 180).

sich nicht selten im Streit mit jenem schönen Dienst, dem ihre Vorgänger huldigten, sie können die Natur nicht über die Kunst vergessen machen, sie können nicht immer so zart und ätherisch dahinschweben, die Wahrheit und Wirklichkeit hat sich ihnen zu gewaltig aufgedrungen, und mit dieser, das ist ihre Schicksalsaufgabe, mit dieser muß ihre Kraft so lange ringen, bis das Wirkliche nicht mehr das Gemeine, das dem Ideellen feindliche Entgegengesetzte ist.⁸⁶

Zwar ordnet Wienbarg den Literaten immer noch eine Wegweisende, quasi prophetische Rolle zu, allerdings versteht er diese Funktion nicht als hierarchische Überlegenheit. Anders als die „früheren Großen unserer Literatur“, die „in einer von der Welt abgeschiedenen Sphäre, weich und warm gebettet in einer verzauberten idealen Welt“ lebten, sind die aktuellen Schriftsteller „von dieser sichern Höhe herabgestiegen, [...] schwimmen mitten im Strom der Welt, und wenn sie sich durch etwas von den Uebrigen unterscheiden, so ist es, daß sie die Vorschwimmer sind“ (AeF 297f.). Theodor Mundt überträgt die soziologische Terminologie von der Diskrepanz zwischen den Ständen auf die Literatur, wenn er verkündet, dass „die Zeit der unbedingten Bewunderung und Anbetung [...] für Göthe's Werke gewiß vorüber“ sei. Diese vergangene „Literaturperiode“ habe „einer gewaltsam bewegten Aristokratie“ geglichen, wohingegen Mundt fordert, dass in der „heutigen Tagesliteratur [...] weniger einzelne Kräfte riesenhaft hervorstreben und ein gleichmäßig vertheiltes, heiteres Schaffen zu einem allgemeinen, glücklichen und harmonischen Bildungszustand der Menschheit hinarbeitet“, so dass in absehbarer Zeit „eine mehr republikanische Literaturverfassung“ vorherrsche.⁸⁷

⁸⁶ Ludolf Wienbarg, *Aesthetische Feldzüge. Dem jungen Deutschland gewidmet*, (Hamburg: Hoffmann & Campe, 1834), S. 298f. Im Folgenden zitiert mit der Sigle ‚AeF‘.

⁸⁷ Theodor Mundt, *Kritische Wälder. Blätter zur Beurtheilung der Literatur, Kunst und Wissenschaft unserer Zeit* (Leipzig: Wolbrecht, 1833), S. 177f. und 180.

Ein für die weitere Entwicklung des Literatursystems im 19. Jahrhundert wesentliches Novum ist die Aufwertung der prosaischen Ausdrucksmittel gegenüber der bislang hochgeschätzten klassischen Formenstrenge. Die Prosa gilt nun als unverbrauchte, lebensnahe und daher der neuen Literaturkonzeption angemessene Form. Wienberg fasst genau diese formale Umbewertung in Worte: „Unsere Dichter sind prosaischer geworden“ (AeF 134), und zwar mit der Konsequenz eines Naturgesetzes, „weil Prosa unsere gewöhnliche Sprache und gleichsam unser tägliches Brot ist, weil unsere Landstände in Prosa sprechen, weil wir unsere Person und Rechte nachdrücklicher in Prosa vertheidigen können, als in Versen“ (AeF 135). Daher werde die Prosa zugleich zur „Poesie des Lebens“ (AeF 134) und zur „Waffe“, die man „schärfen“ müsse (AeF 139).

Auch der Schriftsteller und Literaturhistoriker Hermann Marggraff bezeichnet den Roman, wenngleich abschätzig, in seiner Abhandlung über *Deutschland's jüngste Literatur- und Culturepoche* als das der Gegenwart angemessene Genre, da er „demokratisch“ sei und seiner formalen Konzeption und stofflichen Basis nach „keinen Unterschied der Stände“ mehr kenne.⁸⁸

Folgerichtig werden soziale Fragestellungen dann von dieser ‚sozialen Prosa‘ behandelt, die der konservativ-bürgerliche Literaturhistoriker Rudolph Gottschall rückblickend als „monotone Repetiruhr der Revolution“ bewertet.⁸⁹ Will man den Brückenschlag zwischen frühsozialistischer Theorie und literarischer Umsetzung beleuchten, sind die Schriften von Karl Grün und Moses Heß

⁸⁸ Hermann Marggraff, *Deutschland's jüngste Literatur- und Culturepoche. Charakteristiken* (Leipzig: Engelmann, 1839), S. 363.

⁸⁹ Rudolph Gottschall, *Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Literarhistorisch und kritisch dargestellt*, 2 Bde., Bd. 2 (Breslau: Trewendt & Granier, 1855), S. 241.

aufschlussreich.⁹⁰ Obgleich die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts in Deutschland noch kein so ausgeprägtes Industrieproletariat wie beispielsweise in England kannten, bemühten sich die angeführten Theoretiker darum, die historische Unverzichtbarkeit der sozialistischen Bewegung herzuleiten und sie auch in ihrer Heimat zu legitimieren. Aus Mangel an real vorhandener ‚proletarischer Masse‘ suchten sie die Begründung nicht in der tatsächlichen Situation, sondern entwickelten ein Gedankenkonstrukt, dessen Logik zufolge der Sozialismus sich allein durch die theoretische Erkenntnis konsolidieren werde. Moses Heß formuliert in den *Neuen Anekdoten* diesen Ansatz, indem er zwischen der „praktische[n] Noth des Proletariats“, die „von Außen herein“ gekommen, und der sozialistischen Ideologie, die „durch die theoretische Nothwendigkeit der Wissenschaft von Innen heraus entstanden“ sei, unterscheidet.⁹¹ Dieser Auffassung entsprechend weist Karl Grün nachdrücklich auf die Aktualität der Erforschung des sozialen Elements hin. Sowohl von Wissenschaft als auch Literatur fordert er, dass sie „den sozialen Gedanken ausarbeiten“ müsse, „ausarbeiten in alle Tiefe und in alle Weite: er ist der culminirende Gedanke der Zeit, er ist das wahrhaft Zeitgemäße“.⁹² Hier wird deutlich, dass der Fokus noch auf der Theorie und nicht auf der realen Not des Proletariats liegt:

Wie wäre es nur möglich, in heutiger Zeit schon einen sozialen Roman zu dichten, da noch keine soziale Welt vorhanden ist. Der Roman, welcher sich heute sozial nennt, wird daher nichts weiter sein, als ein Roman der unsozialen Welt, in welchem aber dieser Charakter der Unsozialität zum Bewußtsein kommt.⁹³

⁹⁰ Die Auswahl dieser zwei Wortführer ist willkürlich und exemplarisch, da eine ausführliche und erschöpfende Analyse der frühsozialistischen Schriften den Umfang dieser Arbeit sprengen würde.

⁹¹ Moses Heß, ‚Über die sozialistische Bewegung in Deutschland‘, *Neue Anekdoten*, hg. von Karl Grün (Darmstadt: C.W. Leske, 1845), S. 188-227 (S. 191).

⁹² Karl Grün, *Bausteine: zusammengetragen und mit einem Sendschreiben an seine Osnabrücker Freunde begleitet* (Darmstadt: C.W. Leske, 1844), S. XXX.

⁹³ Karl Grün, ‚Ein Urtheil über die „Geheimnisse von Paris“‘, Grün, *Neue Anekdoten*, S. 144ff.

Dass dieses ‚Unsoziale‘ einen bereits eingeleiteten Paradigmenwechsel in der Literatur unterstützt, ist offensichtlich: Galten bislang Motive der klassischen Ästhetik als literaturwürdig, wird das ‚Schöne‘ nun um sein Gegenteil bereichert. Friedrich Schlegel hatte schon zur Jahrhundertwende das bloß ‚Interessante‘ als „Vorbereitung des Schönen“ in der Dichtkunst bezeichnet,⁹⁴ ein Vierteljahrhundert später trifft Heines Verdikt vom ‚Ende der Kunstperiode‘ einen ähnlichen Nerv.⁹⁵ Seine Erkenntnis, dass das Nacheifern der Goethezeit anachronistisch sei, da deren Idee von der Kunstautonomie angesichts der veränderten gesellschaftlichen Realität nicht länger Gültigkeit beanspruchen könne, mündet in eine neue Kunstkonzeption: Die Literatur müsse konsequenterweise die Interessen der Zeit in ihren Mittelpunkt stellen. Auf diese Weise solle die Dichtkunst die politisch-gesellschaftlichen Zustände durchdringen, reflektieren und zur Sensibilisierung des Publikums beitragen.⁹⁶

Für Moses Heß bedeutet „Sozialismus“ die „wahre Lehre vom Menschen, der wahre Humanismus, die Lehre von der menschlichen Gesellschaft, d.h. Anthropologie“:⁹⁷ Dieser Auffassung, welche den Sozialismus quasi zur

⁹⁴ In seiner Schrift ‚Über das Studium der griechischen Poesie‘ erklärt Schlegel: „*Interessant* nämlich ist jedes originelle Individuum, welches ein größeres Quantum von intellektuellem Gehalt oder ästhetischer Energie enthält. Ich sagte mit Bedacht: ein *größeres*. Ein größeres nämlich als das empfangende Individuum bereits besitzt: denn das Interessante verlangt eine individuelle Empfänglichkeit [...]. Da alle Größen ins Unendliche vermehrt werden können, so ist klar, warum auf diesem Wege nie eine vollständige Befriedigung erreicht werden kann; warum es kein *höchstes Interessantes* gibt.“ (Friedrich Schlegel, ‚Über das Studium der griechischen Poesie‘, *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, hg. von Ernst Behler unter Mitw. von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner [Paderborn u.a.: Schöningh u.a., 1958ff.], im Folgenden abgekürzt mit der Sigle ‚KA‘, Bd. 1: *Studien des klassischen Altertums*, eingel. und hg. von Ernst Behler [1979], S. 217-367 [S. 252f.]).

⁹⁵ In einem Brief an Varnhagen von Ense insistiert Heine auf seiner „fixe[n] Idee“, „daß mit der Endschaft der Kunstperiode auch das Goethenthum zu Ende geht“ (Heinrich Heine an Karl August Varnhagen von Ense, *Heine-Säkularausgabe, Briefabteilung*, hg. von der Stiftung Weimarer Klassik und dem Centre National de la Recherche Scientifique in Paris, 9 Bde. [Berlin: Akademie, 1970-1984], im Folgenden zitiert mit der Sigle ‚HSA‘, Bd. 20 [1975], Brief Nr. 355 vom 28. Februar 1830, S. 387-390 [S. 389f.]).

⁹⁶ In einem Brief an seinen Mentor Varnhagen von Ense schreibt Heinrich Heine: „Der Schiller-Göthesche Xenienkampf war doch nur ein Kartoffelkrieg, es war die Kunstperiode, es galt den Schein des Lebens, die Kunst, nicht das Leben selbst – jetzt gilt es die höchsten Interessen des Lebens selbst, die Revolution tritt ein in die Literatur, und der Krieg wird ernster.“ (HSA, Bd. 20, Brief Nr. 334 vom 4. Februar 1830, S. 384ff. [S. 385]).

⁹⁷ Heß, *Über die sozialistische Bewegung in Deutschland*, S. 203f.

Wissenschaft von den Menschen erhebt und ihm eine ontologische Funktion zuweist, entspricht ein einschließender, nicht ausgrenzender Lösungsansatz der sozialen Frage. Die Verantwortung liegt bei jedem Einzelnen ungeachtet seiner gesellschaftlichen Position, da alle soziale Wesen sind.

II.2 Georg Weerths ‚Blumen-Fest‘ und Romanfragment

Auf dem Hintergrund des theoretisch Erörterten soll im Folgenden untersucht werden, wie sich Georg Weerth mit der ‚sozialen Frage‘ im literarischen Medium auseinandergesetzt hat. In seinem Prosatext ‚Das Blumen-Fest der englischen Arbeiter‘ von 1845 prognostiziert der Erzähler eine baldige Bereicherung der Literaturlandschaft durch die Arbeiterliteratur. Das Blumenfest könne als Beweis dafür gelten, „daß der Arbeiter neben seiner politischen Entwicklung noch einen Schatz von warmer Liebe für die Natur in seinem Herzen bewahrt“ habe, und der Erzähler wird nun ganz konkret: „eine Liebe, die die Quelle aller Poesie ist und die ihn in den Stand setzen wird, eine frische Literatur, eine neue gewaltige Kunst durch die Welt zu führen“.⁹⁸ Der Erstdruck weist, im Gegensatz zur späteren Veröffentlichung in den *Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten* einen Schlusssatz auf, in dem die Lyrik als angemessene Gattung der sich entwickelnden Arbeiterliteratur ausgezeichnet wird:

Die ersten Anfänge dieser poetisch-künstlerischen Entwicklung sind bereits gemacht. So hatte mein Freund Jackson [der Reseleiter des Erzählers] [...] auch das diesjährige Blumenfest der Arbeiter in einem Gedicht verherrlicht, das sich an einfacher Schönheit mit dem Vollkommensten unsrer deutschen Lyrik messen kann.⁹⁹

⁹⁸ Georg Weerth, ‚Das Blumen-Fest der englischen Arbeiter‘, *Gesellschaftsspiegel. Organ zur Vertretung der besitzlosen Volksklassen und zur Beleuchtung der gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart*, Bd. 1, hg. von Moses Heß (Elberfeld: Bädeker, 1845), 180-187 (S. 187).

⁹⁹ Weerth, *Das Blumen-Fest*, S. 187.

Dieser Zusatz wirft die Frage auf, welche Rolle die Prosa für die Konsolidierung einer zukünftigen Arbeiterliteratur spielen wird. Nach Ansicht des Erzählers zumindest scheint die ungebundene Sprache nicht die am besten geeignete Form zu sein. Zwar wird eine neue, in das Arbeitermilieu verlegte Ästhetik proklamiert, doch basiert diese Stilisierung nur scheinbar auf proletarischen Werten. Das ‚Blumen-Fest‘ bildet eine Mischform, die nicht länger dem Prototyp bürgerlicher Belletristik entspricht, allerdings auch noch nicht den proletarischen Blickwinkel verinnerlicht hat. Dieses Changieren zwischen dem Alten und dem Neuen verleiht dem Text einen für seine Entstehungszeit authentischen Gehalt. Somit ist Gert Vonhoff beizupflichten, der die *Skizzen* als ästhetische „Grenzgänge innerhalb der bürgerlichen Literatur“ liest und abschließend festhält: „Dies Kapitel [das Blumen-Fest] ist keine neue Literatur, sondern reflektiert deren Möglichkeiten.“¹⁰⁰

Anders als das ‚Blumen-Fest‘, das vor der Revolution von 1848 im *Gesellschaftsspiegel* erschien, ist das ‚Fragment eines Romans‘, ein weiterer Prosatext Weerths, zu seinen Lebzeiten nicht veröffentlicht worden. Es fand erst posthum Aufnahme in die von Bruno Kaiser edierten *Sämtlichen Werke* (1956/57). Dem Herausgeber zufolge handle es sich „offensichtlich“ bei diesem Text „nur um einen Versuch“, „an dessen Veröffentlichung Weerth niemals gedacht“ habe.¹⁰¹ Knapp vierzig Jahre später sieht Frank Wagner das „Neuerertum“¹⁰² und die „Pionierarbeit“ des Textes gerade in der produktiven „Spannung zwischen ursprünglicher Anlage und Wertung“ und schätzt ihn als

¹⁰⁰ Gert Vonhoff, „Eine frische Literatur“. Georg Weerths *Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten‘, Mutual Exchanges*, hg. von R.J. Kavanagh (Frankfurt a.M.: Lang, 1999), S. 80-95 (S. 88).

¹⁰¹ Bruno Kaiser, ‚Vorwort‘, Georg Weerth, *Sämtliche Werke in fünf Bänden*, hg. von Bruno Kaiser, Bd. 2: *Prosa des Vormärz* (Berlin: Aufbau, 1956), S. 5-13 (S. 11).

¹⁰² Frank Wagner, ‚Einige literarhistorische Beobachtungen an Weerths Romanfragment‘, *Der deutsche soziale Roman des 18. und 19. Jahrhunderts*, hg. von Hans Adler (Darmstadt: Wiss. Buchges., 1990), S. 259-270 (S. 261 und 260).

„Gründungsurkunde des deutschen sozialistischen Romans“ ein.¹⁰³ Doch worin genau besteht das ‚Neue‘, das den Boden bereitet für nachfolgende Autoren der Arbeiterbewegung?

Durch die Unvollständigkeit des Romans, die als erste Reaktion beim Leser womöglich Enttäuschung oder gar Unwillen über das ihm Vorenthaltene provoziert, wird er in einem zweiten Schritt angespornt, Leerstellen aufzufüllen und einen hypothetischen Schluss zu imaginieren. Als bewusst unvollendete Form ist das Fragment eine romantische Erfindung, die die ästhetische Schwäche – das Unfertige – zur Stärke umdeutet. Allen voran würdigten Friedrich Schlegel und Novalis das Bruchstückhafte der Literatur. Für Novalis stellten Fragmente die „Anfänge interessanter Gedankenfolgen – Texte zum Denken“ dar.¹⁰⁴ Schlegel verstand das Fragmentarische als experimentelle Suchbewegung seiner ‚progressiven Universalpoesie‘. Allein die ‚unbefriedigende‘, weil Fragen aufwerfende Lektüre provoziere den gewünschten Reflexionsprozess, durch den das literarische Werk eine universale und überzeitliche Bedeutung gewinne. Ein Roman könne *per se* nicht abgeschlossen sein, denn die „romantische Dichtart ist noch im Werden; ja das ist ihr eigentliches Wesen, daß sie ewig nur werden, nie vollendet sein kann“.¹⁰⁵ Im gewissen Sinne kann diese ‚Progressivität‘ auch für eine Programmatik der Arbeiterliteratur geltend gemacht werden, für eine Literatur der Verhältnisse, die ‚offen‘ ist wie der Ausgang der sozialen Entwicklung.

Weerths Romanfragment ist durch seine narrative Heterogenität ausgezeichnet: Schwärmerisch-verklärend beschreibt es den Adel, in satirisch-

¹⁰³ Wagner, *Einige literarhistorische Beobachtungen*, S. 263 und 269.

¹⁰⁴ Novalis [Friedrich von Hardenberg] an Ludwig Tieck, Brief vom 26. Dezember 1798, Novalis, *Schriften. Dritter Theil*, hg. von Ludwig Tieck und Eduard von Bülow (Berlin: Reimer, 1846), S. 36.

¹⁰⁵ Friedrich Schlegel, ‚Athenäumsfragment 116‘, KA Bd. 2/1: *Charakteristiken und Kritiken (1796-1801)*, hg. und eingel. von Hans Eichner (1967), S. 182f. (S. 183).

karikierendem Tonfall berichtet der Erzähler von der Wirtschaftsbourgeoisie, und aus einer mitleidig-solidarischen Perspektive nähert er sich den Fabrikarbeitern. Durch dieses Changieren gestaltet sich eine Spannung, die nicht harmonisiert wird.¹⁰⁶

Der Erzählerkommentar stellt die Aristokratie als merkwürdiges Zwitterwesen dar, das zwischen zwei Zeiten feststeckt und dem eigenen Tod entgegensieht:

Dem deutschen Adel geht es wie allen andern Teilen (Klassen) der deutschen Gesellschaft, er hat so wenig Entschiedenenes und Ausgeprägtes, daß er nie mehr dazu kommt, eine Partei zu bilden, und auch deshalb schon längst aufgehört hat, politisch bedeutend zu sein.¹⁰⁷

Der Baron d'Eyncourt und seine Tochter fungieren als Stellvertreter dieses vom Aussterben bedrohten Menschenschlages; sie sind „halb schon zur Mumie geworden, halb der Gegenwart angehörend, ohne große Trauer um das Vergangene und ohne viel Interesse an der Zukunft“ (FR 164). Doch wider Erwarten sind nicht die Rudimente des Feudalzeitalters das satirische Ziel des Textes; vielmehr wirkt das Erzähler-Wir ein-, nicht ausschließend und beweist Empathie: „Mit einem Wort, unser Baron ist ein patriarchalisch aufrichtiger Philanthrop; dies ist das einzige, was bei ihm entschieden im Vordergrunde steht, und daher auch das einzige, was ihn entschieden mit der Gesellschaft in

¹⁰⁶ Bei der Beurteilung des Romanfragments fällt auf, dass die Forschungsliteratur oft dazu tendiert, soziologische Wertmaßstäbe auf die literarische Welt zu übertragen bzw. erstere durch letztere erklären zu wollen. Beispielsweise bemängeln Goette und Schloesser die Unglaubwürdigkeit und fehlende Kausalität der *Mésalliancen*: Der „Versuch, die Repräsentanten der verschiedenen Klassen durch Liebe und Intrigen in Verbindung zu bringen, wirkt aufgesetzt und gibt dem Ganzen den Charakter einer künstlich vorangetriebenen Handlung“. Das Porträt der Arbeiterfamilie sei „nicht geglückt“, vor allem die Zeichnung Eduards wirke „blaß“ und instrumentalisieren ihn lediglich als „Ideologiemedium“. Ihre Kritik begründen sie damit, dass der Verfasser nur begrenzte Einblicke in die Privatsphäre deutscher Arbeiter erhalten habe (Jürgen-Wolfgang Goette, Rolf Schloesser, ‚Vorbemerkung‘, Georg Weerth, *Vergessene Texte: Werkauswahl in zwei Bänden*, nach den Handschriften hg. von J.-W. Goette, Jost Hermand und R. Schloesser, Bd. 2, mit einem Vorwort von Reinhart Koselleck [Köln: Leske, 1976], S. 265-270 [S. 268]). Ihrer Ansicht nach stelle auch die „märchenhaft-romantische“ Beschreibung der Adelswelt einen „Rückfall“ dar. Auf der anderen Seite würdigen sie gerade den durch das Nebeneinander unversöhnter Elemente erzeugten „Experimentalcharakter“ sowie die „souveräne Handhabung des Dialogs“ und „die dialektische Methode“ (Goette, Schloesser, *Vorbemerkung*, S. 269).

¹⁰⁷ Georg Weerth, ‚Fragment eines Romans‘, Weerth, *Sämtliche Werke in fünf Bänden*, Bd. 2, S. 147-346 (S. 163). Im Folgenden abgekürzt mit der Sigle ‚FR‘.

Konflikt bringt.“ (FR 165) „Rührend komisch“ (FR 260), das ist die Bezeichnung des Erzählers für diesen ethischen Anachronismus, der das Schicksal der adligen Familie besiegelt.¹⁰⁸

Zunächst mag verwundern, dass ausgerechnet der Baron Anspielungen auf Friedrich Engels' Aufsatzreihe ‚Die moralische und geistige Lage der arbeitenden Klasse Englands‘ macht.¹⁰⁹ Doch dass die Lektüre dieses sozialkritischen Werkes dem verschuldeten Freiherrn zugemutet wird, fügt sich in die Konzeption des Fragments ein. Indem der Baron Engels rezipiert, behauptet der Text eine Allianz zwischen dem Adligen und dem Proletarier, die daher rührt, dass der Adlige im Arbeiter noch immer den Leibeigenen und sich selbst damit in der Rolle des Verantwortlichen sieht, wohingegen der kapitalistische Bourgeois einen Konkurrenten darstellt: „unwillkürlich freute er [der Baron] sich, hier seine unausgesprochene Idee wiederzufinden, daß nämlich bei der Industrie, wie sie heute betrieben wird, nur die entsetzlichsten Resultate zum Vorschein kommen können“ (FR 268).¹¹⁰ Der Antagonismus von Erb- und Geldaristokratie wird zudem in der Figurenrede des Barons expliziert:

„Mir ist nie eine so tief demoralisierte, eine so unheilbar durch den Eigennutz verderbte Klasse vorgekommen wie die englische Bourgeoisie. [...] Es ist dem englischen Bourgeois durchaus gleichgültig, ob seine Arbeiter verhungern oder nicht, wenn er nur Geld verdient.“ (FR 268)

¹⁰⁸ Nach Ansicht von Doris Köster-Bunselmeyer zeichnet der Erzähler ein „ästhetisches Adelsbild“ (Doris Köster-Bunselmeyer, *Literarischer Sozialismus. Texte und Theorien der deutschen Frühsozialisten 1843-1848* [Tübingen: Niemeyer, 1981], S. 18).

¹⁰⁹ Friedrich Engels, ‚Die moralische und geistige Lage der arbeitenden Klassen Englands‘, *Gesellschaftsspiegel* 1845, 140-146; 168-173. Die eigenständige Buchpublikation erschien im gleichen Jahr, vgl. Friedrich Engels, *Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen* (Leipzig: Wigand, 1845).

¹¹⁰ Norbert Eke legt in seiner Analyse den Schwerpunkt auf die literarische Verarbeitung der Divergenz von Wirtschaft und Moral, wobei er den Baron d'Eyncourt als „Gegenmodell“ zum „Prototyp des bürgerlichen Unternehmers“ Preiss sowie „Platzhalter einer [...] versunkenen Moralität“ interpretiert. Mittels dieses „Gedankenkonstrukt[s]“ werde ein möglicher „Brückenschlag zwischen Adel und Proletariat“ angedeutet. (Norbert Otto Eke, *Einführung in die Literatur des Vormärz* [Darmstadt: Wiss. Buchges., 2005], S. 138). Ihm zufolge leide allerdings das analytische Potenzial in Bezug auf die „Verhältnisbestimmung von Ökonomie und Politik“ unter eben dieser „moralische[n] Ausrichtung“ (Eke, *Literatur des Vormärz*, S. 139).

Schließlich leistet der Baron einen Transfer der ausländischen Zustände auf die Verhältnisse im eigenen Wirkungskreis: „Pfui über diese niedrigen Gesellen, und leider besitzt die England nicht allein, auch hier im Lande hat sich dies Gesindel angenistet.“ (FR 269) Dadurch dass der Erzähler das noch zu Ergänzende in Klammern setzt, wird der ‚unfertige‘ Charakter des Textes betont: „(Hier eine Stelle aus Engels’ Buch über die Leiden der Arbeiter.)“ (FR 268), oder auch: „(Diese Stelle noch weiter durchzuführen.)“ (FR 269)

Wie Gustav Freytags kaufmännischem Bildungsroman *Soll und Haben* von 1855, so präsentiert auch Weerths Romanfragment einen Querschnitt durch die sozialen Schichten seiner Zeit, offenbart ökonomische, politische und historische Entwicklungen der Gegenwart. Doch wird in den beiden Gesellschaftsbildern die Arbeit mit unterschiedlicher Bewertung und Schwerpunktsetzung dargestellt.¹¹¹ Während Freytag die Schilderung klassenkämpferischer Konflikte vermeidet bzw. eher einen Klassenkampf ‚von oben‘ gestaltet, die Lehrjahre seines Protagonisten Anton in der Tradition des Wilhelm Meister stilisiert und damit ein konformistisches „Märchen aus einer

¹¹¹ *Soll und Haben* ist eine Eloge auf den Kaufmannsberuf und die bürgerlichen Tugenden. Dem Werk ist Julian Schmidts Motto aus den *Grenzboten* vorangestellt: „Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit.“ (Gustav Freytag, *Soll und Haben. Roman in sechs Büchern*, Bd. 1, 12. Aufl. [Leipzig: Hirzel, 1866], Titelseite. Ursprünglich wurde der Ausspruch veröffentlicht in Julian Schmidt, *Geschichte der Deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert*, Bd. 3, 2. Aufl. [Leipzig: Herbig, 1855], S. 318). Allerdings konzentriert sich Freytag auf die ‚Arbeit‘ des Bürgertums und klammert das Proletariat noch weitgehend aus, wohingegen Weerth bereits soziale Grenzüberschreitungen andeutet und den Arbeitern eine narrative Stimme verleiht. Ungeachtet des unterschiedlichen Blicks auf die kaufmännische Praxis stellt Michael Vogt einen engen thematischen Zusammenhang zwischen Weerths Fragment und Freytags Kaufmannsroman her. Motivische „Nachbarschaft, Simultaneität der Erzählhandlungen und ihr paralleler Inhalt“ werden als Gemeinsamkeiten identifiziert. (Michael Vogt, ‚Realismus avant la lettre: Georg Weerths Romanfragment‘, *Georg Weerth [1822-1856]: Referate des I. Internationalen Georg-Weerth-Colloquiums 1992*, im Auftrag der Grabbe-Gesellschaft e.V. hg. von Michael Vogt [Bielefeld: Aisthesis, 1993], S. 274-289 [S. 277]). Auch Bernd Balzer akzentuiert die auffallende Korrespondenz zwischen formaler Konzeption, Figureninventar, Repräsentation sozialer Klassen durch exemplarische Familien sowie die Technik des Miteinander-in-Beziehung-Setzens und geht sogar so weit zu behaupten, „daß Freytag unter Plagiatsverdacht geraten müßte, wäre nicht absolut gesichert, daß Weerths Text vor der Veröffentlichung durch Bruno Kaiser unbekannt war“ (Balzer, *Alle Schwellen tragen Schienen*, S. 8).

guten alten Zeit“ liefert,¹¹² welches das Lesebedürfnis der bürgerlichen Mittelschicht befriedigt, parodiert Weerth die Apotheose des Kaufmanns als Stellvertreter des neuen marktwirtschaftlichen Paradigmas. Dem „Handelshymnus“¹¹³ bei Freytag steht die Handelssatire bei Weerth gegenüber. Der Fabrikant Preiss, den sein sprechender Name als ‚Mann des Geldes‘ charakterisiert, wird als Karikatur des Kaufmanns dargestellt:

Seine ursprünglich gute Natur, die von Zeit zu Zeit immer wieder in dem kaufmännischen Herzen aufblitzte, war für einen Moment hervorgetreten. Aber nur für einen Moment. Denn sobald die Empfindungen des alten Fabrikanten eine solche Höhe erreicht hatten, daß sie etwas ‚geistig anerkannten‘, da purzelten sie auch schon wieder in das Materielle zurück. An den Flügeln seiner Empfindung hing eben stets noch der eigene Geldsack, der schnell das irdische Gleichgewicht seiner Seele wiederherstellte. (FR 179)

Dass die bourgeoise Hauptfigur die Technik der Verstellung automatisiert hat, wird durch den Erzähler entlarvt: „Der Fabrikant setzte sich an sein Pult und tat, als wenn er sehr beschäftigt wäre.“ (FR 180) – „Der Herr Preiss war der beste Komödiant der Welt“ (FR 181). Auch die Selbstbeweihräucherung des Kapitalisten in direkter Figurenrede – „wir Industriellen sind die Märtyrer der ganzen übrigen Gesellschaft, wir sind die Märtyrer unsres Jahrhunderts“ (FR 182) – wirkt im Kontrast mit dem Erzählerkommentar bloßstellend: Der Erzähler vergleicht die „Mienen“ des Fabrikanten mit denen „eines Imperators“ (FR 295), der „seine Sklaven“ im Blick hat (FR 273), und betont die Verstellung des Herrn Preiss: „In der Rhetorik war er ein Meister, in der Stilistik ein Stümper; seine trügerische Zunge hatte er daran gewöhnt, lieblich zu lispeln, während sich seine Hand in der Tasche zornig zu einer ehrlichen Faust ballte“ (FR 218). Somit wird herausgestellt, dass der Fabrikant nicht von Geburt an die Kunst der Täuschung verinnerlicht hat. Doch im Konkurrenzkampf erhebt er das

¹¹² Vogt, *Realismus avant la lettre*, S. 286.

¹¹³ Vogt, *Realismus avant la lettre*, S. 284.

Gewinnstreben zu seiner einzigen Maxime, die sein Handeln bestimmt und der er alle anderen Werte unterordnet:

„Die ganze Welt ist in mancher Weise offenbar am Schlechterwerden, am Zurückgehen [...], man muß daher mit der Zeit fortschreiten und ebenfalls schlechter werden und zurückgehen; durch das Rückwärtsgehen machen wir hier offenbar einen Fortschritt und stehen dann wieder auf der Höhe der Gegenwart.“ (FR 220f.)

Gerade weil Preiss also zu klarsichtiger Selbsteinschätzung fähig ist, aber egoistisch handelt, wird sein Verhalten durch den Erzähler direkt angeklagt: „Sieh, alter Preiss, das ist deine Welt. Was hast du getan!“ (FR 230) So bleibt festzuhalten, dass sich zu den motivischen Übereinstimmungen zwischen Freytags *Soll und Haben* und Weerths Romanfragment eine wesentliche ideologische Verschiedenheit gesellt, die ein Umkehrverhältnis der zugrunde liegenden Wertmaßstäbe bedeutet: Der nicht-mehr-bürgerliche, noch-nicht-proletarische Entwurf Weerths wird von dem programmatisch-bürgerlichen Modell Freytags abgelöst.

Zwei Figurenkonstellationen aus dem Romanfragment überdauern die Schwelle zwischen Vor- und Nachmärz und finden auch in Texten der Arbeiterbewegung Anwendung. Zum einen handelt es sich dabei um den Konflikt zwischen Bourgeois Sr. und Bourgeois Jr.¹¹⁴ August Preiss wird als Kontrahent seines Vaters eingeführt: „Wie Nacht und Tag liefen Vater und Sohn hintereinander her – der eine immer des andern Werk verschlingend.“ (FR 276f.) Zwar verspottet der Erzähler auch diese Figur, doch zugleich scheint er mit ihr zu sympathisieren. Preiss Junior sei „das Muster eines jungen Fabrikanten, schlicht, einfach, geschickt in seiner Weise; tätig, ernst, umsichtig und überlegend“ (FR 208), allerdings erfahre er das „Unglück, immer halb

¹¹⁴ Dieser Konflikt findet sich z.B. dann später wieder in August Otto-Walsters ‚Humoristischer Erzählung‘ ‚Strike‘ (*Braunschweiger Volksfreund* 1876), in welcher der Fabrikant und dessen Tochter konträre Ansichten bezüglich ihrer Arbeiterschaft vertreten.

verkannt zu werden“ (FR 210). Seine Lektüre frühsozialistischer Schriften kommt einem Initiationserlebnis gleich, wobei nicht das sozialistische Werk, nicht die Ideologie als solche, sondern Augusts Rezeption derselben vom Erzähler ins Ironische gewendet wird:

Was er dunkel geahnt hatte, hier war es nach tausend Seiten hin entwickelt, nach wenigen Wochen war er klar über unsere Zeit, [...] und, ein jubelnder Heroe, stand er über ihr [...], und mit einem Fluch auf die krämerhafte Verworfenheit unsrer Tage wandte er sich jenen großen Geistern zu, welche nicht daran verzweifeln, daß man eine bessere und schönere Zeit heraufbeschwören könne. | August war Sozialist geworden. (FR 223f.)

An einer Stelle wird der Status des Dazwischen, das Nicht-mehr-Bürgerliche, Noch-nicht-Proletarische besonders deutlich: als der Erzähler über August sagt, dass er „in einer traurigen Position“ war, „weder Fisch noch Fleisch, weder Herr noch Knecht, weder Kapitalist noch Proletarier [...] – genug, ein aufrichtig schwärmender Sozialist, aber noch ohne alle innere Kraft, um etwas Entscheidendes zu wagen“ (FR 286f.). Doch die Erzählerhaltung gegenüber August ist nicht ‚unbarmherzig‘, immer wieder stellt sich Ernst her: „Zur Ehre unseres jungen Helden sei es gesagt: [...] wie ein Alp lag die Not anderer auf seiner Brust, wie ein Gespenst, wie eine Furie verfolgte ihn die Erinnerung an das, was er eben gesehen und gehört hatte“ (FR 231ff.).

Auf diese Weise wird ein weiterer Antagonismus im Figureninventar vorbereitet, und zwar der zwischen Wirtschaftsbourgeoisie und Proletariat: Der unausgeführten Idee (August) tritt der zielgerichtete Pragmatismus in Person (Eduard) entgegen. Der Text gestaltet aber nicht nur einen Kontrast zwischen den Vertretern des Bürgertums und der Arbeiterschaft, vielmehr fällt auch die interne Kontrasttechnik in Bezug auf die Gruppe der Arbeiter auf: Eduard als selbstbewusster Arbeiter steht der Masse der ‚unbewussten‘ Arbeiter gegenüber. Zunächst aber nimmt das Erzähler-Wir den Leser an die Hand und

führt ihn mithilfe einer detaillierten Beschreibung hinein in die Topographie des Arbeitermilieus. Dabei wird das narrative Vorgehen gleichzeitig als exemplifizierend gekennzeichnet; dem Leser wird der Typus des Fabrikproletariers vorgestellt:

Wir verlassen die prächtige Wohnung des Fabrikanten, um in die niedrige Hütte seiner Arbeiter zu treten. Unser Weg führt hinunter [...]. Die Gasse wird immer enger – wir verirren uns gewiß nicht – mit der Linken können wir die Wände der Häuser greifen, mit der Rechten beinah die Seite der Stadtmauer. Da stehen wir vor der Wohnung des Arbeiters. (FR 189)

Der außen stehende Erzähler erhält einen Einblick in die ihm bislang unbekannte Welt des Industrieproletariats und lässt den Leser an seinen Eindrücken teilhaben: „Wir treten zur Mittagszeit in das Innere des Hofraumes. Auf kleinen Bänken [...] bemerken wir eine Arbeiterfamilie neben der andern. [...] Alle Arbeiter, die wir hier sehen, sind am Morgen vom Lande herübergekommen“ (FR 243). Schlaglichtartig wird der erzählerische Fokus auf Einzelschicksale geworfen. Indem der Erzähler Skizzen und einzelne Episoden aneinanderreicht, entwirft er ein beispielhaftes Mosaik:

„Du hast schon wieder eine Kartoffel zuviel genommen“ (FR 244) – „Das ist heute wieder ein schlechter Fraß!“ – „Das Brot wird dies Jahr sehr teuer“ [...]. (FR 245) – „Was meinst du, was heute der Herr Preiss isst?“ – „Ich weiß etwas von dir!“ (FR 246) – So unterhalten sich die Arbeiter während ihrer Mahlzeit. (FR 247)

Die Pluralität der Stimmen lässt den Eindruck von Dissonanz entstehen und unterstreicht das fehlende Bewusstsein der Arbeiter als Klasse. Erst durch Eduard, der aus England zurückkehrt und als Sprachrohr für die gesamte Klasse fungiert, werden die Einzelstimmen zum Klassenbewusstsein zusammengeführt.¹¹⁵ Die Charakterisierung als „wilder, muskulöser Geselle“

¹¹⁵ Mit Eduard Martin habe Weerth „von seiner Haltung her de[n] erste[n] klassenbewußte[n] Arbeiter in der deutschen Romanliteratur“ geschaffen (Werner Feudel, „Georg Weerth – ein

und „Riese“, der den „Ausdruck der Kraft und Entschiedenheit“ trägt (FR 194f.), akzentuiert seine exzeptionelle Bedeutung für die zukünftige Arbeiterbewegung. Seine Erfahrungen im Ausland korrespondieren mit einer veränderten Einstellung gegenüber der Arbeit und somit einer gewandelten Identität. Aus eigener Anschauung ist Eduard sich über seine *persönliche*, sprich die Situation *aller* Fabrikarbeiter bewusst geworden. Die Erweiterung seines Erfahrungshorizontes erlaubt eine komparatistische Reflexionsebene: „Ich kenne jetzt die englischen Fabriken und weiß genau, wie es darin aussieht; wenn man diese mit der Bettelei des Herrn Preiss vergleicht, da steht einem wirklich der Verstand still.“ (FR 197) Daran, dass der theoretischen Einsicht nun auch konkrete Taten folgen sollen, lässt die direkte Figurenrede keinen Zweifel: „ich will auch einen andern Geist unter die übrigen Arbeiter bringen. Der alte Preiss soll einmal erfahren, was es heißt, wenn seine Sklaven über ihre Lage klar werden“ (FR 200). Dieser Auftrag determiniert Eduard. Bei der Schilderung der Aufklärungsleistung erliegt der Erzähler der Versuchung, seine Arbeiterfigur zu heroisieren, so dass Eduard letztlich eher als Übermensch denn als Proletarier aus Fleisch und Blut gezeichnet wird: „Es schien, als wenn er im Laufe seiner Rede immer größer und schöner geworden wäre, seine riesigen Glieder überragten seine ganze Umgebung, und mit stummem Erstaunen hing die Versammlung an seinen beredten Lippen.“ (FR 256)

Somit lässt sich festhalten, dass das Romanfragment nicht im eigentlichen Sinne ein ‚demokratisches‘ Textbeispiel ist, das ‚keinen Unterschied der Stände‘ mehr kennt. Die verschiedenen sozialen Gruppierungen werden vom Erzähler durchaus unterschiedlich behandelt: Der Adel wird zwar verklärt, aber auch entmündigt, die Wirtschaftsbourgeoisie in ihrer Scheinmoral entlarvt und der

sozialistischer Parteischriftsteller des Vormärz’, *Weimarer Beiträge* 18 [1972], H. 8, 92-110 [S. 102]).

Schadenfreude des Lesers ausgeliefert, den Arbeitern eine aufklärende Stimme verliehen. Doch allein die Tatsache, dass alle drei gesellschaftlichen Schichten aufeinandertreffen und miteinander interagieren, ist für den Entstehungszeitpunkt bereits bemerkenswert.

Der Erzähler diskutiert die Besitzklassendichotomie und bezieht gleichzeitig die spezifischen deutschen Verhältnisse, die Ständegesellschaft, ein. Weerths Romanfragment ist im Sinne Gutzkows ‚modern‘, da der Text das treibende Moment der Gegenwart – die kapitalistische Ausrichtung der Gesellschaft – erkannt hat und daraus Konsequenzen zieht: „Modern ist es, die Welt anzuerkennen, wie sie geworden ist, aber das Recht zu bezweifeln, ob sie so bleiben darf, wie sie ist.“¹¹⁶ Dass der Text als Fragment überliefert wurde, ist folglich nur konsequent: Es bleibt eine offene Form, weil die zahlreichen textimmanenten Widersprüche eine (ab-)geschlossene Konzeption nicht erlauben. Diese dem Manuskript inhärente Ambivalenz verweist auf die reale gesellschaftliche Übergangssituation: Wenn in der Lebenswirklichkeit noch kein gefestigtes Industrieproletariat als soziale Gruppe existiert, wie kann dann ein Text bereits ein solches glaubwürdig wiedergeben? Die antizipatorische Leistung des Fragments besteht darin, dass es eine proletarische richtungsweisende Figur einführt, selbst wenn deren Charakterisierung noch übertrieben bleibt und die individuelle Ausgestaltung zuweilen unter der Instrumentalisierung zum Propagandamedium leidet. Dass die proletarische Stimme eher stereotyp als individuell-authentisch erscheint, ist demnach nicht entscheidend – Ausschlag gebend ist, dass sie sich überhaupt im literarischen Medium manifestiert. Außerdem wird die proletarische Perspektive zuweilen ausdifferenziert – gerade das ‚Ende‘ des Fragments macht dies deutlich, indem

¹¹⁶ Karl Gutzkow, ‚Die Mode und das Moderne‘, *Gesammelte Werke von Karl Gutzkow*, Bd. 9: *Säkularbilder. Erster Theil* (Frankfurt a.M.: Lit. Anst. Rütten, 1846), S. 141-158 (S. 147).

Eduard auf die utopische Vision eines freien Sonntags seiner Schwester mit einem realistischen, weil in England bereits realisiertem Bericht von Arbeiterversammlungen antwortet:

„Und dann ließest du Milch und Brot und Kaffee und Schinken und Wein und alles auftragen, was ein reicher Mensch so leicht mit seinem vielen Gelde kaufen kann. [...] Was meinst du, Eduard, sollte es dem Herrn Preiss wohl je einmal einfallen, seinen Arbeitern einen solchen Spaß zu machen?“ [...] „Vielleicht kommt bald einmal eine Zeit, wo wir auch ohne den Herrn Preiss unsres Lebens froh werden! [...] In den Meetings der Arbeiter setzen sie [die Frauen] sich gewöhnlich auf die Tribüne rings um den Redner herum [...]. Was ich erzähle, ist die reine Wahrheit.“ (FR 339-345)

Dieses Gespräch erhellt somit eine Gender-Konstellation: Während sich die Frauen in Deutschland in erster Linie noch um das leibliche Wohl sorgen und Träumerinnen sind, stellen sie in England bereits Aktivistinnen und Mitstreiterinnen der Männer dar. Das Bestehende in Deutschland wird hier also nicht auf projektiv-beschreibende Weise bestätigt, sondern kritisch hinterfragt. Im gedanklichen Ausprobieren artikuliert sich zugleich auch eine Zuversicht.

Es stellt sich die Frage, wie es mit der ‚sozialen Prosa‘ nach der gescheiterten Revolution weitergeht. Während sich Karl Gutzkow nach der Revolution in seinen *Rittern vom Geiste* zumindest theoretisch vom Alten verabschiedet – „Baut ihr und flickt an den alten Welten, wir wollen neue bauen, wenigstens in der Idee“¹¹⁷ –, plädiert Julian Schmidt in einer Reihe von *Grenzboten*-Artikeln für die Befreiung der Literatur von der politischen Funktion und damit einhergehend für eine künstlerische Rückbesinnung. Man müsse es sich zur Pflicht machen, den Primat der Ästhetik, die „Rückkehr zum Schönen“, zu

¹¹⁷ Die Betonung liegt also auf dem konzeptuellen Element (Karl Gutzkow, ‚Vorwort [zur ersten Auflage der ‚Ritter vom Geiste‘]‘, Karl Gutzkow, *Liberale Energie. Eine Sammlung seiner kritischen Schriften*, ausgew. und eingel. von Peter Demetz [Frankfurt a.M.: Ullstein, 1974], S. 221-225 (S. 223).

unterstützen: „Diesen nothwendigen Proceß zu beschleunigen, seinen Verlauf frei und ungestört zu erhalten, ist eine der vornehmsten Aufgaben der neuen Kritik; es ist die Hauptaufgabe, welche wir uns gestellt haben.“¹¹⁸ Um die „Wiedergeburt der Poesie“ zu gewährleisten, müsse im Medium der Dichtkunst konsequent „Raritätenkram“ sowie „Unzufriedenheit“¹¹⁹ vermieden werden. Gutzkows ‚neue Welten‘ beziehen sich also auf das politisch-soziale Moment der Gegenwart, wohingegen Schmidts ‚Rückkehr zum Schönen‘ eine rein ästhetische Forderung ist. Hier stehen sich folglich zwei konträre Erneuerungskonzeptionen gegenüber.

¹¹⁸ Julian Schmidt, ‚Die Reaction in der deutschen Poesie‘, *Die Grenzboten* 10/1 (1851), 17-25 (S. 25).

¹¹⁹ Julian Schmidt, ‚Die Märzpoeten‘, *Die Grenzboten* 9/1 (1850), 5-13 (S. 7, 8 und 9).

III. *Lucinde oder Capital und Arbeit. Ein social-politisches Zeitgemälde aus der Gegenwart in drei Bänden (1863/64)* von Johann Baptist von Schweitzer

‚Unzufriedenheit‘ mit dem gesellschaftlichen Status quo – eben jene von Schmidt verurteilte Einstellung liegt Johann Baptist von Schweitzers Romantrilogie *Lucinde oder Capital und Arbeit* zugrunde und bestimmt die ‚Prosa der Verhältnisse‘ dieses Textes. Schweitzer will nicht länger ‚an den alten Welten flicken‘, will nicht die ‚bürgerliche Behaglichkeit‘ retten, sondern dem gesellschaftlichen Umbruch Rechnung tragen und durch Ausdruck von ‚Unzufriedenheit‘ ‚neue Welten bauen‘. Wie bereits in Weerths Romanfragment angelegt, so versammelt auch *Lucinde oder Capital und Arbeit* die drei gesellschaftlichen Klassen und konfrontiert Aristokratie und Wirtschaftsbourgeoisie mit der erstarkten Arbeiterschaft. Doch während das Romanfragment noch mit dem Verbalisieren von Ungerechtigkeit, dem prognostischen ‚Es muss sich etwas ändern‘ abbricht, tritt bei Schweitzer der aktiv werdende Arbeiter auf den Plan.

III.1 Geschichtlicher Hintergrund

Lucinde oder Capital und Arbeit wurde in den Jahren 1863/64 veröffentlicht – damit fällt die Publikation mit der Gründung des *Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins* (ADAV) am 23. Mai 1863 zusammen, dessen erster Vorsitzender Ferdinand Lassalle war. Vier Jahre nach dessen Tod wurde Schweitzer 1868 zum Präsidenten gewählt. Seitdem König Wilhelm I. von Preußen 1861 die Regentschaft angetreten hatte, löste eine gemäßigtere Politik das vormals reaktionäre Klima ab. Die ‚neue Ära‘, unter anderem durch den Erlass der Amnestie politischer Flüchtlinge eingeleitet, begünstigte die

Rückkehr vieler demokratisch und sozialistisch gesinnter Exilanten.¹²⁰ In dieser Phase der Wiederbelebung revolutionären Gedankenguts findet die Bildung des ADAV statt, in der Forschungsliteratur gern als „Geburt der deutschen Sozialdemokratie“¹²¹ oder auch „Gründungsorganisation der deutschen Sozialdemokratie“¹²² bezeichnet. Auf der Agenda des ADAV standen unter anderem folgende Zielsetzungen: „die gesellschaftlich-staatliche Freiheit, die social-politische Gleichstellung, de[r] social-demokratische Volksstaat“.¹²³ Doch die Bündelung sozialistischer Bestrebungen und Interessen verlief keineswegs so harmonisch, wie diese Bewertungen aus heutiger Sicht den Eindruck erwecken. Folgt man dem Historiker Toni Offermann, bildeten sich bereits in den Anfängen der Arbeiterbewegung zwei Fronten mit unterschiedlichen Prioritäten heraus, die den weiteren Verlauf der Organisation entscheidend prägten: „Arbeiterverbrüderung und Bund der Kommunisten markieren 1848-50 jenen Dualismus von sozialer Revolution und sozialer Reform, der ab den 1860er Jahren eine zentrale Rolle in der deutschen Arbeiterbewegung spielen sollte“.¹²⁴ Diese von Offermann beschriebene Spaltung der sozialistischen Bewegung im Großen wiederholt sich – zumindest in Bezug auf den ADAV – auch im Kleinen. Thomas Welskopp spricht in diesem Zusammenhang von einer „Organisationskonkurrenz“ auf übergeordneter Ebene sowie der

¹²⁰ Vgl. Christine Stangl, *Sozialismus zwischen Partizipation und Führung. Herrschaftsverständnis und Herrscherbild der sozialistischen deutschen Arbeiterbewegung von den Anfängen bis 1875* (Berlin: Duncker & Humblot, 2002), S. 82.

¹²¹ *Für Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität. Sozialdemokraten in Deutschland. 1863-1976*, Text und Gestaltung von Joerk Habermann, 2. Aufl. (Bonn: Vorstand der SPD Abt. Öffentlichkeitsarbeit, 1976), S. 12.

¹²² Siegbert Heid, Thomas Meyer, ‚Vorwort‘, *Ferdinand Lassalle – Historische Leistung und aktuelle Bedeutung*, hg. von Susanne Miller und Hans-Jochen Vogel (Bonn: FES, 1987), S. 3f. (S. 3).

¹²³ Johann Baptist von Hofstetten, ‚Preußen und die deutsche Frage‘, *Social-Demokrat. Organ der social-demokratischen Partei*, Nr. 140, 1. Dezember 1867.

¹²⁴ Toni Offermann, *Die erste deutsche Arbeiterpartei. Organisation, Verbreitung und Sozialstruktur von ADAV und LADAV 1863-1871* (Bonn: Dietz, 2002), S. 29f.

Kristallisierung „innerparteilicher Konflikte“.¹²⁵ Im Vorwort zu *Lucinde oder Capital und Arbeit* schlägt sich diese Kontroverse zwischen Reform und Revolutionsprogrammatik nieder.

Lassalles Reformvorschläge

Im Juni 1863 teilt Schweitzer dem ADAV-Präsidenten in einem Brief mit, dass er „einen politisch-sozialen Tendenzroman angefangen“ habe, „welcher dazu bestimmt“ sei, Lassalles „Lehre auch auf dem Wege der Belletristik Eingang zu verschaffen“:

Einmal soll das Treiben der Bourgeoisie sowohl in ernster wie humoristischer Weise bloßgelegt werden, und ferner soll der Arbeiterstand seine Lage dargestellt sehen [...]; und endlich soll vor Irrwegen gewarnt werden. [...] Da jedoch die Handlung in einem fingierten mitteleuropäischen Staate spielt, während Sie eine konkrete politische Stellung einnehmen, so kann im Text selbst nicht Ihr Name genannt werden, sondern muß zu Anfang des Werkes darauf hingewiesen werden, daß alle mit bestimmten Klammern versehenen Stellen von Ihnen herrühren [...].¹²⁶

In seinem Antwortschreiben bekundet Lassalle, dass Schweitzers „Plane“ seine „beifälligste Zustimmung“ erhalte: „Der soziale Roman ist ein Propagandamittel von der ausgedehntesten Wichtigkeit.“¹²⁷ Die Zueignung, die dem ersten Band von *Lucinde oder Capital und Arbeit* vorausgeht, betont dann auch die Wirkungsabsicht des Werkes und hebt die aufklärende Zielsetzung hervor. In der Ansprache wird Lassalle als ‚Vater‘ der ersten überregionalen Arbeiterpartei adressiert und für sein Engagement gewürdigt; er habe „eine Wahrheit verkündet“. In einer Abgrenzung, die klar zwischen Feind- und Wunschbild

¹²⁵ Thomas Welskopp, *Das Banner der Brüderlichkeit. Die deutsche Sozialdemokratie vom Vormärz bis zum Sozialistengesetz* (Bonn: Dietz, 2000), S. 89.

¹²⁶ Ferdinand Lassalle, *Nachgelassene Briefe und Schriften in sechs Bänden*, hg. von Gustav Mayer, Bd. 5: *Lassalles Briefwechsel aus den Jahren seiner Arbeiteragitation 1862-1864*, (Stuttgart: Dt. Verl.-Anst., 1925), Brief Johann Baptist von Schweitzers an Lassalle, 12. Juni 1863, S. 183f.

¹²⁷ *Lassalles Briefwechsel 1862-1864*, Lassalle an Johann Baptist von Schweitzer, 14. Juni 1863, S. 184.

trennt, veranschaulicht Schweitzer die sozialdemokratische Interpretation der Weltgeschichte als Kampf gegen die herrschende Ordnung mit Aussicht auf eine bessere und gerechte Zukunft:

Aber es war immer eine mißliche Sache um die Verkündung der Wahrheit! [...] Lehrt doch die Weltgeschichte auf jedem ihrer Blätter, daß Wahn und Haß dem neuen Gedanken sich unabwendbar entgegenwerfen, daß der Beifall des Tages den platten Söhnen der Gegenwart, nicht den Propheten der Zukunft gehört. [...] Ich meinerseits bin zufrieden, wenn ich mit dem vorliegenden Buche die Sache der Wahrheit und der Gerechtigkeit um ein wenig fördern kann.¹²⁸

Schweitzer bezieht hier unmissverständlich Stellung und bekennt sich zur ‚Wahrheitsverkündung‘ Lassalles. Dessen ‚Offenes Antwortschreiben‘, mit dem er auf die Anfrage des Leipziger Zentralkomitees zur Berufung von Arbeiterkongressen reagierte, ließ den Riss zwischen ADAV und dem Kreis um Liebnecht und Bebel unüberbrückbar werden. Der anfangs liberale *Verband Deutscher Arbeitervereine* (VDA) orientierte sich im weiteren Verlauf stärker an marxistischen Grundsätzen und lehnte preußische Führungsansprüche ab. Die Mitglieder bekannten sich zur internationalen Solidarität unter Arbeitern und warben radikal für die Abschaffung der kapitalistischen Produktionsweise und Klassenherrschaft sowie für die Einführung von Gewerkschaften zur Durchsetzung politischer Ziele. Demgegenüber setzte sich der Präsident des ADAV für Genossenschaften innerhalb einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung sowie eine parlamentarische, also nicht-revolutionäre Vertretung der sozialen Interessen der Arbeiter, und verfolgte dabei einen auf den existierenden Staat aufbauenden, pro-preußischen Kurs. Die Emanzipation der Arbeiter entwickelte Ferdinand Lassalle vor allem aus seiner Theorie des

¹²⁸ Johann Baptist von Schweitzer, *Lucinde oder Capital und Arbeit. Ein social-politisches Zeitgemälde aus der Gegenwart in drei Bänden*, Bd. 1 (Frankfurt a.M.: Baist, 1863), S. VI; Bd. 2 wurde ebenfalls 1863 am genannten Ort veröffentlicht, Bd. 3 erschien 1864. Im Folgenden wird aus dem Werk wie folgt zitiert: Sigle ‚LCA‘, Band in römischen und Seitenzahl in arabischen Ziffern.

Eigentums: Das kapitalistische System habe die ursprüngliche Idee vom Besitz pervertiert, „Fremdtum“ sei an die Stelle von „Eigentum“ getreten. Daher müsse man das „bürgerliche Eigentum“ durch das „individuelle Eigentum“ ersetzen.¹²⁹

Um diesen Vorsatz umzusetzen, hielt Lassalle die Einführung von Arbeiterassoziationen für unerlässlich. Im Gegensatz zu den Gewerkschaften als Vertretung der Arbeiterinteressen sollten diese vom Staat unterstützten Assoziationen den Arbeiter am Produktivvermögen beteiligen. Mit seinem ‚Ehernen Lohngesetz‘ argumentierte er,

daß der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den notwendigen Lebensunterhalt reduziert bleibt, der in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist. Dies ist der Punkt, um welchen der wirkliche Tageslohn in Pendelschwingungen jederzeit gravitiert ohne sich jemals lange weder über denselben erheben, noch unter denselben hinunterfallen zu können.¹³⁰

In seinem Modell plädierte Lassalle für gesetzlich festgeschriebene Löhne und erklärt dessen Erfolgsaussichten damit, dass in ihm Lohn und Gewinn nicht länger getrennt seien: „Wenn der Arbeiterstand sein eigener Unternehmer ist, so fällt jene Scheidung zwischen Arbeitslohn und Unternehmergeinn [...] fort, und an seine Stelle tritt als Vergeltung der Arbeit: der Arbeitsertrag!“¹³¹

Lassalles prozessuales Denken basiert auf der Einsicht, dass die Arbeiterschaft sich nicht auf die liberale Bourgeoisie stützen dürfe; sie müsse aufhören, „hinter den Fortschrittlern herzulaufen“.¹³² Als logische Folge postuliert Lassalle, dass der Arbeiterstand „sich als selbständige politische Partei konstituieren und das

¹²⁹ Ferdinand Lassalle, ‚Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch‘, Ferdinand Lassalle, *Gesammelte Reden und Schriften*, hg. von Eduard Bernstein, Bd. 5: *Lassalles ökonomisches Hauptwerk* (Berlin: Cassirer, 1919), S. 27-355 (S. 296f.). Im Folgenden zitiert mit der Sigle ‚LGRS‘, Band- und Seitenangabe.

¹³⁰ Ferdinand Lassalle, ‚Offenes Antwort-Schreiben‘, LGRS, Bd. 3: *Die Agitation für den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein: das Jahr 1863, Polemik*, S. 7-107 (S. 58f.).

¹³¹ Lassalle, ‚Offenes Antwort-Schreiben‘, LGRS, Bd. 3, S. 71f.; auch im ‚Arbeiterlesebuch‘, LGRS, Bd. 3, S. 270.

¹³² Lassalle, ‚Arbeiterlesebuch‘, LGRS, Bd. 3, S. 169-332 (S. 273f.); ‚An die Arbeiter Berlins. Eine Ansprache im Namen des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins (1863)‘, LGRS, Bd. 4: *Die Agitation für den deutschen Arbeiterverein: das Jahr 1864, Aktenstücke*, S. 7-58 (S. 42).

allgemeine und direkte Wahlrecht zu dem prinzipiellen Lösungswort dieser Partei machen“ müsse, um „in politischer Hinsicht seine legitimen Interessen [zu] befriedigen“.¹³³ Diese ‚versöhnliche‘ Ausbildung eines Klassenbewusstseins steht der eher konfrontativen Ausrichtung des VDA gegenüber. Es wird zu überprüfen sein, ob dieser Gegensatz auch in der Literatur wirkungsvoll wird, ob der Roman Schweitzers also auf eine revolutionäre, radikale Umgestaltung der Gesellschaft verzichtet zugunsten einer ‚langsameren‘, von oben gelenkten Umstrukturierung.

Johann Baptist von Schweitzer – Politiker und Theoretiker

Lassalles – wenn auch nicht direkter – Nachfolger als ADAV-Präsident, Johann Baptist von Schweitzer, ist in der zeitgenössischen Öffentlichkeit zunächst als Figur der Politik, weniger der Literatur wahrgenommen worden. In seiner Lebensschilderung beschreibt August Bebel den Konkurrenten Schweitzer als „Demagog großen Stils, der an der Spitze eines Staates sich als ein würdiger Schüler Machiavellis – für dessen grundsatzlose Theorien er schwärmte – erwiesen haben würde“.¹³⁴ Schweitzers Biograph Gustav Mayer sieht ihn als

Politiker von historischer Kultur und sorgfältiger Reflexion, mit Auge und Sinn für die Komplizierungen des Lebens, mit einem durch keine Leidenschaft beengten Blick für alle Seiten der Wirklichkeit und mit einem fast genialen Auffassungsvermögen für die Bestimmtheiten einer Situation.

Der Patriziersohn aus Frankfurt sei „ein ehrgeiziger Streber“, „für den selbst der Stolz zeitweise ein entbehrliches Handwerkszeug bedeuten konnte in jenem Ellbogenkämpfe um Macht und Glanz, der den Charakter leicht verwüstet und

¹³³ Lassalle, ‚Offenes Antwort-Schreiben‘, LGRS, Bd. 3, S. 47.

¹³⁴ August Bebel, *Aus meinem Leben. Ungekürzte Ausgabe*, mit einer Einleitung von Brigitte Brandt (Berlin u.a.: Dietz, 1986), S. 179.

den abgeblaßten Idealen den Abschied gibt“.¹³⁵ Dem Tonfall dieser ambivalenten Würdigungen schließt sich auch Franz Mehring in seiner *Geschichte der deutschen Sozialdemokratie* an, wenn er bemerkt, Schweitzer habe zwar „wenig vom Feuer des Agitators“ gehabt, doch er sei „unübertroffen“ gewesen „in der Fähigkeit, den Arbeitermassen eine politische Situation oder ein soziales Problem in faßlicher, lichtvoller und dabei doch niemals flacher Weise auseinanderzulegen“. Weiter hebt Mehring Schweitzers „genaue Kenntnis der damaligen deutschen Zustände“ sowie den „klare[n] politische[n] Blick“ hervor, „womit er sie zu würdigen verstand“.¹³⁶

Bereits Ende der 1850er Jahre, eine gute Weile vor Erscheinen seines Prosawerkes *Lucinde oder Capital und Arbeit*, hatte Schweitzer in diskursiven Schriften seine politische Überzeugung kundgetan. 1859, zeitgleich mit dem Krieg zwischen Italien und Österreich, leitet das Flugblatt *Oesterreichs Sache ist Deutschlands Sache* seine politische Laufbahn ein, in dem er sich als Befürworter der großdeutschen Lösung erweist.¹³⁷ Das Bewusstsein Schweitzers, einen historischen, politischen, ja mentalitätsgeschichtlichen Wendepunkt erreicht zu haben, artikuliert sich dann in seinem Pamphlet *Der einzige Weg zur Einheit* von 1860.¹³⁸ Die kurz vor der Publikation von *Lucinde*

¹³⁵ Gustav Mayer, *Johann Baptist von Schweitzer und die Sozialdemokratie. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung* (Jena: Fischer, 1909), S. 123.

¹³⁶ Franz Mehring, *Gesammelte Schriften*, hg. von Thomas Höhle, Bd. 2: *Geschichte der deutschen Sozialdemokratie*, Teil 2: *Von Lassalles „Offenem Antwortschreiben“ bis zum Erfurter Programm 1863 bis 1891* (Berlin: Dietz, 1960), S. 177.

¹³⁷ „Wenn der Wunsch deutscher Nationaleinheit nicht eine gehaltlose Träumerei sein soll, so beginne man damit, sich in dem Bruderstamme verletzt zu fühlen. Wenn ganz Deutschland für das verletzte Österreich fühlt und handelt, so ist der Grundstein zu dem Bau der deutschen Nationaleinheit gelegt.“ (Johann Baptist von Schweitzer, *Oesterreichs Sache ist Deutschlands Sache. Ein Beitrag zur Befestigung der öffentlichen Meinung in Deutschland. Ende April 1859* [Frankfurt a.M.: Auffarth, 1859], S. 13).

¹³⁸ „Nun sind aber speciell bei uns in Deutschland die Gegensätze zur Schrofheit gelangt; die Prinzipien des Alten und des Neuen, an sich schon schwer zur friedlichen Entwicklung (wie in England) vereinbar, haben in blutigen Kämpfen einander gegenüber gestanden; die Traditionen von 1848 haben Wurzel gefaßt; extreme Elemente sind vorhanden. [...] Aus den Gräbern von 48 aber ruft es: Nicht Habsburg, nicht Hohenzollern! Ein einiges Deutschland!“ (Johann Baptist von Schweitzer, *Der einzige Weg zur Einheit. Ein Beitrag zur Besprechung der nationalen Frage* [Frankfurt a.M.: Auffarth, 1860], S. 18 und 44).

oder *Capital und Arbeit* veröffentlichte Abhandlung *Zur Deutschen Frage* prangert die angestrebte Allianz zwischen Dynastie und Kirche an und satirisiert die liberalen Politiker des Nationalvereins¹³⁹ – eine vergleichbare Erzählerhaltung gegenüber den ‚Fortschrittlern‘ findet der Leser auch in der Romantrilogie. In diesem Zeitdokument drückt sich die Gewissheit Schweitzers aus, dass man die Einigung Deutschlands ‚von unten‘ in die Hand nehmen müsse. Er meldet den Anspruch an, dass eine Nation nur unter Partizipation der Arbeiterklasse repräsentativ sein kann.

Wie positioniert sich Schweitzer nun als Autor literarischer Texte gegenüber dem Politiker und Theoretiker?

III.2 *Lucinde oder Capital und Arbeit* als literarischer Text

Der erste Band von *Lucinde oder Capital und Arbeit* dient gewissermaßen als Einleitung, denn in ihm werden die wesentlichen Charaktere eingeführt und die miteinander verschachtelten Handlungsstränge vorgestellt. Zwischen der Arbeiterin Emma Blankendorf und dem Grafen Theodor von Lindenwall entspinnt sich eine Liebesgeschichte, die von Intrigen verkompliziert wird. Aufgrund ihrer wachsenden Frustration treffen sich die Arbeiter, allen voran Emmas Bruder Emil, regelmäßig zur theoretischen Erörterung ihrer Lage unter Anleitung des Intellektuellen Dr. Nollo. Die Liberalen, die sich um die Stimmen der Arbeiter bemühen, um eigene politische Interessen durchzusetzen, schaffen es zu Beginn des zweiten Bandes, die Einheit der Arbeiterschaft zu zerstören.

¹³⁹ „Sie glauben und hoffen, meine Herren vom Nationalverein, daß die Könige von Preußen sich mit der Frage deutscher Einheit und deutscher Ehre befassen könnten? Betrachten Sie Sich die Sache genauer! Die Könige von Preußen nehmen ihre Krone vom Tisch des Herrn. Die Könige von Preußen nehmen ihre Krone aus den Händen Gottes. Die Könige von Preußen setzen sich ihre Krone auf's Haupt. Die Könige von Preußen danken Gott, daß sie gewiß wissen, daß sie ihre Krone aus seinen Händen empfangen. Sie sehen, meine Herren, die Könige von Preußen haben höchst wichtige Staatsbeschäftigung und können sich nicht mit deutscher Einheit und solchen Bagatellsachen durchaus nicht aufhalten lassen.“ (Johann Baptist von Schweitzer, *Zur Deutschen Frage* [Frankfurt a.M.: (o.V.), 1862], S. 16).

Während sich die meisten Arbeiter nämlich den liberalen Zielen unterordnen, strebt eine kleinere Gruppe die Bildung einer eigenen Partei an. Zur gleichen Zeit fordert die konservative Regierung eine Rebellion der Arbeiterschaft heraus, doch am Ende müssen die Herrschenden ihre Niederlage eingestehen. Die Liberalen, die sich nicht am Aufstand beteiligt haben, übernehmen unter Zugeständnissen an die Aristokratie die Führung. Nach einem zeitlichen Sprung setzt der dritte Band die Handlung fort. Den Arbeitern in der Opposition gelingt es aufgrund anhaltender Intrigen von Seiten der Liberalen nicht, Nutzen aus ihrer gegründeten Produktivassoziation zu ziehen. Gegen den militärischen Druck der liberalen Regierung wollen sie sich in einem bewaffneten Aufstand zur Wehr setzen. Währenddessen ist Emma als Lucinde zur Mätresse eines wohlhabenden Fabrikanten geworden. Unerkannt setzt sie sich für die Sache der Arbeiter ein. Für ihre Ideale endet Emma/Lucinde auf dem Schafott und Graf Theodor, der sich auch auf die Seite der Arbeiterschaft geschlagen hat, nimmt sich das Leben. Die Revolution der Arbeiter ist gescheitert, wohingegen das Bündnis von Aristokratie und liberalem Wirtschaftsbürgertum gefestigt erscheint.

Stand der Forschung

Die Forschungsliteratur stellt vor allem die tendenziöse und agitatorische Ausrichtung von *Lucinde oder Capital und Arbeit* in den Vordergrund (was im Folgenden kurz referiert werden soll, um eine Diskussionsbasis zu schaffen). Frank Trommler stellt Ende der 1970er Jahre in seinem historischem Überblick zur *Sozialistischen Literatur in Deutschland* fest, Schweitzer habe die „Form satirisch angereicherter Erzählprosa“ gewählt, um „Kritik am liberalen Bürgertum“ zu üben, und bemängelt, dass die „von Sue beeinflusste Schilderung

der Arbeiter“ eine lediglich geringe „Vertrautheit mit deren tatsächlicher Lebensweise“ verrate (FT 192). Kurz darauf widmet sich Bernd Witte in seinem Aufsatz ‚Literatur als Opposition‘ u.a. Schweitzers Romantrilogie, welche die „Vermischung von Elementen des Trivialromans mit politischer Agitation“ charakterisiere.¹⁴⁰ Er bezeichnet *Lucinde oder Capital und Arbeit* als „frühestes Produkt“ und „Musterbeispiel“¹⁴¹ für „die späteren Werke der sozialistischen Romanliteratur“.¹⁴² Dieses Urteil macht auf die Vorbildfunktion des Textes aufmerksam und ordnet ihn aufgrund der Gestaltung des Opfertods einer ‚großen Arbeiterin‘ der Trivialliteratur zu. Grundsätzlich aber beschränkt sich Wittes Analyse auf eine Zusammenfassung des Inhalts.

Auch der Eintrag in der *Kurzen Geschichte der deutschen Literatur* begreift *Lucinde oder Capital und Arbeit* als „Beispiel“ für die „Verbindung von poetischer Fiktion und politischer Agitation“. Weiter weisen die Autoren dem Werk Schweitzers eine – zweifelhafte – Vorreiterrolle zu. Denn die „Verwendung dokumentarischer Materialien“ im Bereich der *res publica* sowie von „trivialen Klischees“ in der Sphäre der *res domestica* würde das Eigentümliche dieses literarischen Textes und generell aller Produkte der literarischen Arbeiterbewegung ausmachen: „Dieses Nebeneinander von politischer Belehrung und melodramatischem Liebeskonflikt dominiert in der sozialistischen Prosaliteratur des 19. Jahrhunderts bis hin zu Otto-Walster und M. Kautsky.“¹⁴³ Auch wenn diese Aussage die Entwicklungslinie der sozialistischen Erzählprosa stark vereinfacht wiedergibt, hat das Autorenkollektiv damit einen richtigen Aspekt benannt.

¹⁴⁰ Witte, *Literatur der Opposition*, S. 37.

¹⁴¹ Witte, *Literatur der Opposition*, S. 35.

¹⁴² Witte, *Literatur der Opposition*, S. 37.

¹⁴³ *Kurze Geschichte der deutschen Literatur*, von einem Autorenkollektiv, Leitung und Gesamtbearbeitung von Kurt Böttcher und Hans Jürgen Geerdts (Berlin: Volk u. Wissen, 1981), S. 481.

Florian Vaßen betont in der *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, dass Schweitzers Roman „in traditioneller, vornehmlich epigonal romantischer Form konzipiert“ sei, wobei er zumindest die auf Performativität abzielende Leistung des Romans anerkennt: „die öffentlichen Lesungen auf Versammlungen weisen [...] auf neue Verbreitungs- und Rezeptionsformen der Arbeiterbewegung hin“.¹⁴⁴ Diese Einschätzung korrespondiert mit dem Urteil Mehrings, Schweitzer habe den Arbeitern ein ‚soziales Problem in lichtvoller Weise‘ darzustellen vermocht.

Zur selben Zeit bezeichnet Hartmut Vinçon *Lucinde oder Capital und Arbeit* als einen „für die Geschichte der Arbeiterliteratur [...] bedeutsamen Roman“ und weist auf dessen Formenvielfalt hin. Auch er interpretiert den Erzähltext in erster Linie als Instrument der Partei-Propaganda, der als Multiplikator des sozialistischen Gedankenguts fungierte: „Typisch für die Bemühungen, Literatur in die politische Agitation einzubeziehen, war, daß auf Arbeiterversammlungen ganze Kapitel dieses Romans vorgelesen wurden.“¹⁴⁵ Damit konzentriert sich auch dieser Forschungsbeitrag auf den zeitgenössischen Rezeptionskontext.

Dieter Kafitz setzt sich mit Schweitzer als „Vertreter des Arbeitertheaters“¹⁴⁶ auseinander, doch sind seine stilistischen Beobachtungen auch für die Prosa des Autors aufschlussreich. Kafitz weist den agitatorischen Stücken ‚Ein Schlingel‘ (1867) und ‚Eine Gans‘ (1869) eine Sonderrolle zu, wenn er konstatiert, dass sie zwischen „klassizistischem Frühwerk und späten Schwänken“ des Autors wie „Fremdkörper“ wirkten (DK 280). In der Analyse

¹⁴⁴ Florian Vaßen, ‚Sozialistische Literatur von 1849 bis 1890‘, *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bd. 2, hg. von Viktor Žmegač unter Mitwirkung von Uwe Baur u.a. (Königstein/Ts.: Athenäum, 1980), S. 109-139 (S. 118).

¹⁴⁵ Vinçon, *Frühe Arbeiterliteratur*, S 211.

¹⁴⁶ Dieter Kafitz, *Grundzüge einer Geschichte des deutschen Dramas von Lessing bis zum Naturalismus*, Bd. 2 (Königstein/Taunus: Athenäum, 1982), S. 280-284. Die Dramen Schweitzers ordnet er in die „Übergänge zum Naturalismus“ ein. Er habe den Autor „einmal wegen der repräsentativen Beispiele, zum andern wegen der Vielfalt seines Werks ausgewählt“ (S. 280). Im Folgenden wiedergegeben mit der Sigle ‚DK‘.

hebt Kafitz hervor, dass sich der „satirisch gezeichnete Fabrikant [...] selbst durch sein Verhalten [entlarve]“, so dass dem Publikum „die Überlegenheit der sozioökonomischen Theorie der Arbeiterschaft unmittelbar vor Augen geführt“ werde (DK 280). Weiter belegten die „langen, erklärenden Redepassagen des Arbeiters, des Sprachrohrs der Theorie“, den „Vorrang der weltanschaulich-politischen Tendenz vor dem Gattungsinteresse“ (DK 282). Er ordnet Schweitzers Agitationsdramen der „Verlachkomödie“ zu, da der „angestrebte Ansehensverlust der betroffenen Figur [...] beim Rezipienten zu politischen Konsequenzen führen“ solle (DK 282). Dementsprechend beschreibt Kafitz die Wirkungsästhetik als „ideologische Indoktrination“, wobei er im Entwicklungsprozess des Arbeitertheaters von Schweitzer zum „sonst unbekanntem Autor August Otto-Walster“¹⁴⁷ eine „grundsätzliche Problematik“ sieht: Die Schriftsteller müssten „zwischen ideologischem Inhalt und neutralisierenden Gattungsformen nach einem befriedigenden Ausgleich“ suchen (DK 283). Dieses Dilemma zwischen Form und Inhalt zieht sich wie ein roter Faden durch die Legitimierungsdebatte der Arbeiterliteratur als Kunstform. Noch Jahre später, 1891, wird Wilhelm Liebknecht in seinen ‚Briefen aus Berlin‘ urteilen, dass „der Kampf die Kunst [ausschlieÙe]“. Man könne „nicht zween Herren dienen: nicht gleichzeitig dem Kriegsgott und den Musen“.¹⁴⁸

Allein Manuel Köppen befasst sich etwas eingehender mit *Lucinde oder Capital und Arbeit*. Im Rahmen seiner Untersuchung der *Sozialdemokratischen Belletristik vor dem Ersten Weltkrieg* setzt er sich auf immerhin knapp 15 Seiten mit dem Werk Schweitzers auseinander und hält darin fest, dass sich der Roman nicht auf das Kopieren konventioneller trivialer Folien reduzieren lasse.

¹⁴⁷ Eben dieser als „unbekannt“ eingestufte Schriftsteller wird im weiteren Verlauf mit einer ausgewählten Kalendergeschichte im Fokus der Untersuchung stehen.

¹⁴⁸ Wilhelm Liebknecht, ‚Brief aus Berlin‘, 17. Februar 1891, *Die Neue Zeit. Revue des geistigen und öffentlichen Lebens*, 9.1890-91, Bd. 1 (1891), H. 22, 709-711 (S. 710).

Zwar beginne die Trilogie „wie ein Kolportageroman zu beginnen hat: mit grellen Farben“, so dass der Leser eine Handlung „voller Elendsschilderung, mit einem sozialen Heilsbringer als Superhelden und herzerreißenden Liebesgeschichten“ erwarte. Dieses Schema werde aber unterwandert: „Nicht der eine Superheld wird den Leser fesseln, sondern eine ganze Heldengalerie aus dem Proletariat. Nicht Elend und Verbrechen werden zur Voraussetzung des Abenteurers, sondern sozialer Kampf und bewaffneter Volksaufstand.“ (MK 250) Interessant ist auch sein Hinweis darauf, dass sich der in der Arbeiterliteratur dargestellte Konflikt zwischen Kapital und Arbeit im Laufe der Zeit individualisieren, in Schweitzers frühem Text jedoch noch überindividuell vermittelt werde: „Der Bourgeois wird hier nicht bekämpft, weil er ein schlechterer Mensch als der Arbeiter ist, sondern weil er seine, die Interessen des moralisch verdammungswürdigen Kapitals vertritt.“ (MK 256) Besonders Köppens Unterscheidung zwischen „nach außen“ bzw. „nach innen“ gerichteter gesellschaftlicher und persönlicher Entwicklung stellt ein hilfreiches Instrument zur Beschreibung der frühen sozialistischen Prosa dar (MK 257). Seine Bewertung, der Roman schwanke zwischen der „bewusste[n] Entfernung von der Realität in der Überzeichnung der Figuren“ und dem „Anspruch auf historische Genauigkeit und Wirklichkeitstreue“ hin und her (MK 260), kann man implizit auch als Vorwurf lesen, dass die Kombination von Form und Inhalt nicht überzeugt.

Zusammenfassend beurteilt Köppen *Lucinde oder Capital und Arbeit* als „gültiges Dokument der Revolutionsemphase“ und betont, dass sich diese „in der frühen deutschen Arbeiterbewegung mit dem Konzept der ‚sozialen Demokratie‘ verband“ (MK 263). Obschon Schweitzer als ADAV-Mitglied eher die Reformlinie vertrat, wird in der Romantrilogie die Französische Revolution

von 1848 als Modell für die zeitgenössische deutsche Wirklichkeit verwendet. Gerade der Umstand, dass die Rebellion der Arbeiter im Werk Schweitzers noch zum Scheitern verurteilt ist, macht auf den außerliterarischen Übelstand aufmerksam: ein Gemeinwesen, in dem bürgerliche und soziale Rechte nicht das Anrecht Aller, sondern das exklusive Privileg einer Minderheit sind.

Aktuell gibt es kaum Zeugnisse für eine Auseinandersetzung mit *Lucinde oder Capital und Arbeit*. Lediglich Thomas Welskopp behandelt in seiner Studie *Das Banner der Brüderlichkeit* Schweitzers Text im Schnelldurchlauf, den er unter dem Aspekt der Vermarktung als „sozialen Kolportageroman[]“ von „deutlich[] gewerbliche[m] Zuschnitt“ einstuft.¹⁴⁹ Für die Publikation seines Romans hatte Schweitzer zwei unterschiedliche Varianten gewählt. Zunächst erschienen der erste und zweite Band 1863 im Selbstverlag in Frankfurt am Main, der dritte Band folgte 1864. In den folgenden Jahren veröffentlichte Schweitzer als Herausgeber des *Social-Demokraten* dann auch Auszüge seiner Romantrilogie im Feuilleton und erreichte derart wahrscheinlich ein größeres Lesepublikum als mit dem voluminösen dreibändigen Buchformat.¹⁵⁰

Im Folgenden soll *Lucinde oder Capital und Arbeit*, trotz der eingebundenen theoretisch-erörternden Passagen im Abhandlungsstil, als erzählerisches Werk analysiert werden. Das bedeutet, dass die in der Forschung betonte ideologische Ausrichtung nicht als *ausschließliches* Merkmal der Werkstruktur,

¹⁴⁹ Welskopp, *Das Banner der Brüderlichkeit*, S. 174.

¹⁵⁰ So z.B. die Kapitel 21 bis 26 aus dem zweiten Band ab Nr. 190, 8. November, bis Nr. 199, 18. November 1865. Um das Feuilleton seiner Zeitung zu bestücken, schilderte Schweitzer in der Anfangszeit auch Begebenheiten, die der Leser heute eher den Ressorts Politik oder Wirtschaft zurechnen würde. Erst im Laufe des zweiten und dritten Jahrgangs nahm der Anteil an kulturellen und literarischen Beiträgen im ‚Blättchen‘ des *Social-Demokraten* zu. So veröffentlichte der mitverantwortliche Herausgeber Johann Baptist von Hofstetten seine Erzählung ‚Michel Langmuth, der Schuhmacher‘ in immer unregelmäßiger werdender Folge, bis die fiktive Lebensgeschichte des Arbeiters ohne Ende versiegte und Fragment blieb (*Der Social-Demokrat. Organ des Allgemeinen Deutschen Arbeiter-Vereins*, Nr. 44, 7. April 1865, bis Nr. 1, 3. Januar 1866). Der Erfurter Arbeiter J. M. Hirsch schildert in einer Ich-Erzählung seine persönliche Lebensgeschichte (*Social-Demokrat*, Nr. 59, 17. Mai 1867, bis Nr. 68, 9. Juni 1867). Diese ‚Arbeiter-Biographie‘ wird an späterer Stelle noch ausführlicher diskutiert werden (vgl. S. 297-320).

sondern als *ein* Moment unter *vielen* begriffen wird. Der Untertitel weist den Roman als „social-politisches Zeitgemälde aus der Gegenwart“ aus. Diese Genrebezeichnung ist ein Konglomerat unterschiedlicher zeitgenössischer Gattungen, deren Grenzen fließend sind. Die geläufigen Begriffe „Zeitbild“ und „Sittengemälde“ kombiniert Schweitzer zum „Zeitgemälde“, wobei „Gemälde“ den bildlichen Charakter des Textes unterstreicht, der die Komplexität der „zeit“-genössischen Realität veranschaulichen soll. Die „Zeit“ war in der Mitte des 19. Jahrhunderts vielen Autoren ein Anliegen, die ihre literarischen Werke mit dem Stempel der Gegenwart versehen.¹⁵¹

III.2.1 Kontrasttechnik

Die Handlungsstränge sind derart konzipiert, dass drei soziale Klassen miteinander konfrontiert werden: der Arbeiter Emil Blankendorf, ‚Werkzeug‘ und Repräsentant der Arbeit im Kreise seiner Familie und Anhänger, die Fabrikanten und liberalen Politiker als Sprachrohr der Wirtschaftsbourgeoisie und des abstrakten ‚Capitals‘ sowie die Träger der feudal-konservativen Staatsführung.

¹⁵¹ Dirk Götsche hat in seiner Abhandlung „politisch-soziale‘ Zeitromane der Revolution“ exemplarisch analysiert und den Zusammenhang mit „Revolutionsthematik und Gesellschaftsgeschichte“ hergestellt. Unter den ausgewählten Texten ist *Lucinde oder Capital und Arbeit* nicht zu finden, was wohl auf den von Götsche gewählten Untersuchungszeitraum zurückzuführen ist, der sich auf die Jahre 1849 bis 1852 begrenzt. Dass Schweitzers „Zeitgemälde“ etwas mehr als zehn Jahre später veröffentlicht wird, soll nicht davon ablenken, dass auch in ihm „die fiktive Reinszenierung der erlebten Zeitgeschichte an die Darstellungsmöglichkeiten des sozialen Romans anschließt und auf dieser Grundlage nach den Ursachen der Revolution, ihres Verlaufs und ihres Scheiterns fragt.“ Zwar wären die exemplarischen „Texte in dem politisierten Kontext der Revolutions- und Reaktionsjahre nicht ohne ‚Tendenz‘“, so dass sich in der Auswahl und Schilderung der Geschehnisse die Ideologie des jeweiligen Autors widerspiegeln. Götsche würdigt aber auch die künstlerische Qualität der politisch-sozialen Zeitromane, wenn er bemerkt, dass sich der „Schwerpunkt der Darstellung [...] von der literarischen Chronik der Zeitgeschichte zur ästhetischen Reflexion der Epochenwende“ verschiebe. (Dirk Götsche, *Zeit im Roman. Literarische Zeitreflexion und die Geschichte des Zeitromans im späten 18. und im 19. Jahrhundert* [München: Fink, 2001], S. 631).

Bereits am Kapitelverzeichnis lässt sich die Kontrasttechnik ablesen, die der Autor als Strukturmittel sowohl auf inhaltlicher als auch auf stilistischer Ebene anwendet: Der Fokus liegt abwechselnd auf privaten und öffentlichen Handlungssträngen, Liebesgeschichte und politische Agitation werden parallelisiert. Die Kapitel widmen sich in unregelmäßiger Variation dem Arbeitermilieu und als Gegensatz dazu den liberalen Politikern oder den Vertretern der monarchistischen Regierung; theoretisch reflektierende Passagen stehen Abschnitten gegenüber, die eine Innensicht der sich liebenden Protagonisten suggerieren („Emma“, LCA II, 192; „Theodor“, LCA II, 212).

Parodie der Liberalen

Mit dieser Frontstellung in Bezug auf das Figureninventar korrespondiert die Erzählerhaltung. Sind die Arbeiter im narrativen Fokus, äußert sich der Erzähler meist Partei ergreifend und in einem aufklärenden Gestus; sind die Liberalen die Akteure des Geschehens, greift er zum Mittel der Satire. Diesem karikierenden Erzählen kommt eine Entlastungsfunktion zu: Die Auflockerung des belehrenden Tonfalls gelingt durch die Kontrastierung mit ironischen, bisweilen polemischen Figurenentwürfen. Alle Vertreter des liberalen Vereins für Fortschritt und Freiheit sind überzeichnet und erscheinen daher in ihrer politischen Machtfunktion unglaubwürdig. Mittel der Satire sind in diesem Falle Redundanz durch Wiederholung, übertriebene Selbstglorifizierung und Apotheose der Liberalen sowie absichtlich gestaltete Diskrepanz zwischen Frage und Antwort wie in der Demaskierung des Liberalismus als politischer Vertretung des Volkes: „Wenn diese Arbeiter einmal merken, oder vielmehr sich einbilden [...], daß unser Interesse nicht auch das Ihrige ist – wo nehmen

wir dann unsere Armee her? [...] Wir müssen die Arbeiter durch freundliche Herablassung gewinnen“ (LCA I, 136). Auch die in Klammern gesetzten und dem Drama entliehenen Regieanweisungen dienen der Verballhornung der bürgerlichen Liberalen und ihrer Versammlungspraxis:

Ich wollt' Ihnen nur danken für die Ehre meine Herrn, daß Sie mich gewählt haben – – – für die Ehre – – – dank' Ihnen für die Ehre. Herr Dr. Fisch hat's Wort. (Beifall.) | [...] Meine Herrn! Gestatten Sie mir, Ihnen einen Gast vorzustellen [...], es ist der Grundpfeiler der großen Zeitbewegung – es ist mit Einem Wort – ich sage es mit stolzgeschwellter Brust – es ist der große Batz. (Lang anhaltender stürmischer Beifall.) [...] | (Stimmen: Das ist brav! Großer Beifall.) (LCA I, 140ff.)

Indem die Figurenreden der Fortschrittler durch den jeweiligen Namen des Sprechers gekennzeichnet werden, bedient sich der Erzähler einer für Prosatexte unüblichen Technik, die eher im Drama zur Anwendung kommt. Hier signalisiert der Einsatz der direkten Rede Unmittelbarkeit und dient dazu, die liberale Position zu satirisieren:

Betthuber: Herr Präsident, warum sorgt der Vorstand nicht für Reinlichkeit des Lokals? Hier in der Ecke riecht es nach Katzen! | Vorsitzender: Schweigen Sie! | [...] Itzinger: Mitbürger! Patrioten! Volksgenossen! | Betthuber (vom Platz): Es riecht nach Katzen. Ich will Antwort. Ich bin ein anständiger Mann! | Stimmen: Ja! Ja! Hier in der Ecke! (LCA I, 150f.)

Fortlaufend wird die provisorische Regierung der Liberalen auf narrativer Ebene Lügen gestraft. Das Kapitel „Im engeren Kreis“ dient der Polarisierung der unterschiedlichen politischen Agenten, indem durch negative Abgrenzung die Frontlinien gezogen werden. Ein liberaler Minister wendet sich mit folgenden Worten an seine Kollegen:

Zwei Parteien, meine Herren, stehen uns feindlich gegenüber. | Wir finden nemlich fürs Erste die Reaction, welche [...] im Hintergrund lauert, um auf den Trümmern der liberal-parlamentarischen Regierung das Regiment der Junker und Pfaffen oder auch das persönliche Regiment der Landesherrn wieder herzustellen. | Wir sehen uns aber ferner

als feindlich gegenüber die sogenannte social-demokratische Partei, in deren Auftreten und Umsichgreifen eine ungeheure Gefahr für die gute Sache liegt. (LCA III/1, 203)

Ein Rückblick auf 1848 veranschaulicht die Perspektive der Männer des ‚Vereins für Fortschritt‘: „Die Strömung [...] war keine politische, es war die sociale, es war die Gesellschaftsfrage. Durch die sociale Frage ist die politische Bewegung des Volkes irre geleitet worden“ (LCA III/1, 204). Die

Figurenrede legt die opportunistische Haltung der Liberalen bloß: Die Frage, warum unsere Partei, die liberale Partei, als die der Besitzenden, vorkommenden Falles es jederzeit vorzieht, sich lieber der Reaction wieder in die Arme werfen, als der social-demokratischen Sache irgend welche Concession zu machen (LCA III/1, 205),

begründen die Wirtschaftsbourgeois mit machtpolitischen Interessen: „Wir haben mehr nach unten zu verlieren, als nach oben zu gewinnen!“ (LCA III/1, 206). Dadurch, dass der Erzähler dem potentiell anti-liberalen Leser Einblick in das liberale Umfeld gewährt, wird das Kalkül der besitzenden Klasse enthüllt: „Entschiedenes Auftreten nach unten, verbunden mit weisem Einlenken nach oben.“ (LCA III/1, 206) Dabei heben die in ihrer Wiederholung auffallenden Sperrungen die Dringlichkeit des Anliegens aus Sicht der Liberalen hervor. Der implizite Opportunismusvorwurf wiederum belegt die moralische Argumentation des Erzählers.

Die Charakterisierung der Vertreter der liberalen Geldaristokratie als wetterwendisch zieht sich durch alle drei Bände. Einen Höhepunkt erreicht sie im achten Kapitel des letzten Bandes, „Eine Soirée beim Kultusminister“, in dem Wirtschaftsbourgeois durch den unkorrekten Gebrauch grammatikalischer Regeln parodiert und der Lächerlichkeit preisgegeben werden.¹⁵² Es werden unterschiedliche sprachliche Register verwendet, um die Diskrepanz zwischen

¹⁵² Z.B.: „Bring’ mir nicht in Verlegenheit, Hermann“ (LCA III/1, 151).

sozialer Stellung und individueller Bildung der Liberalen zu veranschaulichen: „Gott! Was’n Stuß! | Schweig, Gans!“ (LCA III/1, 189) Mittels übertriebener Wiederholungen wird eine Situationskomik erzeugt: „Entschuldigen, Excellenz“ (LCA III/1, 152); ebenso dient die Verwendung bzw. Unkenntnis der lateinischen Sprache der Bloßstellung der Figuren sowie der Unterhaltung des Lesers: „Inter scyphos? | Drücken Sie sich deutlicher aus! | Inter pocula? | Reden Sie wie ein vernünftiger Mensch!“ (LCA III/1, 156) Aufgrund des beständigen Aneinandervorbeiredens entsteht eine Kommunikationssituation, deren Unernsthaftigkeit sich auf die öffentliche Bedeutung der Figuren überträgt. Wortspiele verleihen dem Gesagten eine Doppeldeutigkeit und Anzüglichkeit: „Wie weit seid Ihr gekommen? Wie hat er sich angestellt? | Wir haben gelegen, Mama – er oben, ich unten. | Damit habt Ihr angefangen?“ (LCA III/1, 165) Das Glücksspiel fungiert als Metapher für die Scheinwelt der liberalen Wirtschaftsbourgeoisie (vgl. LCA III/1, 170f.); auch der Gebrauch des Verwechslungsspiels und der Maskerade (vgl. LCA III/1, 173f.) lassen den Handlungsstrang, der im ‚fortschrittlichen Milieu‘ spielt, als Posse und Schwank erscheinen (vgl. LCA III/1, 176).

Die schwankhaften Elemente beschränken sich jedoch nicht nur auf die Anhänger der liberalen Bewegung, die im Interesse des „Capitals“ agieren, sondern beziehen sich durchaus auch auf Figuren aus den Reihen der „Arbeit“. Der alte Veteran Laudry belegt diese unterhaltende Tendenz des Textes, wenn er lediglich dem Biertrinken Interesse entgegenbringt. Die theoretischen Diskussionen im Hause Blankendorf langweilen ihn, wohingegen er die ‚gewaltige‘ Tat favorisiert. Einerseits wird die unreflektierte Gewaltanwendung ironisiert: „Parole: Drauf! Bewaffnung: Was jeder hat! Dienstzeit: Fünf Minuten! [...] Im Namen der Nation ein Faß Bier!“ (LCA II, 182f.) Andererseits bewertet

der Erzähler die praktische Tatkraft des alten Soldaten schlussendlich doch positiv: „in einer halben Stunde hatten Ein Kopf und hundert Hände ein brauchbares Werk geliefert“ und die Barrikade zur Verteidigung errichtet (LCA II, 185).

III.2.2 Vielstimmigkeit

Dieser Ausdifferenzierung der Erzählerhaltung entsprechend ist auch die Erzählsituation keineswegs homogen: Neben lange Phasen des auktorialen Erzählens, das bewertet, deutlich Stellung bezieht und die einzelnen Handlungsstränge für den Leser einordnet und miteinander verknüpft, tritt der Dialog; rhetorisch-erörternde Textstellen treffen auf satirisch-ironische Karikaturen, die Ich-Erzählung in der Form von Tagebucheinträgen wie auch statistisches Quellenmaterial erheben den Anspruch auf Authentizität, wohingegen die Diegese in einen offensichtlich fiktiven Rahmen gebettet ist.

Tagebuch

Mit einem Sprung in der erzählten Zeit setzt der letzte Band vier Monate nach der Revolution ein. Durch Nollo erfährt der Leser im Rückblick von den Ereignissen unmittelbar nach dem Aufstand. Seine Erinnerungsleistung erscheint als eine unmittelbare, denn der Schreibvorgang wird direkt an die Lektüre gebunden: „– mir zittert die Hand, mir bebt das Herz, da ich dies niederschreibe“ (LCA III/1, 12). Diese Passagen, die als „Nollo's Tagebuch“ inszeniert werden, bemühen sich um die Vermittlung von Authentizität mit dem Ziel, das Berichtete zu beglaubigen. Erneut bestimmt die Kontrasttechnik – „die düsteren Szenen“ gegen „die heitren Gebilde“, „Furcht und Hoffnung“, „Haß und Liebe“ (LCA III/1, 13) – den erzählerischen Tonfall. Es handelt sich also um eine

sehr gezielte Stilisierung und damit Sympathieleitung. Der Bericht aus der Retrospektive baut durch Interjektionen, die das Mehrwissen des Erzählers belegen, Spannung auf: „Welche Mittheilungen! Welche Erzählungen!“ (LCA III/1, 13) Nach ausführlichem Recherchieren und einer wahrhaft detektivischen Vorgehensweise liegt der Fokus nun auf der Dokumentation: „Ich will Alles geordnet aufzeichnen, was wir bisher erfahren konnten“ (LCA III/1, 15). Dabei dient der Tagebuch-Stil einem fingierten therapeutischen Zweck: „es ist mir dadurch, als theilte ich meinen Schmerz mit einem treuen, unwandelbaren Freunde“ (LCA III/1, 22). Durch diese Identifikationsmöglichkeit wird Solidarität hergestellt und Dialogizität inszeniert, nämlich der Dialog mit dem Leser-Freund. Die Reflexionen des Binnen-Ich-Erzählers stehen einerseits im Kontrast zur Dialogizität des vorangegangenen Kapitels; andererseits wechselt der Erzähler nach diesen Ausführungen privater Natur zum gesellschaftspolitischen Bereich und verhandelt auf rhetorisch-agitatorische Weise volkswirtschaftliche Missverhältnisse:

ob einer Geld gegen hohe Zinsen ausleiht oder ob ein Anderer durch sein Capital sich die Arbeitskraft von Hunderten dienstbar macht, ist in Wahrheit dieselbe Sache, deren Wesenheit darin besteht, daß einer vermöge Capitalbesitzes die Thätigkeit und Leistungsfähigkeit Anderer möglichst für sich ausbeutet. (LCA III/1, 32f.)

In seiner Argumentation wird die These von einer Gegenthese entkräftet und die Theorie in anschauliche *Exempla* verpackt, die in eine *Conclusio* münden:

Jede bevorrechtete Stellung in der menschlichen Gesellschaft muß doch irgend ein tragendes Element zur Grundlage haben [...]; aber der Mann des vierten Standes, der Arbeiter – was könnte denn er in die Wagschale legen anderes, als nur seine Eigenschaft als Mensch? Darum ist die Sache des Arbeiterstandes die Sache der

Menschheit. Was die Arbeiter wollen, das verlangen sie ja nicht für sich allein, sondern für Alle, Alle! (LCA III/1, 34f.)

Nollos Bekundung, er habe „den Entschluß gefasst, die Förderung der socialen Frage zu [s]einer Lebensaufgabe zu machen“, reiht sich ein in die exemplarisch dargestellte Anleitung zur Organisation der Arbeiter: Als ersten Schritt auf seinem Weg verkündet der Erzähler die „Bildung einer festen, social-demokratischen Partei, zunächst eines Vereins“ (LCA III/1, 45). Die explizite Enthüllung der Strategie der ‚Fortschrittler‘ dient ebenfalls dem didaktischen Zweck der Aufklärung: „Man sieht deutlich, wie sehr die liberale Partei, die sich jetzt auf einmal democratisch-liberal zu nennen beliebt, die Arbeiter fürchtet – da man sie nicht gewaltsam zu unterdrücken vermag, so sucht man sie zu überlisten.“ (LCA III/1, 50) Hervorzuheben ist, dass diese Erklärungen allesamt vom ‚außenstehenden‘ Nicht-Arbeiter Nollo geäußert werden, der sein Urteil gefällt hat – „Diese guten Menschen [die Arbeiter] sind gar zu unselbstständig!“ (LCA III/1, 53) – und der die Einsicht kundtut, „daß die Hindernisse nur in den Köpfen der Arbeiter selbst“ liegen (LCA III/1, 56). Die Anprangerung der provisorischen liberalen Regierung und der mit Blindheit geschlagenen Arbeiterschaft mündet in den Appell zur Bewusstseinsbildung. Als Fazit formuliert der intellektuelle Doktor das Ziel der Arbeiterbewegung für die Zukunft: „Was dem Arbeiterstande fehlt, ist lediglich die klare Erkenntnis und der feste Wille. Sind diese da, so ist er allmächtig – jederzeit und allerwärts.“ (LCA III/1, 56)

Im dritten Kapitel, auch „Aus Nollo's Tagebuch“ betitelt, begrüßt der Verfasser nach dreimonatiger Gefängnishaft seine Leserschaft mit dem pathetischen Ausruf: „Endlich – endlich wieder frei! Welch' zauberischer Klang in diesem Wort!“ (LCA III/1, 57) Durch das Einfügen von statistischem Material, betriebswirtschaftlichen Berechnungen sowie Paragraphen und Bestimmungen

wird die Fiktion im Folgenden zur konkreten Handlungsanweisung für die außertextliche Wirklichkeit. Die Figurenrede macht einem vortragartigen Gestus Platz, der mit dem Blick auf die 1848er Revolution in Frankreich ein historisches Geschehnis zitiert, um zu belegen, dass die liberale Bourgeoisie die Bestrebungen der Arbeiterklasse sowohl heimlich als auch offenkundig manipuliert. Wissenschaftlichkeit wird suggeriert, indem Nollo sich der Collage bedient. Er montiert Ausschnitte aus Sigmund Engländers *Geschichte der französischen Arbeiterassoziationen*, die 1864, zeitgleich mit *Lucinde oder Capital und Arbeit*, erschienen ist, in den Fließtext, und versieht sie mit Fußnoten: „Man hat Hunderte von Belegen dafür, daß der Staat diese 3 Millionen für ein Experiment geopfert hat, dem er keinen Erfolg wünschte, ja von dem er heimlich hoffte, daß es mißglücken solle.“ (LCA III/1, 69) Durch die Analogie zwischen außerliterarischer Realität und Text eröffnet sich eine selbstreferentielle Ebene:

Wenn einer etwas Aehnliches erdächte, und zum Beispiel in einem socialen Roman anbrächte – würden nicht Viele unwillkürlich ausrufen: Welche gehässigen Erfindungen! Bliebe dem Autor etwas anderes übrig, als die geschichtliche Wahrheit selbst hinzusetzen? (LCA III/1, 76)

Um diesen Anspruch auf Wahrhaftigkeit zu legitimieren, verweist der Erzähler auf die „erfahrungsmäßigen“ und „geschichtlichen Thatsachen“ sowie darauf, dass das Geschilderte „in Wahrheit“ (LCA III/1, 77f.) stattgefunden habe. Auch die repräsentative Bedeutung der historischen Vorgänge wird hervorgehoben: „Diese Arbeiter [...] vergaßen nicht einen Augenblick, daß sie nicht für ihre individuelle Befreiung arbeiteten, sondern daß es sich darum handele, ein Beispiel hinzustellen, daß eine soziale Reform möglich sei.“ (LCA III/1, 78) Dr. Nollo stilisiert sich selbst zum ideologischen Anführer der Bewegung, dessen Berufung es sei, „einen Mittelpunkt zu schaffen“ (LCA III/1, 87). Indem er auch

Selbstzweifel äußert, appelliert er an einen engagierten und visionären Leser, es dem Erzähler gleichzutun und ihn sogar zu übertreffen:

Welch' ein Glück wäre es, wenn an der Spitze unserer socialen Bewegung ein Mann stände, der mit eherner Charakterfestigkeit Gedankenklarheit und genügendes Wissen vereinte! Wie gerne machte ich einem Besseren Platz – aber wo ihn finden? (LCA III/1, 88)¹⁵³

Der Erzähler übergibt die Aufgabe folglich an den Rezipienten seiner Schilderung.

Sachtexte

Als konstitutives Merkmal des Textes ist die eigentümliche Mischung von literarischem und historischem Material zu betonen. In diesem Prosawerk zeigen sich die Anfänge des dokumentarischen Verfahrens. Was vom marxistischen Literaturkritiker Mehring als „formloses Ungetüm“ und „ungeheuerliche Vermischung“¹⁵⁴ abqualifiziert wird, kann man als Abgrenzung vom poetisch-realistischen Erzählen lesen. Statt die Illusion eines getreuen Abbildes der Wirklichkeit aufrecht zu erhalten, wird der Leser in *Lucinde und Capital und Arbeit* bewusst darauf gestoßen, dass es sich um ein literarisches Konstrukt, ein *artefaktum* handelt. Phasenweise, z.B. bei der literarischen Gestaltung der Arbeiterversammlungen, handelt es sich nahezu ausschließlich um *Fremdtext*, der den *Eigentext* der *Lucinde* zugunsten einer didaktischen

¹⁵³ Dieses Zitat kann im Kontext von Äußerungen Schweitzers im ADAV-Parteiorgan gelesen werden. Dort hatte sich der Präsident an prominenter Stelle zu seinem Amt und Führungsstil geäußert: „Ich bin fest entschlossen, die Organisation und Partei-Disciplin gegen Jeden, wer es auch sei, aufrecht zu erhalten. Ich muß selbstverständlich jeden Augenblick bereit sein, meinen Posten als Leiter des Vereins an einen Andern abzugeben, wenn die Mehrheit des Vereins dies in der statutenmäßigen Form beschließt; allein so lange kraft Beschlusses der Mehrheit die Lenkung in meinen Händen ist, werde ich darauf halten, daß Jeder sich füge.“ (Johann Baptist von Schweitzer, ‚An die Mitglieder des Allgemeinen deutschen Arbeiter-Vereins‘, *Beilage zum „Social-Demokrat“*, Nr. 107, 11. September 1867). Unter seiner Führung verstand er „keine willkürliche Dictatur, sondern die innerlich fest bestimmte, jede persönliche Willkür ausschließende *Dictatur des Principis*. [...] Diejenigen, die eine *solche* Dictatur nicht wollen, mögen sich einen andern Führer wählen.“ (Johann Baptist von Schweitzer, ‚[o.T.]‘, *Social-Demokrat*, Nr. 148, 17. Dezember 1869).

¹⁵⁴ Mehring, *Geschichte der deutschen Sozialdemokratie*, Bd. 2, Teil 2, S. 84f.

Intention in den Hintergrund drängt. So werden ganze Textpassagen aus sozialökonomischen Texten Lassalles und Proudhons als vorbildhafte Theorie bzw. Erörterungen Schulze-Delitzschs als zu widerlegendes Erklärungsmodell eingegliedert. Doch diese Verbindung von Romanform und Redetexten dient nicht nur dazu, dem fiktiven Plot einen belehrenden Impetus zu verleihen, sondern auch dazu, Reden und diskursive Texte zu dynamisieren. Damit handelt es sich um deren ‚gesellschaftliche Inszenierung‘ und damit konkretisierende (klassenspezifische) Überprüfung: Es wird dargestellt, wie gesellschaftliche Gruppen tatsächlich zu den betreffenden Positionen stehen.

Die „Capital und Arbeit“ benannten Passagen, welche die bipolare Struktur offenkundig im Titel aufweisen, erörtern die zu Grunde liegenden Mechanismen der gesellschaftlichen Blockbildung.¹⁵⁵ Im sechsten Kapitel des ersten Bandes werden für diesen Zweck Lassalles volkswirtschaftliche Schriften herangezogen, die das eiserne Lohngesetz postulieren:

Die Beschränkung des durchschnittlichen Arbeitslohnes auf die in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderliche Lebensnothdurft – das ist also, ich wiederhole es, das eiserne und grausame Gesetz, welches den Arbeitslohn unter den heutigen Verhältnissen beherrscht.

(LCA I, 81)

Damit wird die Konfrontation zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern betont; die ungerechte Verteilung von Lohn und Arbeitseinsatz. Im zweiten Band widmet sich dann beispielsweise das 14. Kapitel im katechetischen Frage-Antwort-Schema der Widerlegung Schulze-Delitzscher Ausführungen zum Wert von Vereinen und Sparkassen. Dr. Nollo wird die Argumentation aus Lassalles ‚Offenem Antwortschreiben‘ in den Mund gelegt und somit die Idee der staatlich

¹⁵⁵ Im ersten und zweiten Band ist jeweils ein Kapitel mit „Capital [bzw. „Kapital“] und Arbeit“ überschrieben, im dritten Band werden insgesamt sieben Kapitel so betitelt.

unterstützten Produktivgenossenschaften propagiert. Im Redegestus werden die Arbeiter und die Leser der *Lucinde* direkt angesprochen: Es sei

Sache und Aufgabe des Staates, Ihnen dies zu ermöglichen, die große Sache der freien individuellen Association des Arbeiterstandes fördernd und entwickelnd in seine Hand zu nehmen und es zu seiner heiligsten Pflicht zu machen, Ihnen die Mittel und Möglichkeiten zu dieser Ihrer Selbstorganisation und Selbstassociation zu bieten. (LCA II, 154)

Der Text inszeniert die Theorie Lassalles als Ansprache des Außenstehenden (Nollo) an die Betroffenen. Durch Einfügen statistischen Materials, z.B. der Einkommensverteilung, erhebt der Text den Anspruch auf Anwendbarkeit in der außertextlichen Realität. Lassalles Schlussfolgerung – „Ihnen also, meine Herren, den nothleidenden Classen, gehört der Staat, nicht uns, den höheren Ständen, denn aus Ihnen besteht er!“ – erfährt ihre Bestätigung durch die fiktive Arbeiterfigur Emil: „Diese Ausführung muß man sich tief einprägen, denn in der That: das ist der Kern der Frage“ (LCA II, 160). Dieser theoretischen Einsicht Emils folgen konkrete Taten: Zusammen mit anderen Arbeitern gründet er eine Produktivassoziaton.

Motti und Leitsprüche

Diese Verschränkung von fiktiven und historischen Begebenheiten zielt ab auf eine Vielstimmigkeit, die durch einen weiteren Umstand gestützt wird: Jedem Kapitel sind ein oder mehrere Motti beigeordnet, die mal explizit, mal weniger offensichtlich die Handlung kommentieren. Das Spektrum der verwendeten Maximen und Lehrsätze reicht von Staatsmännern wie Napoleon Bonaparte über Philosophen wie Schopenhauer hin zu den verschiedensten Schriftstellern – Horaz und Augustinus als antike Rekurrenz, Racine und Voltaire als französische Dramatiker der Aufklärung, Goethe und Schiller als deutsche

Ikonen der Klassik, vorwiegend mit Werken, die einen Freiheitskampf oder Konflikt zwischen Tyrann und Unterdrückten thematisieren. Und schließlich wird der in der Widmung gewürdigte Ferdinand Lassalle sowohl mit theoretischen Schriften als auch mit seiner ‚historischen Tragödie‘ *Franz von Sickingen* angeführt. Dieses Bemühen um eine eigene ‚Bibliothek‘ ist vom humanistisch geprägten Bildungsbürgertum entlehnt.¹⁵⁶ Hier allerdings werden kanonische Zitate durch Appropriation in neue Bedeutungszusammenhänge gestellt und erfüllen so neben der ästhetischen auch eine didaktische Funktion.

Oft sind die Verknüpfungen thematisch begründet; so werden Kapiteln, die sich dem privaten Handlungsstrang widmen, häufig sentimentale Gedichte vorangestellt;¹⁵⁷ Abschnitte, die den Fokus hingegen auf die politische Sphäre legen, haben meist auch ‚Laudatoren‘ aus diesem Bereich.¹⁵⁸ Doch nicht nur aus Werken literarischer und philosophischer Vorbilder wird zitiert, der Bildungsauftrag schließt auch populäre Losungen ein – wie „Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!“ der Französischen Revolution –, die der breiten Masse bekannt waren und den Leser erahnen ließen, worum es sich im Kapitel „Sturmvögel“ (LCA II, 130) handeln wird.

Dass die Leitsprüche auf unterschiedliche stilistische und intentionale Weise verwendet werden, sollen einige Beispiele illustrieren: Das dritte Kapitel im ersten Band, „Ein Abend in der Arbeiterfamilie“, wird von einem Motto Voltaires

¹⁵⁶ Hier bietet sich ein Vergleich mit Karl Gutzkows *Unterhaltungen am häuslichen Herd* an, in denen sich zwar keine Leitsprüche, allerdings zahlreiche Artikel zu ‚Schiller und Goethe‘ (Nr. 3, 46ff.), ‚Ein Toast zum Schillertage‘ (Nr. 6, 94), ‚Lessing und Nathan‘ (Nr. 7, 112), ‚Schiller und Goethe als Doppelstandbild‘ (Nr. 13, 204ff.), ‚Eine Artigkeit Voltaire’s‘ (Nr. 13, 208) und ‚Die Theatencensur zu Shakspeare’s Zeit‘ (Nr. 34, 544) finden lassen (vgl. *Unterhaltungen am häuslichen Herd*, hg. von Karl Gutzkow, Bd. 1 [Leipzig: Brockhaus, 1853]).

¹⁵⁷ Als Beispiele seien genannt: „Das ewig alte Lied“, Motto von Uhland (LCA II, 84, 5. Kapitel); „Ein verhängnisvoller Freundschaftsdienst“, Byron (LCA II, 62, 9. Kapitel).

¹⁵⁸ Diese Vorgehensweise findet sich z.B. im 11. Kapitel (LCA II, 95): „Ein Ministerrath“, Motto von Machiavelli; und im 12. Kapitel (LCA III/1, 228): „Es ist genug“, Motto von Herwegh.

begleitet,¹⁵⁹ das deutlich macht, für wen der Erzähler Partei ergreift. Dem achten Kapitel, „Ein Mann der nicht vom Volkswohl spricht“ (LCA I, 112), ist eine Strophe aus Heinrich Heines ‚Deutschland – Ein Wintermärchen‘ zugewiesen,¹⁶⁰ so dass die kritische Haltung des lyrischen Ich auf den Erzähler des Romans übertragen werden kann. Anders funktioniert die Sinnanreicherung im dritten Kapitel des zweiten Bandes, „Zwei Volksmänner“ betitelt, dem eine Rede aus Schillers *Fiesko* als Motto vorangestellt ist.¹⁶¹

Verrina: Aber, noch einmal umarme mich,
 Fiesko! Hier ist ja niemand, der den Ver-
 rina weinen sieht, und einen Fürsten empfin-
 den. Gewiß, nie schlugen zwei größere Her-
 zen zusammen – – (LCA II, 18)

Zu dieser Szene, die im Schillerschen Drama aufrichtige Gefühle widerspiegelt und somit ernst zu nehmen ist,¹⁶² stellt der Erzähler in *Lucinde oder Capital und Arbeit* die größtmögliche Distanz her, indem er sie ins Komische verkehrt: Die Liberalen Itzinger und Fisch werden durch das Stilmittel der Übertreibung als opportunistische Verräter enttarnt: „Fisch: Itzinger! Mir graut vor Ihnen! | Itzinger: Nur so kommen wir an’s Ruder. | Fisch: Itzinger! Ich

¹⁵⁹ „On sentait assez que les hommes puissans ne se reformat pas.“ (LCA I, 30). Im Deutschen lautet das Zitat in etwa wie folgt: „Man bedauerte hinreichend, dass sich mächtige Männer nicht reformieren lassen.“ [Übersetzung BS].

¹⁶⁰ „Wir wollen auf Erden glücklich sein, | Und wollen nicht mehr darben; | Verschlemmen soll nicht der faule Bauch, | Was fleißige Hände erwarben.“ (Heinrich Heine, ‚Deutschland. Ein Wintermärchen‘, Caput I, 10. Strophe, *Düsseldorfer Heine-Ausgabe*, hg. von Manfred Windfuhr, 16 Bde. [Hamburg: Hoffmann & Campe, 1973-1996], im Folgenden wiedergegeben mit der Sigle ‚DHA‘, Bd. 4 [1985], S. 89-157 [S. 92]). Dieses Motto wird erneut im elften Kapitel des zweiten Bandes, „Eine Arbeiterversammlung“, verwendet (LCA II, 110). Somit liegt der Erzählfokus beide Male auf den Arbeitern.

¹⁶¹ Die merkwürdige Setzung der direkten Rede Verrinas mit den erzwungenen Zeilenbrüchen stimmt nicht mit Schillers Original überein und ist vermutlich der Verwendung als Leitspruch geschuldet, der dem Fließtext vorausgeht und sich von diesem abheben soll.

¹⁶² Darauf deuten die in Klammern gesetzten Bühnenanweisungen hin. Verrina „(hält still mit Wehmuth.)“ Dann: „(er drückt ihn innig.)“ Schließlich spricht er, „(heftig an Fiesko’s Halse weinend)“, folgende Worte: „du räumst einen Platz in meiner Brust, den das Menschengeschlecht, dreifach genommen, nicht mehr besetzen wird“. Dem entgegnet „Fiesko (sehr gerührt). Sey – mein – Freund!“ Nur kurze Zeit später wird Verrina den Herzog, weil dieser seinen „Purpur“ als Zeichen der Macht nicht ablegen will, ins Meer stürzen. ([Friedrich] Schiller, *Die Verschwörung des Fiesko zu Genua. Ein republikanisches Trauerspiel* [Tübingen: Cotta, 1806], V, 16, S. 166f.).

bewundere Sie!“ (LCA II, 22) Zudem handelt es sich hierbei um ein leicht abgewandeltes Zitat aus dem ersten Teil von Goethes *Faust*. Sowohl in Goethes als auch in Schweitzers Text heißt der Angesprochene Heinrich, auch wenn sich diese wörtliche Anrede nur im *Faust* findet. Nachdem Gretchen ihr Neugeborenes umgebracht hat und im Kerker auf ihre Bestrafung wartet, kommt Faust in der Todesnacht zu ihr, um sie zu retten. Sie aber übergibt sich dem „Gericht Gottes“ und ihre letzten an Faust gerichteten Worte veranschaulichen ihre Entscheidung für den Tod: „Heinrich! Mir graut’s vor dir!“¹⁶³ Das verzweifelte Gretchen aus der Tragödie wird bei Schweitzer durch den verängstigten Fabrikanten ersetzt und der Situation so ihre Tragik genommen. Damit wird ein bürgerliches Mittel angewendet, das aber eine andere Funktion erfüllen soll. Durch den Bildungsanspruch verortet sich der Roman in der kulturellen Tradition, allerdings in dem Sinne, dass die Arbeiterschaft für die gesamte Menschheit zum Handeln aufgerufen ist.

Erzähldynamik

Köppens Feststellung, dass die Romankomposition auf der Abfolge von „Spannung – Entspannung – Spannung“ beruhe (MK 251), impliziert, dass die individuell-romantischen, aber auch die satirischen Kapitel der ‚Entspannung‘ des Lesers dienen. Diese Auslegung trifft im Grundsatz sicherlich zu, doch übersieht sie, dass auch die Parodie der Liberalen einen aufmerksamen Leser fordert. *Lucinde oder Capital und Arbeit* ist gekennzeichnet von einer raschen Aufeinanderfolge von Geschehnissen. Daneben wird nicht auf reflektierende Abschnitte verzichtet, in denen die Bewusstseinsbildung des Arbeiterstandes im Mittelpunkt steht. Anhand der wöchentlichen Versammlungen, auf denen die

¹⁶³ Johann Wolfgang von Goethe, *Faust. Eine Tragödie. Erster Theil* [Stuttgart: Cotta, 1867], S. 184.

Arbeiter unter Führerschaft Dr. Nollös über die soziale Frage diskutieren, sowie vermittels der öffentlichen Ansprachen und Flugblattverbreitung werden die beginnende Organisationskultur der Arbeiterbewegung und die neuen Verbreitungs- und Rezeptionsmöglichkeiten auf dem politischen Massenmarkt vorgeführt. Durch Vorausdeutungen wird auch in Momenten scheinbarer Harmonie der verhängnisvolle Ausgang antizipiert.¹⁶⁴ Besonders im zweiten Band, der den von der monarchistischen Regierung provozierten Volksaufstand schildert, beschleunigt sich der Erzählrhythmus. Kapitel schließen nicht mehr mit Beendigung einer inhaltlichen Einheit, sondern brechen im spannungsvollsten Moment ab, um diesen erst im Anschluss aufzulösen (vgl. LCA II, 250-284, 23. und 24. Kapitel). Auch im letzten Band bedient sich der Erzähler erneut des Musters von Spannungsaufbau und Abbruch, wobei die Kontrasttechnik („damals“ – „jetzt“; „warm“ – „kalt“) als gestalterisches Mittel dominiert, um den tragischen Entwicklungsgang zuzuspitzen. Die Schilderung des versuchten Selbstmordes Theodor von Lindenwalls wird künstlich in die Länge gezogen: „Es war genug – – – Er zog die Pistole aus der Tasche – setzte das Zündhütchen auf – – Deutlich durch die Nacht tönte das Knacken des Hahns – –“ (LCA III/1, 249), nur um dem Leser schließlich einen *Cliffhanger* zu präsentieren: „Da erscholl ein lauter, durchdringender Schrei, er fühlte sich heftig am Arme gefaßt und durch die Nacht tönte ein Schuß – – – | Ende der ersten Abtheilung des dritten Bandes.“ (LCA II/1, 250)

Diese narrative Beschleunigung spiegelt sich auch auf der Ebene der Interpunktion und Syntax wider: Die Sätze werden deutlich kürzer, zum Teil unvollständig. Der starke Einsatz von Gedankenstrichen und Interjektionen

¹⁶⁴ So z.B. hier: „Jene reine, heilige Liebe, welche das Fundament der Familie, ihr Ruhm und ihre Blüthe ist, erfüllte die Herzen [...]. Aber es lag ein banger, unheimlicher Druck über diesem liebenden Zusammensein [...] – es war, als halte der Todesengel seine entsetzliche Sichel über die blühenden Jugendgestalten – –“ (LCA II, 176).

belegt zum einen die innere Bewegtheit der Figuren, zum anderen werden auf diese Weise auch die sich überschlagenden Ereignisse und einzelnen Momentaufnahmen aneinandergereiht:

– es war Alles still – Niemand war da – – – Sie eilte in die Küche, sah in den Garten – keine Spur von Emma! [...] Da flammte eine letzte Hoffnung in ihrem Herzen auf – zögernd nahte sie der Thür des Nebenzimmers – [...] aber es mußte geschehen – sie trat ein – – [...] Auf dem Tische lag ein Blatt Papier – – – (LCA II, 196)

Um den Fortgang der Handlung im Ungewissen zu lassen, hat der auktoriale Erzähler einen Wissensvorsprung vor seinen Figuren: „Wohl blickten die Gefangenen mit bangen Zweifeln ihrem Schicksal entgegen – aber das blutige Schauspiel [...] – dies sahen sie nicht vorher!“ (LCA III/2, 184) Dieses Mehrwissen teilt der Erzähler also mit dem Leser, dessen Neugierde dadurch geweckt wird.

Gesellschaftliche Determinierung statt subjektivem Moralismus

Generell dominiert die Erzählstrategie, die Köppen als „Weg ‚nach außen‘“ bezeichnet hat:¹⁶⁵ Der bipolare Konflikt zwischen Kapital und Arbeit wird mittels einer aktionsreichen, auf *telling* vertrauenden Handlung geschildert; der Fokus liegt auf der Folge von Ereignis, Wirkung und Reaktion. Die politische Agitation determiniert gewissermaßen die Charaktere, die demzufolge nur in Ausnahmefällen eine psychologische Tiefe gewinnen. Anders gestaltet es sich eine Dekade später bei Robert Schweichel, in dessen Erzählungen an die Stelle des handlungsreichen Abenteurers das *showing* tritt und der individuelle Held im tragischen Konflikt zwischen persönlichem Sittengesetz und kapitalistischer

¹⁶⁵ Demnach würden sich Aktion und Figur gegenseitig bedingen: „Damit beschreibt die Abenteuerhandlung in Schweitzers Roman den Weg gesellschaftlicher Veränderung als einen Weg ‚nach außen‘. [...] Der Weg ‚nach innen‘, zur Ausbildung der sozialistischen Persönlichkeit im Schoße der Partei, ist hier noch ebensowenig Inhalt der Darstellung wie ein durch oppositionelle Wertssysteme in der Figurenzeichnung formulierter, moralischer Anspruch auf Veränderung gesellschaftlicher Wirklichkeit.“ (MK 257).

Gesellschaft mit moralischen Kategorien bewertet wird. In Schweitzers Roman hingegen sind die Figuren meist typisiert dargestellt und dienen einem greifbaren Zweck: die abstrakten Größen „Capital“ und „Arbeit“ zu illustrieren. Während z.B. in Schweichels Kalendergeschichte ‚In Acht und Bann‘ die Opposition zwischen besitzloser und besitzender Klasse auf die persönliche Konfrontation des Bergarbeiters Nikolaus Jung mit dem Grubenbesitzer Krählinger heruntergebrochen wird,¹⁶⁶ verharrt die dichotome Ausgangssituation bei Schweitzer noch im Überindividuellen. Die Einsicht in die Verhältnisse scheint an dieser Stelle höherwertig als die moralische Charakterbildung und kündigt eine andere Ästhetik an, die nicht auf dem bürgerlichen Individuum beruht.¹⁶⁷ Die Stellvertreter der Bourgeoisie und Geldmacht werden zwar textimmanent der Lächerlichkeit preisgegeben, so dass kein Zweifel an der Parteilichkeit des Erzählers besteht – allerdings werden sie nicht nach einer moralischen Ordnung beurteilt: „Die Schuld liegt an den Verhältnissen, nicht an einzelnen Personen.“ (LCA I, 123) Hier artikuliert sich ein wissenschaftlich-analytisches Verständnis, das impliziert, wie sich durch eine Änderung der Verhältnisse die Konfrontation in Solidarität verwandeln kann. Auch die Anhänger des feudal-konservativen Regimes verurteilt der Text nicht als ‚schlechte Menschen‘; im Gegenteil, bei Ausbruch des Volksaufstandes im zweiten Band ergreift der Erzähler die Partei des „schuldlos [v]erfolgten“ Ministerpräsidenten (LCA II, 209). Bereits im ersten Band hatte der reaktionäre Ministerpräsident in einem Gespräch mit seinem Sohn seinen weltanschaulichen Standpunkt klar gemacht und eine durchaus

¹⁶⁶ Robert Schweichel, ‚In Acht und Bann. Erzählung‘, *Der arme Conrad. Illustrierter Kalender für das arbeitende Volk für 1877*, 2. Jg., 1-28.

¹⁶⁷ Ganz offensichtlich wird diese andere anti-bürgerliche Ästhetik dann bei Brecht. Auch die Kalendergeschichte August Otto-Walsters, ‚Wo liegt die Rettung? Aus dem Tagebuche eines Sozialisten‘, weist bereits in eine ähnliche Richtung, wie noch zu zeigen sein wird (vgl. S. 206-226, v.a. S. 219ff.).

verständige, der Masse des Volkes nicht grundlegend feindliche Gesinnung vertreten:

Das Capital ist eine große, tiefeingreifende Macht; dies aber war auch nothwendig, um den tausendjährigen Bestand der alten Vorrechte zu erschüttern und zu brechen. [...] Dem Volk aber mag es gleichgültig sein, ob es von Grafen und Baronen oder Banquiers und Advocaten regiert wird. Das Volk hat noch nicht begonnen oder wieder aufgehört zu wollen – wenn es aber wieder einmal will und in alter Gewohnheit auf die Burgen des Adels losstürmt, wird es zerfallene Mauern finden und sich bedenklich fragen, wo die Zwingburgen des neunzehnten Jahrhunderts stehen. (LCA I, 62 und 67)

In dieser Hinsicht unterminiert Schweitzers Roman die erwartete Schwarz-Weiß-Malerei, obgleich selbstverständlich die ‚Freiheit des Volkes‘ als kollektives Ziel propagiert und die meisten Arbeiterprotagonisten als ‚Helden‘ vorgeführt werden. Der Text bewegt sich vom Projektiven zum Kritischen, von der Anwendung von Schablonen über eine Positionsformulierung bis hin zur kritischen Stellungnahme und Ausdifferenzierung dieser Positionen.

III.2.3 Trivialitätsvorwurf

Nach der ersten Lektüre dominiert der Eindruck, die Mehrzahl der Episoden sei epigonal gestaltet. So erinnert die Figurenkonstellation im sentimental Handlungsstrang an bekannte Muster der kolportierten trivialen Gebrauchsliteratur.¹⁶⁸ Die Liebe zwischen dem Arbeitermädchen Emma

¹⁶⁸ Als Beispiel für diese Art der Literatur können etwa Guido Waldners Ritterroman *Adelmar von Perlstein, der Ritter vom goldenen Schlüssel, oder: die zwölf schlafenden Jungfrauen, die Beschützerinnen des bezauberten Jünglings* von 1851/52 oder Karl Relfföls Roman *Der Räuberhauptmann Joseph Bojanowsky, der Fürst der Todtengruft; historisch-romantisches Gemälde aus dem achtzehnten Jahrhundert* von 1857 angeführt werden, beide sind beim Verleger Johann Joseph Breyer in Löbau, später Dresden erschienen. 1870 zieht der konservative Journalist Otto Glagau eine strenge Trennlinie zwischen „der eigentlichen Literatur“ und der „Colportage-Literatur“. Ihm zufolge habe die kolportierte Literatur „stets die große ungeschiedene Masse im Auge: Mann und Weib, Alt und Jung, und sie speculirt auch auf den Aermsten; daher producirt sie massenhaft und anscheinend – spottbillig.“ Sie würde „Nochniedagewesenes versprechen und Allesbisherdagewesene in Schatten zu stellen wissen“, sei „in ziemlich stereotyper Form, nach einem durch die Erfahrung bewährten Recepte angefertigt“ und präsentiere dem Leser „eine ununterbrochene rastlose Handlung, eine Fülle immer neuer Gestalten und Situationen, je toller und je unmöglicher, desto besser“. Das

Blankendorf und dem Sohn des Ministerpräsidenten Graf Theodor von Lindenwall ist aufgrund gesellschaftlicher Normen zum Scheitern verurteilt; auch Dr. Nollo, Wegbereiter der Volkssache, liebt Emma. Intrigen steigern das Konfliktpotenzial zwischen sozialer Determination und wahrer Bestimmung.

Die in der Forschungsliteratur behauptete Nähe des Romans *Lucinde oder Capital und Arbeit* zur Kolportage¹⁶⁹ bezieht sich in erster Linie nicht auf den literarischen Inhalt, sondern auf die Verkaufsmethode. Kolportierte Literatur war „Lieferungswerk, also ein Buch, das ratenweise, in Form von Heften bzw. Lieferungen, hergestellt und vertrieben wurde“,¹⁷⁰ wie beispielsweise der „Fließbandroman“ im Gegensatz zum „Fortsetzungsroman“ des Feuilletons (HP 239). Nach eigenen Aussagen beabsichtigte Schweitzer, den Roman „in Lieferungen etwa alle zwei bis drei Wochen erscheinen“ zu lassen, die dann zusammengenommen „etwa 400 bis 500 Druckseiten füllen“ würden.¹⁷¹ Sowohl die Buchpublikation in drei eigenständigen Bänden als auch der spätere Abdruck einzelner Kapitel in der Parteipresse verraten die Absicht, verschiedene Käufer bzw. Leserkreise zu erreichen.

Dass die Romantrilogie triviale Klischees bedient, ist, wie gesagt, nicht von der Hand zu weisen; aber wird man *Lucinde oder Capital und Arbeit* damit schon gerecht? Die Forschung definiert Trivilliteratur aufgrund ihrer extremen „Form von ‚Innerlichkeit als Öffentlichkeit‘“ als „intentionale Literatur“ (HP 111). Sie setze auf „Pauschalisierung“ statt „Differenzierung“ und gebe dem „grobe[n] Kontrast“ Vorrang vor „der feinen Nuance“ (HP 113). Diese Merkmale treffen,

Bildungsbürgertum trage eine Mitschuld am Erfolg der kolportierten Texte: „Unser sogenanntes gebildetes Publicum kauft überhaupt nicht Bücher, am wenigsten Romane“ – „Die Colportage-Romane dagegen finden fast ebensoviel Käufer als Leser“. (Otto Glagau, „Der Colportage-Roman oder „Gift und Dolch, Verrath und Rache“, *Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft* [1870], 51-59 [S. 51, 52, 55 und 59]).

¹⁶⁹ Vgl. Welskopp, *Das Banner der Brüderlichkeit*, S. 174.

¹⁷⁰ Hainer Plaul, *Illustrierte Geschichte der Trivial-Literatur* (Hildesheim u.a.: Olms, 1983), S. 238. Im Folgenden wiedergegeben mit der Sigle ‚HP‘.

¹⁷¹ *Lassalles Briefwechsel 1862-64*, Brief Schweitzers an Lassalle, 12. Juni 1863, S. 183.

wie bereits ausgeführt, auch auf Schweitzers Roman zu. Unleugbar steht die „Typisierung und Kontrastierung“ der Figuren im Vordergrund (HP 114), aber zuweilen wird sie um eine ausdifferenziertere Zeichnung bereichert.¹⁷² „Emotionale Beanspruchung“ durch die Liebesgeschichte zwischen Emma und Theodor ist gegeben, und die satirische Überzeichnung der Liberalen funktioniert sicherlich so gut, weil sie „das Klischeehafte und Stereotype“ der Figuren bedient. Doch dienen diese Szenen nicht ausschließlich der „intellektuelle[n] Entlastung“ (HP 113). Vielmehr wird der Leser durch den Wechsel von privatem Handlungsstrang und politischer Aktion zum Nachvollziehen der theoretischen Aussagen angeregt. Vorgeblich ‚eigenständig‘, soll er durch den Erzähler gelenkt die vorgegebene Meinung erreichen. Phasenweise, so bei der Karikatur der Liberalen oder dem schicksalhaften schlechten *Timing* von Theodor und Emma, verwirft der Text zwar das Prinzip „der Wahrscheinlichkeit“ zugunsten „der Hervorbringung von Mitleid bzw. Abscheu beim Leser für oder gegen eine Figur“ (HP 115). Letztlich aber bricht der Erzähler dieses Schema immer wieder auf und gestaltet gerade dadurch einen neuen Bedeutungshorizont, dass er die Heterogenität nicht harmonisiert. Auf der einen Seite mag man die fehlende Ganzheitlichkeit als narratives Unvermögen interpretieren, setzt man Geschlossenheit als bürgerliche ästhetische Norm voraus.¹⁷³ Doch auf der anderen Seite widerspricht das Durchbrechen von Einheitlichkeit der dem Roman unterstellten

¹⁷² Vgl. die Charakterisierung des alten ‚Haudegens‘ Laundry, die einer Idealisierung der Arbeiter entgegenwirkt, oder auch die fein abgestufte Unterscheidung im Lager der monarchistischen Konservativen, beschrieben auf S. 85 und 98.

¹⁷³ So hat Gustav Freytag gefordert, dass, wer „menschliches Thun und Leiden in Roman oder Novelle künstlerisch behandeln will, [...] dasselbe zweckvoll so einrichten [muß], daß der Leser eine einheitliche, abgeschlossene, vollständig verständliche Geschichte empfängt, die ihn erfreut und erhebt, weil ihr innerer Zusammenhang dem vernünftigen Urtheil und den Bedürfnissen des Gemüthes völlig Genüge thut“. (Gustav Freytag, ‚Für junge Novellendichter‘, *Im neuen Reich. Wochenschrift für das Leben des deutschen Volkes in Staat, Wissenschaft und Kunst* 2/1 [1872], 66-70 [S. 66]).

Trivialität: Der Leser kann sich nicht in Sicherheit wiegen, vielmehr muss er sich auf die ungewohnte Ästhetik einlassen.

Tanja Bürgel hat versucht, die Relation von hoher und niederer, bürgerlicher und proletarischer Literatur etwas genauer zu betrachten. Sie parallelisiert die bürgerliche Unterhaltungsliteratur, aufgrund des Vorgaukelns einer „Scheinwelt“ von den Sozialdemokraten als „Schundliteratur“ eingestuft,¹⁷⁴ mit der als „Massenliteratur“ konzipierten Prosa der Arbeiterbewegung (TB 169) und beschreibt das Verhältnis von bürgerlicher Folie und proletarischer Variante als ein zutiefst ambivalentes, ja sogar paradoxes, denn charakteristisch für die Prosa der Arbeiterbewegung sei „die Verkettung von Stilelementen der zeitgenössischen bürgerlichen Unterhaltungs- und Trivialliteratur mit politischer Agitation“ (TB 170). Die bürgerliche Alltagsliteratur diene somit zugleich als Vor- und Antibild für die Erzähltexte unter dem Banner der Sozialdemokratie. Laut Bürgel zeichneten „nicht formal-ästhetische Innovationen“ die frühen Prosatexte aus, sondern der von ihnen angestrebte „Dialog mit dem Leser“ und das Etablieren einer kommunikativen Basis – ein Unterfangen, das von der „so genannten hohen bürgerlichen Literatur weitgehend aufgegeben [...] worden war“ (TB 170).¹⁷⁵ Diese Einschätzung Bürgels fokussiert vor allem auf die

¹⁷⁴ Tanja Bürgel, ‚Das Problem der Unterhaltungsliteratur in der deutschen Arbeiterpresse vor dem Sozialistengesetz‘, *Literatur und proletarische Kultur: Beiträge zur Kulturgeschichte der deutschen Arbeiterklasse im 19. Jahrhundert*, hg. unter Leitung von Dietrich Mühlberg und Rainer Rosenberg (Berlin: Akademie, 1983), S. 163-182 (S. 168). Im Folgenden zitiert mit der Sigle ‚TB‘.

¹⁷⁵ Dieses Bemühen um eine gemeinsame kommunikative Basis zeichnete die didaktische bürgerliche Literatur in der ersten Hälfte bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts aus, als die *Moralischen Wochenschriften* ihre Hochphase erlebten. Sie waren „für die Vorbereitung und Ausbreitung der aufklärerischen Literatur von großer Bedeutung“, denn sie boten „einem wachsenden bürgerlichen Publikum den Lesestoff, der auf die Lektüre belletristischer Texte überhaupt erst hinleitet“ (Jürgen Jacobs, ‚Die deutsche Erzählung im Zeitalter der Aufklärung‘, *Handbuch der deutschen Erzählung*, hg. von Karl Konrad Polheim [Düsseldorf: Bagel, 1981], S. 56-71, 564-566 [S. 57]). Für die Verfasser dieser moralischen Belehrungen war der „totale Konsensus mit dem Leser“ „das Wichtigste“ (Jörg Schönert, ‚Fragen ohne Antwort. Zur Krise der literarischen Aufklärung im Roman des späten 18. Jahrhunderts: Wezels „Belphegor“, Klingers „Faust“ und die „Nachtwachen von Bonaventura“‘, *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 17 [1970], 182-229 [S. 228]). Christian Fürchtegott Gellerts zahlreiche Fabeln mögen als Beispiel für die angestrebte Adressierung des Lesers in der Aufklärung

Wirkungsintention, die rezeptive Ebene der Literatur. In Hinblick auf die Produktionsästhetik verharnt sie aber gewissermaßen im positivistischen Sammeln. Die „Verkettung“ unterschiedlicher Stilelemente wird von ihr allerdings nicht ausführlicher untersucht, sondern sie lässt sie als bloßes Nebeneinander stehen. Im Rahmen dieser Untersuchung hingegen scheint es interessanter und angemessener, danach zu fragen, wie diese Elemente sich wechselseitig ergänzen, wie sie im Ganzen eine Formenvielfalt und Vielstimmigkeit ergeben, die eine bestimmte Wirkung entfalten sollen.

Der erste umfassendere Prosatext der organisierten Arbeiterbewegung soll an dieser Stelle nicht automatisch ‚schöngeredet‘ werden, doch kann das hier offensichtlich vorliegende Ausloten der Grenzen des Möglichen in der erzählenden Literatur nicht auch als Leistung gewertet werden? Natürlich entspricht der Text nicht der Forderung des bürgerlichen Realismus, ein Roman solle „als eine geschlossene Einheit“ erscheinen und „eine bestimmte einheitliche Färbung in Stil, Schilderung und in Charakteristik der darin auftretenden Personen“ aufweisen, damit „dem Leser das behagliche Gefühl der Sicherheit und Freiheit“ entstehe.¹⁷⁶ Aber genau diese Maßstäbe des bürgerlichen Realismus will der Roman ja gar nicht erfüllen. Wie im Folgenden zu zeigen sein wird, zitiert der Erzähler zwar bürgerliche Schablonen, wandelt sie aber ab. Dadurch dass sich der funktionale Zusammenhang ändert, erhalten auch die Topoi und Strukturen eine neue Wertigkeit.

dienen. Auch für den Vormärz lässt sich die Absicht nachweisen, bürgerliche Literatur didaktisch zu vermitteln; Richtungskämpfe um die ‚angemessene‘ Lektüre eingeschlossen. (Vgl. Friedrich Taeye, ‚Lebensweltliche Bezüge divergenter literaturdidaktischer Konzepte im deutschen Vormärz‘, *Deutschunterricht und Lebenswelt in der Fachgeschichte*, hg. von Ortwin Beisbart und Helga Bleckwenn [Frankfurt a.M.: Lang, 1993], S. 101-114).

¹⁷⁶ Gustav Freytag, ‚Isegrimm, Roman von Wilibald Alexis‘, *Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik und Literatur* 13/1 (1854), 321-328 (S. 323).

„Roman des Nebeneinanders“

Ein Modell, das auf Schweitzers umfangreichen Erzähltext angewendet werden kann, ist das von Karl Gutzkow Anfang der 1850er Jahre definierte „Nebeneinander“-Programm, welches die bisherige „Nacheinander“-Ordnung der Literatur ablösen sollte. Sein modernes Literaturverständnis beschreibt der Autor im Vorwort zu seinen *Rittern vom Geiste* wie folgt:

Der neue Roman ist der Roman des Nebeneinanders. Da liegt die ganze Welt! Da ist die Zeit wie ein ausgespanntes Tuch! Da begegnen sich Könige und Bettler! [...] Nun fällt die Willkür der Erfindung fort. Kein Abschnitt des Lebens mehr, der ganze runde, volle Kreis liegt vor uns [...]. Da ist ein endloser Teppich ausgebreitet, eine Weltanschauung, neu, eigenthümlich, leider polemisch. [...] Kurz konnte sie [die Geschichte] ihrer Natur nach nicht werden, denn um Millionen zu schildern, müssen sich wenigstens hundert Menschen vor Deinen Augen vorüberdrängen.¹⁷⁷

Auch im Vorwort zur dritten Auflage von 1854 erläutert Gutzkow seine Auffassung vom Roman, indem er eine Analogie zieht zwischen diesem und den „Durchschnittszeichnungen eines Bergwerks, eines Kriegsschiffs, einer Fabrik“, „wo das nebeneinanderexistierende Leben von hundert Kammern und Kämmerchen, die eine von der andern keine Einsicht haben, doch zu einer überschauten Einheit sichtbar wird“.¹⁷⁸ Folgt man Stephan Landshuters ‚Versuch einer literarhistorischen Verortung‘, so ist in erster Linie der exemplarische Charakter des neuen Nebeneinander-Romans hervorzuheben sowie die ‚erschöpfende‘ Schilderung der zeitgenössischen Wirklichkeit.¹⁷⁹ Des Weiteren könne der Leser die Entwicklung vom individuellen Helden zum „Heldenkollektiv“ nachvollziehen. Auffällig sei zudem, dass nicht nur positiv

¹⁷⁷ Karl Gutzkow, ‚Vorwort‘, *Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern* von Karl Gutzkow, Bd. 1, 2. Aufl. (Leipzig: Brockhaus, 1852), S. 1-10 (S. 7ff.).

¹⁷⁸ Karl Gutzkow, ‚Vorwort zur dritten Auflage der „Ritter vom Geiste“, 1854‘, Karl Gutzkow, *Vom Baum der Erkenntnis: Denksprüche*, 3. Aufl. (Jena: Costenoble, 1892), S. 190f.

¹⁷⁹ Vgl. Stephan Landshuter, ‚Versuch einer literarhistorischen Verortung‘, *Karl Gutzkow, Der Zauberer von Rom. Roman in neun Büchern. (Sechstes bis Neuntes Buch)*, hg. von Kurt Jauslin, Stephan Landshuter und Wolfgang Rasch (Münster: Oktober, 2007), S. 2837-2870 (S. 2839). Die folgenden Zitate sind alle auf dieser Seite zu finden.

bewertete, sondern auch mit negativen Eigenschaften behaftete Nebenfiguren „einen starken Eigenwert“ erhielten und der „Erzählfokus“ „zwischen ungewöhnlich vielen Figuren springen“ könne. Der Erzähler arbeite mit „zeitlich sich überschneidenden Parallelhandlungen“ und setze somit auf zeitliche Diskontinuität statt Chronologie. Außerdem werde in Gutzkows *Rittern vom Geiste* ein Querschnitt durch die Gesellschaft dargestellt. Diese Beobachtungen treffen allesamt auch auf *Lucinde oder Capital und Arbeit* zu.

So werden an vielen Stellen unterschiedliche Perspektiven parallelisiert, z.B. die von Verfolgern und einem Verfolgten in Retrospektive,¹⁸⁰ sowie einzelne (private und politische) Handlungsstränge vernetzt, um Gleichzeitigkeit zu evozieren.¹⁸¹ Trotz des textlich bedingten Nacheinanders soll der Eindruck von Simultaneität entstehen. Auch aufeinander folgende Kapitel werden oft miteinander verknüpft und dergestalt separate (Neben-)Handlungen zusammengebracht.¹⁸² Momentaufnahmen und Impressionen wechseln miteinander ab: „Unterdessen“, „[k]aum“, „als“, „in einem Augenblick“, „[e]ben“ und „während gerade“ (LCA III/1, 165f.) sind nur einige von unzähligen Beispielen für diese Vorgehensweise der Verzahnung, die einen panoramatischen Eindruck entstehen lässt. Auch der *Showdown* ist

¹⁸⁰ „Mit furchtbarer Heftigkeit flogen die Flintenkolben auf das krachende Holz – es gab nach – brach auseinander – – | Dies war der Lärm, der das Ohr des alten Grafen von Lindenwall in dem Augenblick erreichte, da er den Schmerz um das Blut seiner Mitbürger gen Himmel trug. – | Die Bewaffneten stiegen jetzt in die unterirdischen Räume hinab – [...] | Der Graf in seinem Verstecke hörte, wie seine Verfolger nach Licht riefen – – [...] | Da auf einmal ertönte der Lärm von Neuem – die Lichter schienen gekommen zu sein – – – [...]“ (LCA II, 208f.).

¹⁸¹ Vgl. „Zur selben Zeit, da diese Vorgänge in dem rothen Hause des Ostendes stattfanden, wurde auf dem Zeltenweg der alte Graf von Lindenwall verfolgt“ (LCA II, 198); „– wo waren ihre Kinder? was sollte aus ihnen werden? – als die ersten Schüsse in der Stadt fielen, war sie der Verzweigung nahe – – –“ (LCA II, 195); „– jeden Augenblick war es ihm, als sähe er vor sich auch Emma's todes Gesicht – – – – – [...] | Zur selben Zeit gingen zwei ältere Bauern [...] auf einsamem Fußpfad ihrem Dorfe zu“ (LCA II, 289).

¹⁸² Im dritten Band wird beispielsweise vom fünften zum sechsten Kapitel wie folgt übergeleitet: „Während sich dies im kleinen Hause der Untergasse begab, war ganz in der Nähe [...] eine fröhlich zechende Gesellschaft beisammen.“ (LCA III/1, 110). Auch dadurch, dass das Motto des „Lucinde“-Kapitels im dritten Band (LCA III/2, 26) mit den zahlreichen „Capital und Arbeit“ betitelten Abschnitten identisch ist (LCA III/1, 126, 211, 241; LCA III/2, 125, 210, 219, 257), kommt es zu einer Verschränkung und Zusammenführung beider Bereiche.

charakterisiert durch die Simultaneität der Vorgänge: Während Emma noch auf dem Schafott steht, und bereit ist, als Märtyrerin für die Sache der Arbeiter zu sterben, wird ihr Straferlass bekannt gegeben. Gleichzeitig ertönt „ein plötzlicher Pistolenschuß“ und Theodor hatte „sich den Tod gegeben“. Zusätzlich findet sich in Schweitzers Romantrilogie noch ein Nebeneinander der Gattungen, das – ganz im Sinne Gutzkows – die Hierarchisierung der Textsorten untergräbt und den Anspruch auf Literarizität auch für theoretische Diskurse erhebt. Insofern radikalisiert diese ‚Demokratisierung‘ das Nebeneinanderkonzept à la Gutzkow sogar. Der bürgerliche ‚Roman des Nebeneinander‘ wird unter Abänderungen und Erweiterungen für die neue Arbeiterliteratur reklamiert.

III.2.4 Bürgerliches Trauerspiel

Bei der Lektüre von *Lucinde oder Capital und Arbeit* wird evident, dass die Gattungsgrenzen zwischen Prosatext und Drama zuweilen verwischen. Zum einen weist die Handlung viele dramatische Elemente auf. Hier sei exemplarisch auf das tragische Ende hingewiesen: Theodors Gesuch um die Begnadigung seiner Geliebten wird vom König bewilligt, doch die Mission des ‚reitenden Boten‘, den der Leser aus dem Drama kennt, scheitert: „Mit fieberhafter Hast schwang er sich [...] auf's Pferd [...] und mit aller Kraft und Anstrengung, die königlichen Zeilen hoch emporhaltend, rief er hinüber: Gnade! Gnade! Sie ist begnadigt!“ (LCA III/“, 271) Doch Theodor kommt zu spät und muss zusehen, wie „das lockenumwallte Haupt vom blutspritzenden Rumpfe fiel“ (LCA III/“, 272).¹⁸³ Das Leben wird in diesem Moment als Theaterstück inszeniert, die Protagonisten als Bühnenfiguren, so

¹⁸³ Somit verweigert der Text die *deus ex machina*-Lösung – auch ein Beleg für die nur vorgeblich triviale Gestaltung der Thematik.

dass dem Erzähler nichts bleibt als zu resümieren: „Das große Drama war ausgespielt“ (LCA III/2, 272).

Zum anderen kleidet der Erzähler auch stilistisch die Reaktionen seiner Figuren häufig in die Form von Regieanweisungen.¹⁸⁴ Alle Vertreter der liberalen Wirtschaftsbourgeoisie agieren als komische Figuren, die das dramatische Geschehen auflockern und für das Amüsement des Lesers (= Zuschauers) sorgen. Auch die Mauerschau bzw. der Botenbericht werden zitiert, wenn der Erzähler simultan stattfindende Ereignisse parallelisiert (vgl. LCA II, 195, 198, 289).

Aufgrund dieser gelegentlichen Nähe von *Lucinde oder Capital und Arbeit* zum Bühnenstück soll in einem Exkurs die stoffliche und strukturelle Verwandtschaft mit dem bürgerlichen Trauerspiel diskutiert werden. Darin wird seit Lessing ein fiktiver, privater Stoff in ungebundener Rede behandelt. In den meisten Fällen steht eine weibliche Hauptfigur im Mittelpunkt; oftmals entzündet sich der Konflikt zwischen Vater und Tochter anhand einer *Mésalliance*, die tragisch endet. Im Milieu des gehobenen Bürgertums – später im Sturm und Drang auch des Kleinbürgertums – werden die moralischen Kategorien von Tugend und Laster erörtert. Der Umstand, dass die Protagonisten der Lebenswelt der Zuschauere entstammen, schafft ein Identifikationspotenzial und animiert die Beobachter gezielt zum Mitleiden, um derart aus den Fehlritten der Bühnenfiguren zu lernen.¹⁸⁵

Bei Schweitzers *Lucinde oder Capital und Arbeit* verrät bereits der Titel sowohl die Ähnlichkeit mit als auch die Abweichung vom traditionellen Modell.

¹⁸⁴ Vgl. vor allem das Kapitel „Eine Versammlung des Vereins für Fortschritt und Freiheit“ (LCA I, 139-153), wie bereits auf den Seiten 82-85 im Kontext der Parodie der Liberalen besprochen.

¹⁸⁵ Zur Definition und Entwicklung des bürgerlichen Trauerspiels siehe Karl S. Guthke, *Das deutsche bürgerliche Trauerspiel*, 5. Aufl. (Stuttgart u.a.: Metzler, 1994).

Noch immer liest man dort den Namen der Heldin,¹⁸⁶ allerdings mit einer Ergänzung versehen, die dem privaten erneut das politische Moment an die Seite stellt.¹⁸⁷ Staatsbelange bzw. gesellschaftliche Veränderungen stehen gleichrangig neben dem familiär-emotionalen Handlungsstrang. In Schweitzers Romantrilogie gibt es zwar keine Vater-, jedoch eine Bruderfigur, so dass das Familienschicksal stellvertretend für die gesamte Arbeiterschaft weiterhin den Mittelpunkt der Diegese bildet. Auch in diesem Text dient die klassenübergreifende Liebesbeziehung als Katalysator der dramatischen Geschehnisse – sogar in gesteigerter Form: Nicht länger werden die Standesgrenzen zwischen Bürgertum oder niederem Adel und dem Hofadel gesprengt.¹⁸⁸ Hier verbindet sich eine junge proletarische Frau, die zudem auch noch stolz auf ihre niedere soziale Herkunft ist, mit dem Sohn des Ministerpräsidenten, den sie für ihre Ideologie gewinnen kann – Arbeiterschaft bekehrt Regierungssadel:¹⁸⁹

Wenige Augenblicke später kämpfte der Sohn des früheren Ministerpräsidenten von Lindenwall in den Reihen der Aufständischen gegen die bestehende Staatsgewalt – – |
Was war es, was ihn, auf den Höhen der Gesellschaft geboren, zu dieser Gemeinsamkeit mit ihren Tiefen getrieben? – – (LCA III/2, 183)

Die der Wirkungsästhetik geschuldete Antwort liegt auf der Hand: Es ist die Liebe zu Emma, die Theodor die Wahrheit der sozialdemokratischen Lehren hat

¹⁸⁶ Samuel Richardsons empfindsame Briefromane, die nach den Namen ihrer weiblichen Hauptfiguren *Pamela* (1739/40) und *Clarissa* (1748) benannt waren, übten einen bedeutenden Einfluss auf das deutsche bürgerliche Trauerspiel in seiner frühen Phase aus, z.B. auf Lessings *Miß Sara Sampson* (1755) oder Benjamin Pfeils *Lucie Woodvil* (1756). Doch auch im weiteren Entwicklungsverlauf finden die Namen der Heldinnen im Titel der bürgerlichen Trauerspiele ihren Niederschlag, so in Lessings *Emilia Galotti* (1772). Auch Schillers *Kabale und Liebe* (1784) hieß zuerst *Louise Millerin*, und Hebbels *Maria Magdalena* (1843) sollte ursprünglich unter dem Titel *Klara* veröffentlicht werden.

¹⁸⁷ Bevor Lessing mit seiner *Miß Sara Sampson* den Inbegriff des empfindsamen bürgerlichen Trauerspiels schuf, welches das private Geschick der Protagonistin in den Mittelpunkt rückte, hatte Gottsched mit seinem *Sterbenden Cato* noch das Muster des Heroischen Trauerspiels bedient, in dem sich der Konflikt hauptsächlich in der öffentlich-politischen Sphäre abspielte.

¹⁸⁸ Diese Konstellation findet noch in Lessings *Emilia Galotti* oder Schillers *Kabale und Liebe* Anwendung.

¹⁸⁹ Hier ergibt sich eine Parallele zu Carl Lübecks Feuilletonerzählung ‚Der Faden der Ariadne‘ von 1874/75, die an späterer Stelle eingehend besprochen wird (vgl. S. 145-187, v.a. S. 171f.).

einsehen lassen. Das Modell der *Mésalliance* erfährt in *Lucinde oder Capital und Arbeit* nicht nur eine historisch angemessene soziale Verschärfung, sondern auch eine ebenfalls geschichtlich adäquate Verdoppelung: Auf der einen Seite ist die Titelheldin emotional dem adeligen Sohn des Ministerpräsidenten zugetan, auf der anderen Seite befindet sie sich auch in einem materiellen Abhängigkeitsverhältnis zum Industriearon Edenar, dem Repräsentanten der erstarkenden und die traditionelle Feudalherrschaft ablösenden Wirtschaftsbourgeoisie. In seinem Verhalten gegenüber Emma/Lucinde schwankt der Fabrikant Edenar zwischen herablassender Erpressung¹⁹⁰ und verzweifelm Flehen um ihre Gunst: „Du, Lucinde, bist ja mein Leben, mein Alles. Jedes Opfer will ich Dir bringen, wenn Du die Meine werden willst.“ (LCA III/2, 217) Zuletzt gelingt es der ‚Geliebten wider Willen‘ jedoch, sich aus der Unterdrückung durch das ‚Capital‘ zu befreien. Anstatt den in Aussicht gestellten gesellschaftlichen Aufstieg zu wählen, entscheidet sich Emma idealistisch für den Tod: „Ich gehöre zum Gesindel und will zu ihm gehören bis zum letzten Augenblick.“ (LCA III/2, 216) Durch das doppelte Auftreten der Protagonistin als Emma und Lucinde wird folglich versucht, das proletarische Milieu mit dem kapitalistischen Lebensbereich zu konfrontieren sowie eine gewisse Komplexität in der Figurenkonzeption zu erreichen.

Friedrich Schillers *Louise Millerin*

Lucinde oder Capital und Arbeit ist gesättigt von Anspielungen auf die Doppelidentität der weiblichen Hauptfigur; der Erzähler charakterisiert sie als Figur, die sich zwischen zwei Welten hin- und her bewegt, wobei „ihr Blick [...] keinen Zweifel [ließ], welcher Seite sie zugehörte“ (LCA III/1, 136). Das Äußere

¹⁹⁰ „Aber nur Geduld, schöne Gräfin! Werden schon zahm sein! [...] Wir sind jetzt Herr hier in der Stadt, wir Täubchen, das vergiß nicht! [...] Gesindel wie Ihr hat sich nie zu beschweren.“ (LCA III/2, 212).

der Lucinde kann ihre innere Zugehörigkeit nicht verbergen; das Mienenspiel verrät ihr Emma-Sein:

Da ist vor allen Dingen ein gewisser Dr. Nollo – – | Ein leichter Schatten flog über die Gesichtszüge Lucindens. (LCA III/1, 138)

Denken Sie doch z.B. an die sogenannte „Gesellschaft der Brüderlichkeit“. | Arneth's scharfes Auge bemerkte bei den letzten Worten des Fabrikanten ein leises, schnell vorübergehendes Zucken in den Gesichtszügen Lucindens. (LCA III/1, 139)

Durch dieses Verstummen Lucindens eröffnet sich eine Parallele zu Schillers Louise Millerin aus *Kabale und Liebe*. Schon Kurt May hebt Ende der 1940er Jahre in seiner Interpretation des Trauerspiels die „Sprache des Schweigens“ hervor.¹⁹¹ Walter Müller-Seidel untersucht wenige Jahre darauf den „Vorgang einer deutlich wahrnehmbaren Sprachnot“ in Hinblick auf die Protagonistin und kommt zu dem Schluss: „Alles was gesagt wird, gewinnt seine furchtbare Dramatik aus dem, was Luise verschweigt.“¹⁹² Das Schweigen der Protagonistin, ihre „Enge“, entspreche dem „Nichthandeln und Nichthandeln-Wollen“,¹⁹³ denn „Handeln aber heißt [...]: schuldig werden, und Luise möchte sich davor bewahren“.¹⁹⁴ Schillers weibliche Hauptfigur sieht keinen moralisch vertretbaren Ausweg aus ihrer Situation: „Wehe mir, wehe! Verbrecherin, wohin ich mich neige!“¹⁹⁵ Ihr Rückzug in die Sprachlosigkeit, ihr Versuch, „sich der handelnden Welt zu entziehen und das Unbedingte der Idee noch gegen die Bedingtheiten der Welt zu retten“,¹⁹⁶ ist zum Scheitern verurteilt. Der Dialog

¹⁹¹ Allerdings bezieht sich seine Analyse auf Ferdinand, der angesichts des Verhaltens seiner Geliebten verunsichert ist. (Kurt May, *Friedrich Schiller: Idee und Wirklichkeit im Drama* [Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1948], S. 46).

¹⁹² Walter Müller-Seidel, ‚Das stumme Drama der Luise Millerin‘, *Goethe. Viermonatsschrift der Goethe-Gesellschaft*, Bd. 17 (1955), 91-103 (S. 93 und 98).

¹⁹³ Müller-Seidel, *Das stumme Drama*, S. 100.

¹⁹⁴ Müller-Seidel, *Das stumme Drama*, S. 101.

¹⁹⁵ *Kabale und Liebe*, ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Fri[e]drich Schiller (Mannheim: in der Schwanischen Hofbuchhandlung, 1784), V 1, S. 135f. Im Folgenden zitiert mit der Sigle ‚KuL‘, Akt in römischer, Szene und Seitenangabe in arabischen Zahlen.

¹⁹⁶ Müller-Seidel, *Das stumme Drama*, S. 103.

verlagert sich mehr und mehr in die Bühnenanweisungen.¹⁹⁷ Während Louise ihre innere Bedrängnis verschweigt und durch ihr Verhalten die Katastrophe einleitet, bricht aus Emma/Lucinde in Schweitzers Prosatext schließlich die angestaute Wut heraus und sie leistet Widerstand gegen die repressive gesellschaftliche Hierarchisierung.¹⁹⁸ Der Kampf zwischen Edemar und Emma als Repräsentanten von ‚Capital‘ und ‚Arbeit‘ veranschaulicht die Krise der frühkapitalistischen Gesellschaft: „Mit einem vernichtenden Blick sah sie den Fabrikanten an und rief: | Niemals! Niemals!“ (LCA III/1, 147) Ihr plötzliches Verschwinden steht stellvertretend für das Ende ihrer Instrumentalisierung durch die Agenten des Kapitalismus. In Schweitzers Roman entscheidet sich die Protagonistin somit für aktives Handeln anstelle von Handlungsunterdrückung. Anders als Schillers Louise ist Emma/Lucinde letztlich kein passives Opfer der Verhältnisse; sie selbst opfert ihr individuelles Glück bewusst der übergeordneten Idee. Scheitert die Liebesbeziehung bei Schiller an den Zwängen der Ständegesellschaft, die tief im Bewusstsein der Figuren verwurzelt sind und sich in ihrem Verhalten widerspiegeln, so setzt Schweitzers Titelheldin alles daran, die Spielregeln der Klassengesellschaft neu zu definieren, und nimmt dafür den eigenen Tod in Kauf. Noch während sich Emma im einengenden Gewand der Mätresse befindet, wird ihre

¹⁹⁷ „[...] – sie sehen sich eine Zeitlang stillschweigend an. Pause)“ (KuL I 4, 15) – „Louise. (sieht ihn eine Weile stumm und bedeutend an, dann mit Wehmut) Ferdinand! Ferdinand! Daß du doch wüßtest, wie schön in dieser Sprache das bürgerliche Mädchen sich ausnimmt –“ (KuL I 4, 16) – „Louise allein. | (Sie bleibt noch eine Zeit lang ohne Bewegung und stumm in dem Sessel liegen [...].)“ (KuL III 5, 88) – „Louise sitzt stumm und ohne sich zu rühren in dem finstersten Winkel des Zimmers, den Kopf auf den Arm gesunken.“ (KuL V 1, 128).

¹⁹⁸ Vgl. „Wer gibt Ihnen das Recht [...] mir den Gedanken an meine leidenden Mitmenschen nahmen zu wollen? [...] Sie sehen ja nie jene dumpfen, schmutzigen Räume, wo für Sie, Ihre Lust, Ihre Pracht der Arme sich abmüht im Schweiß des Angesichts, das ganze, lange Leben hindurch, in Hunger und Entbehrung – Krankheit und Gebrechen – Noth und Elend. [...] | Mit bebender Stimme hatte Lucinde gesprochen und mit glühendem Antlitz, mit funkelndem Auge [...] stand sie jetzt ernst und zürnend vor der schweigenden Gesellschaft.“ (LCA III/1, 144f.).

Fremdbestimmung von der Kammerdienerin thematisiert:¹⁹⁹ „was Du bist, das bist Du nicht aus Leichtsinn oder Uebermuth. Irgend ein geheimnisvoller, großer Zweck hat Dich geleitet“ (LCA III/2, 29). Die anschließende Figurenrede lässt den Leser an Emmas Innenperspektive teilhaben und erkennen, dass sie sich als Stellvertreterin der proletarischen Masse begreift.²⁰⁰ Ihr Auftrag holt sie zurück ins Leben (vgl. LCA III/2, 42). Zwar ist Emma bisweilen hin- und hergerissen zwischen ihrem individuellen und dem kollektiven Glück und imaginiert einen Alternativentwurf – die erfüllte Liebesbeziehung mit Theodor: „ich kann noch, kann noch glücklich werden! Ich eile in seine Arme!“ Doch gleich darauf orientiert sie sich nicht länger an ihrer privaten Lebensgestaltung, sondern beruft sich auf ihre überindividuelle Bestimmung: „Ich erinnere mich an meine Pflicht“ (LCA III/2, 52).²⁰¹ In ihrer Vision hat das Leitbild der philanthropischen Gleichheit die gesellschaftliche Hierarchisierung abgelöst: „Da war nicht Herr und Knecht, da war nicht Eigenthümer und Slave, da war nicht König und Unterthan – da war Mensch und Mensch – da regierten die Liebe und das ewige Recht.“ (LCA III/2, 221) Mit der Aufhebung der sozialen Unterschiede und der Betonung der Gleichheit wird das Ideal eines Weltenbürgertums heraufbeschworen, das von den Prinzipien der Menschlichkeit und Gerechtigkeit angeleitet wird.

¹⁹⁹ Die Figur der wissenden Kammerdienerin ist typisch für *Emilia Galotti* und *Kabale und Liebe*. In Schillers bürgerlichem Trauerspiel stellt darüber hinaus auch die Mätresse, Lady Milford, eine Erkenntnisfigur dar.

²⁰⁰ „[U]nd ich fühlte, daß nicht der Zufall gewaltet, sondern daß Tausende und aber Tausende mein Schicksal theilen und theilen müssen, weil es eine Menschenklasse giebt, die uns lachend zertritt, weil sie sich besser dünkt als wir.“ Daher verlangt sie „Rache nicht für mich, sondern für uns alle, die der Fluch des Himmels der Willkür Weniger zu Füßen geworfen“ (LCA III/2, 35).

²⁰¹ Die Relation zwischen Individuum und Kollektiv wird mehrfach verhandelt, so z.B. im 15. Kapitel des letzten Bandes, in dem Emmas persönliches „Leiden“ der überindividuellen Idee gegenübergestellt wird: „sie fühlte, daß sie für eine große Sache leide“ (LCA III/2, 167).

Friedrich Hebbels *Maria Magdalena*

Diese utopische Neudefinition des gesellschaftlichen Miteinanders lädt dazu ein, einen weiteren Gelenkpunkt in die Untersuchung aufzunehmen: Friedrich Hebbels *Maria Magdalena* von 1843, dem die 1848er Revolution zum Durchbruch und dem Ruf verhalf, die soziale Wendung des bürgerlichen Trauerspiels vollzogen zu haben. Dieses im Untertitel explizit als ‚bürgerliches Trauerspiel‘ gekennzeichnete Drama stellt den Versuch dar, das Adjektiv ‚bürgerlich‘ den Anforderungen der Zeit anzupassen und mit neuem Inhalt aufzuladen.

In seinem Vorwort zur *Maria Magdalena* kritisiert Hebbel die konventionelle Ausprägung des Genres, die den Standeskonflikt sowie die Dichotomie von Gesellschaft und Natur favorisierte, und wirft – nicht namentlich genannten, aber leicht zu erratenden – Autoren vor, sie hätten das bürgerliche Trauerspiel

nicht aus seinen inneren, ihm allein eigenen, Elementen, aus der schroffen Geschlossenheit, womit die aller Dialectik unfähigen Individuen sich in dem beschränktesten Kreis gegenüber stehen, und aus der hieraus entspringenden schrecklichen Gebundenheit des Lebens in der Einseitigkeit aufgebaut, sondern es aus allerlei Aeußerlichkeiten, z. B. aus dem Mangel an Geld bei Ueberfluß an Hunger, vor Allem aber aus dem Zusammenstoßen des dritten Standes mit dem zweiten und ersten in Liebes-Affairen, zusammen geflickt [...].²⁰²

Da diese auf dekorativen Nebensächlichkeiten basierende Konzeption des Konflikts lediglich „unläugbar viel Trauriges, aber nicht Tragisches“ hervorbringe (MM, XLII), habe er selbst die „Erbfehler des bürgerlichen Trauerspiels“ vermeiden wollen (MM, XLVI). Hebbels Ansicht nach müsse das tragische

²⁰² Friedrich Hebbel, *Maria Magdalene. Ein bürgerliches Trauerspiel in drei Akten. Nebst einem Vorwort betreffend das Verhältnis der dramatischen Kunst zur Zeit und verwandte Punkte* (Hamburg: Hoffmann & Campe, 1844), S. XLIf. Im Folgenden zitiert mit der Sigle ‚MM‘. Der Vorwurf der *Mésalliance* kann auf Schillers *Kabale und Liebe* ebenso gemünzt sein wie auf Lessings *Emilia Galotti*; dieser Klassenkonflikt kommt auch noch in Schweitzers Roman zum Tragen. Während Hebbel allerdings auch den „Mangel an Geld bei Ueberfluß an Hunger“ als „Aeußerlichkeit“ degradiert, wird diese existenzielle Ebene im sozialen Realismus Schweitzers zumindest angedacht.

Moment „als ein von vorn herein mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod, mit dem Leben selbst Gesetztes und gar nicht zu Umgehendes, auftreten“ (MM, XLII). Seine poetologischen Forderungen sieht Hebbel im eigenen Werk berücksichtigt, wie aus einem Brief an die angesehene Berliner Schauspielerin Auguste Stich-Crelinger hervorgeht:

Wenn dieses Stück daher [...] ein partielles Verdienst hat, so dürfte es darin liegen, daß hier das Tragische nicht aus dem Zusammenstoß der bürgerlichen mit der vornehmen [...] abgeleitet ist, sondern ganz einfach aus der bürgerlichen Welt selbst, aus ihrem zähen u[nd] in sich selbst begründeten Beharren auf den überlieferten patriarchalischen Anschauungen und ihrer Unfähigkeit, sich in verwickelten Lagen zu helfen.²⁰³

Jene Hilflosigkeit artikuliert sich einprägsam in den letzten Worten des Meisters Anton, die zugleich auch die letzten Worte des Stückes sind: „Ich verstehe die Welt nicht mehr!“ (MM 126). Sie vermitteln einen Eindruck von der Lähmung angesichts einer Welt, in der bürgerliche Tugenden keine unantastbaren Werte mehr vorstellen, in der die Scheinheiligkeit des Moralkodex enttarnt und herkömmliche Paradigmen durch neue Leitbilder abgelöst worden sind. Der Konflikt zwischen Individuum und Gesellschaft hat sich ausdifferenziert: Wurde bisher das Befolgen bürgerlicher Normen meist mit sozialem Aufstieg und Maximierung der Reputation belohnt, hat diese Koppelung nun keine Gültigkeit mehr. „Stillstand“ und „Unterdrückung“ haben die ursprünglichen Leistungen „Fortschritt“ und „Befreiung“ substituiert.²⁰⁴ Ein Grund dafür, weshalb die fortschrittsgläubige realistische Literaturkritik der 1850er und 1860er Jahre, nahezu zeitgleich mit der Veröffentlichung von Schweitzers *Lucinde oder Capital und Arbeit*, Hebbels Bühnenstücke geringschätzte: Es handle sich um

²⁰³ Brief Friedrich Hebbels an Auguste Stich-Crelinger, 11. Dezember 1843. Friedrich Hebbel, *Briefwechsel 1829-1863. Historisch-kritische Ausgabe in fünf Bänden*, hg. von Otfried Ehrismann, Bd. 1: 1829-1848, bearb. und hg. von U. Henry Gerlach (München: Iudicium, 1999), S. 525f. (S. 526).

²⁰⁴ Arthur Eloesser, *Das bürgerliche Drama. Seine Geschichte im 18. und 19. Jahrhundert* (Berlin: Hertz, 1898), S. 217.

einen Realismus, der „anstatt uns einen idealen Weg zu zeigen, uns vielmehr die Krankhaftigkeit und Unstetigkeit als den echten Gehalt des Lebens anzuweisen suchte“.²⁰⁵ Man kritisierte, dass sich Hebbels „Muse“ mit Vorliebe „in den Schreckgestalten des Häßlichen gefalle“, dass dem Leser bzw. dem Zuschauer das Leben „in seiner Gebrochenheit“ entgegentrete, und gab daher „dem Publikum moralisch und ästhetisch die Vollmacht sich von der Hebbel’schen Dämonisierung [sic!] der Menschenwelt abzuwenden“.²⁰⁶ Der Autor würde auf die Verklärung gesellschaftlicher und politischer Missstände verzichten, weshalb diese Kunstauffassung im Widerspruch stehe

mit unseren Zukunftsbestrebungen, unseren Schönheitsgefühlen und unserem ästhetisch geschulten Geschmack. Während wir nach Ausgleichung und Versöhnung aller Gegensätze streben, wühlt Hebbel das alte Chaos wieder auf, er scheint noch mitten im Urzustande zu leben und schickt die Tataren in unsere Culturwelt.²⁰⁷

Geht man zurück zu den Ursprüngen des hier diskutierten literarischen Genres, so erfüllte es zunächst eine identitätsstiftende Funktion für das Bürgertum, um sich dann allmählich zu einer literarischen Ausdrucksform zu entwickeln, die bürgerliche Identität diskutierte und in Frage stellte. Bereits im ausklingenden 19. Jahrhundert hat Arthur Eloesser diese der Gattung innewohnende Dialektik nachgezeichnet:

Die bürgerliche Tragödie hatte im Kampfe gegen die Privilegien der herrschenden Klasse gestanden, ihre Sittlichkeit war ein Protest gegen die Sitte der Zeit; da die Bourgeoisie zu den herrschenden Klassen zu zählen beginnt, muß sie naturgemäß den alten Angriffspunkt aufgeben und in dem veränderten Bewußtsein der Gesellschaft neue Kontraste, neue Schmerzen offenbaren.²⁰⁸

²⁰⁵ Julian Schmidt, ‚Neue Dramen‘, *Die Grenzboten* 15 (1856), 1. Sem., Bd. 1, 448-461 (S. 450).

²⁰⁶ Gustav Kühne, ‚Friedrich Hebbel und die Tragikomödie‘, *Europa. Chronik der gebildeten Welt* 29 (1851), 225-230 (S. 226).

²⁰⁷ Otto Spielberg, ‚Friedrich Hebbel‘, *Deutsches Museum* 17/1 (1867), 268.

²⁰⁸ Eloesser, *Das bürgerliche Drama*, S. 216.

Folgt man Eloesser in seiner Interpretation, so wird aus Hebbels Wiederbelebungsversuch die Grabsteinlegung des bürgerlichen Trauerspiels, „denn er schreibt die Tragödie des Bürgertums“,²⁰⁹ kleidet dessen Niedergang in Worte.

Ende des 20. Jahrhunderts interpretiert auch Matthias Luserke, der Lessings *Miß Sara Sampson* als „Holotypus des Bürgerlichen Trauerspiels“ bezeichnet, Hebbels *Maria Magdalena* in diametraler Entwicklung dazu als dessen „letzte[s] Exemplar“.²¹⁰ Es sei „die adäquate Ausdrucksform eines Kleinbürgertums, das sein Emanzipationsstreben endgültig aufgegeben hat, das nun weder ökonomische Macht besitzt noch an politischer Macht partizipiert“.²¹¹ Dementsprechend kommt Luserke zu dem Schluss, Hebbels Drama begründe den neuen „Prototyp eines kleinbürgerlichen Trauerspiels, in dem die Gewalt die Katharsis ersetzt hat, weil das Bürgertum zur herrschenden Macht geworden ist und keiner Katharsis mehr bedarf“.²¹²

Auf Schweitzers ‚Trauerspiel‘ übertragen, lässt sich konstatieren, dass es zeitlich versetzt an einem neuen Wendepunkt steht: Der ‚mittelständische‘ Konflikt des 18. Jahrhunderts ist im 19. Jahrhundert an die soziale Peripherie gerückt. Noch hat sich die formierende Arbeiterbewegung nicht konsolidiert, noch ist sie nicht in der Mitte der Gesellschaft angekommen, sondern muss als Randerscheinung um ihr Recht zur sozialen und politischen Mitbestimmung kämpfen – so wie das Bürgertum in der Gründungsphase des bürgerlichen Trauerspiels.

²⁰⁹ Eloesser, *Das bürgerliche Drama*, S. 216.

²¹⁰ Matthias Luserke, ‚Gewalt statt Katharsis – ein Paradigmenwechsel? Die Agonie des Bürgerlichen Trauerspiels in Hebbels *Maria Magdalena*‘, *„Alles Leben ist Raub“: Aspekte der Gewalt bei Friedrich Hebbel*, hg. von Günter Häntzschel (München: Iudicium, 1992), S. 139-149 (S. 143).

²¹¹ Luserke, *Gewalt statt Katharsis*, S. 149.

²¹² Luserke, *Gewalt statt Katharsis*, S. 149.

Nachdem Hebbel die Ent-Politisierung des bürgerlichen Trauerspiels betrieben, seine Figuren jeglicher politischen Intention entledigt und im Zuge des „revolutionären Konservatismus“²¹³ die „politische Dynamik auf das Gebiet des Psychologischen abgeleitet“²¹⁴ hatte, kann man in Schweitzers *Lucinde oder Capital und Arbeit* von einer Re-Politisierung und Fruchtbarmachung der abgelebten Gattung für die zeitgenössische Gegenwart sprechen. Die persönlichen Schicksale erhalten hier erneut auch staatliche Tragweite, die Individuen sind erfüllt von einem politischen Bewusstsein und jede Partei kämpft für die Durchsetzung ihrer eigenen politischen Agenda. Folglich ist zu überlegen, ob Schweitzers Roman den Stellenwert, den das bürgerliche Trauerspiel zu Zeiten der Konsolidierung des Bürgertums für eben jenen ‚Mittelstand‘ hatte, für die sich formierende Arbeiterbewegung einnehmen wollte – gewissermaßen als Korrektiv, das die dominante Perspektive verschiebt, die Wertungshoheit der traditionellen sozialen Leserschicht hinterfragt und den Blick auf den einstigen ‚vierten Stand‘ lenkt. Auf den Abschied von der Ständegesellschaft folgt die Ankunft in der Klassengesellschaft. Schweitzers Erzähltext erscheint in einer Zeit, in der zunächst das Arbeitertheater, das die unterbürgerliche Klasse zum Träger des Konflikts macht, eine mächtige Gattung darstellt. Hier nun ist dieser Klassenkampf in Prosa verfasst, damit prinzipiell lebensnaher und der Erfahrungswelt der erwünschten Leserschaft angepasst. *Lucinde oder Capital und Arbeit* hat wie das Modell des bürgerlichen Trauerspiels bei Lessing einen Didaktisierungsauftrag, der über Identifikation und Empathie den Leser aufklären und unterhalten soll. Die mimetische

²¹³ Horst Denkler, *Restauration und Revolution. Politische Tendenzen im deutschen Drama zwischen Wiener Kongreß und Märzrevolution* (München: Fink, 1973), S. 324.

²¹⁴ *Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur. Realismus und Gründerzeit 1848-1880*, mit einer Einführung in den Problembereich und einer Quellenbibliographie hg. von Max Bucher, Werner Hahl, Georg Jäger und Reinhard Wittmann, Bd. 1: *Einführung in den Problembereich, Abbildungen, Kurzbiographien, annotierte Quellenbibliographie und Register* (Stuttgart: Metzler, 1976), S. 138.

Darstellung wird als Mittel für den übergeordneten Zweck verwendet, einen gemeinsamen Kommunikationskanal zu schaffen. Entgegen der realistischen Literaturtheorie, die vom bürgerlichen Trauerspiel forderte, eine „moralische Wahrheit [...] im Geiste der Versöhnung“ darzubieten,²¹⁵ wendet sich Schweitzer erneut einer (anderen) sozialen Frage zu, wählt auch Protagonisten aus den niederen Volksschichten und schildert deren Arbeitswelt.

III.2.5 *Lucinde*-Thematik

Um die Figurenkonzeption der Protagonistin Emma/Lucinde näher zu beleuchten, soll nun auf literarische Bezüge hingewiesen werden, die es ermöglichen, Schweitzers *Lucinde oder Capital und Arbeit* in die Darstellung von Geschlechterrollen des 19. Jahrhunderts einzuordnen.

Friedrich Schlegels *Lucinde*

Den Anfang macht Friedrich Schlegels 1799 veröffentlichter Roman *Lucinde*, da die Analogie im Titel evident ist. Die literarische Öffentlichkeit hat sich noch lange nach dem Erscheinungsdatum kontrovers mit dem Roman auseinandergesetzt. Der Autor selbst charakterisierte sein Prosawerk als „das schönste Chaos von erhabnen Harmonien und interessanten Genüssen“, für das er von seinem „unbezweifelte[n] Verwirrungsrecht“ Gebrauch gemacht habe.²¹⁶ *Lucinde* sei „ein steter Kampf das Undarstellbare darzustellen“,²¹⁷ der „Roman [sei] in der Form ein gebildetes künstliches Chaos“.²¹⁸

²¹⁵ Ferdinand Kürnberger, ‚Maria Magdalena (Rez. Friedrich Hebbel: Maria Magdalena. Hamburg 1844)‘, *Sonntags-Blätter für heimatliche Interessen* 2 (1848), 337-339 (S. 338).

²¹⁶ Friedrich Schlegel, *Lucinde. Ein Roman. Erster Theil* (Berlin: Heinrich Frolich, 1799), S. 14.

²¹⁷ KA Bd. 16: *Fragmente zur Poesie und Literatur* 1, mit Einl. u. Kommentar vers. von Hans Eichner (1981), Nr. 115, S. 74.

²¹⁸ KA Bd. 16, Nr. 37, S. 207.

Auch Schweitzers *Lucinde oder Capital und Arbeit* kann – angesichts der unterschiedlichen Handlungsstränge, der Vielzahl an auftretenden Personen und dem Verwirrspiel um Emma/Lucinde – in gewissem Sinne als „gebildetes künstliches Chaos“ bezeichnet werden. Gibt es im Ansatz formale Entsprechungen, so funktioniert Schlegels *Lucinde* in Hinblick auf den Themenkomplex von Liebe, Weiblichkeit und Männlichkeit eher als Negativschablone für Schweitzers Roman. Karl Konrad Polheim zufolge habe Schlegels Prosatext am Ausgang des 18. Jahrhunderts einen Paradigmenwechsel eingeleitet, der noch heute in der Literatur nachwirke:

Die Darstellung und Theorie der Liebe wurde hier in einer grundsätzlich neuen und ethisch hohen Auffassung behandelt. Hatte das 18. Jahrhundert einen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen der körperlich-sinnlichen und der geistig-seelischen Verbindung von Mann und Frau gesehen, so verherrlicht Schlegel gerade die Einheit sinnlicher und seelischer Liebe, damit eine neue Epoche für die soziale Stellung der Frau eröffnend.²¹⁹

Dieser Ansicht ist allerdings nicht vorbehaltlos zuzustimmen. Zwar vertritt Julius, der Ich-Erzähler bei Schlegel, auf den ersten Blick eine moderne Auffassung von den Geschlechterbeziehungen, welche sich auf die völlige Übereinstimmung sowie Entfaltung des einen im anderen beruft.²²⁰ Doch letztlich artikuliert sich hier nur eine männliche Fantasie, die keineswegs auf die erfolgreiche Emanzipation der Frau in der zeitgenössischen Gesellschaft schließen lässt.²²¹ Der *nucleus personae* in Schweitzers Roman hingegen hegt

²¹⁹ Karl Konrad Polheim, ‚Nachwort‘, Friedrich Schlegel, *Lucinde. Ein Roman. Studienausgabe*, kritisch hg. [...] von Karl Konrad Polheim (Stuttgart: Reclam, 2005), S. 217-223 (S. 218).

²²⁰ So beispielsweise in dieser Reflexion: „Durch alle Stufen der Menschheit gehst du mit mir von der ausgelassensten Sinnlichkeit bis zur geistigsten Geistigkeit [...]. Ich kann nicht mehr sagen, meine Liebe oder deine Liebe; beyde sind sie gleich und vollkommen Eins, so viel Liebe als Gegenliebe. Es ist Ehe, ewige Einheit und Verbindung unsrer Geister, nicht bloß für das was wir diese oder jene Welt nenne, sondern für die eine wahre, untheilbare, namenlose, unendliche Welt, für unser ganzes ewiges Seyn und Leben.“ (Schlegel, *Lucinde*, S. 22).

²²¹ Auch wenn der Erzählerbericht im Mittelteil, den „Lehrjahren der Männlichkeit“, die Gleichheit von Julius und Lucinde als Stellvertreter für Mann und Frau evoziert, wird in den Reflexionen des Ich-Erzählers deutlich, dass Julius einem Wunschbild hinterherjagt. Es handelt sich nicht um eine gleichberechtigte Beziehung zweier Subjekte, sondern die Frauen werden zu Objekten, sie bilden lediglich die „Stufen zu seiner Einheit und Vollkommenheit“. (Hannelore Scholz-

eine doppelt avantgardistische Vorstellung von der Liebe, die Mitte des 19. Jahrhunderts in ihrer Aufgeklärtheit der eigenen Zeit voraus war und daher utopisch erscheinen mag: Gleichberechtigung wird gefordert nicht nur in Bezug auf die Geschlechter, sondern auch auf die sozialen Klassen. Die soziale Frage schließt also auch die Geschlechterfrage ein: Die Frau soll nicht länger als der passive Spielball in den Händen der Männer erscheinen. Einschränkend muss präzisiert werden, dass im Text selbst diese Forderung noch nicht durchgängig umgesetzt wird. So wehrt sich Emma alias Lucinde zwar gegen die sexuelle Unterdrückung durch den Fabrikanten Edenar und beteiligt sich aktiv und maßgebend an den politischen Vorgängen. Diese selbstbestimmten Handlungen stehen jedoch im Widerspruch zu den Textpassagen, in denen der Erzähler weibliche Sexualität stereotyp verhandelt, wie z.B. im Einleitungskapitel.²²²

Schleiermachers *Vertraute Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde*

1800, ein Jahr nach der Publikation von Schlegels *Lucinde*, veröffentlicht der protestantische Theologe und Pädagoge Friedrich Schleiermacher eine Verteidigungsschrift dieses Romans, der vom zeitgenössischen Publikum als moralisches und ästhetisches ‚Monstrum‘ angeklagt worden war. Im ersten Brief an die fiktive Adressatin Ernestine hebt der Herausgeber noch lobend hervor, in

Lübbering, *Widersprüche im bürgerlichen Frauenbild. Zur ästhetischen Reflexion und poetischen Praxis bei Lessing, Friedrich Schlegel und Schiller* [Weinheim: Dt. Studien, 1992], S. 139). Auch Gert Vonhoff hat auf die Begrenzung der emanzipatorischen Tendenz aufmerksam gemacht. Es sei „auffällig“, wie „alte Vorstellungen mitten im behaupteten Neuen sich erhalten, Vorstellungen, mit denen man über die Ungleichheit der Geschlechter deren Nichtgleichwertigkeit, ja deren Nichtgleichrangigkeit und damit die Herrschaft des Mannes über die Frau legitimiert hatte“ (Vonhoff, *Erzählgeschichte*, S. 163).

²²² Dort wurde Emma, „einfach gekleidet“, aber „von seltener Schönheit“ und mit „feinen Zügen“ (LCA I, 1) ausgestattet, „bei nahender Nacht allein in Wald und Waldesstelle“ (LCA I, 4) von einem Soldaten bedrängt und „fühlte ihre letzten Kräfte schwinden“ (LCA I, 6), als Graf Theodor von Lindenwall sie „aus der Gewalt des Elenden“ retten konnte (LCA I,7) sie sich gemeinsam vor einem Gewitter in eine Felsengrotte flüchteten, wo Emma schließlich „in die Arme des Grafen gesunken“, von diesem mit „ruhiger, sicherer Kraft“ (LCA I, 11) „umschlungen“ wurde, bis ein „glühender Kuß“ auf ihren Lippen brannte (LCA I, 12).

der *Lucinde* sei „die Liebe ganz und aus einem Stück, das Geistigste und das Sinnlichste nicht nur in demselben Werk und in denselben Personen neben einander, sondern in jeder Aeußerung und in jedem Zuge aufs innigste verbunden“, so dass „sich hier Eins vom Andern nicht trennen“ lasse.²²³ Ernestine hingegen beanstandet in ihrem Antwortschreiben gerade die fehlende Außenwirkung dieser Liebe und fordert ein gesellschaftliches Verantwortungs- bzw. Pflichtgefühl ein: „Geht nicht die Liebe in dem Buche bei aller Vollständigkeit der Darstellung doch ein wenig gar zu sehr in sich selbst zurück? Ich wollte sie ginge auch hinauswärts in die Welt und richtete da etwas tüchtiges aus.“²²⁴ Eben diese Introvertiertheit der Liebe, die die Absenderin an Schlegels *Lucinde* bemängelt, ist bei Schweitzer ins Gegenteil verkehrt: Hier fungiert die Liebe als Katalysator für revolutionäres, soziale Grenzen überwindendes, gesellschaftlich engagiertes und Ziel orientiertes Handeln.

Dass die in Schlegels *Lucinde* postulierten Ansichten die traditionelle Geschlechterkonzeption nur vordergründig in Frage stellten, sie im Grundsatz aber bestätigten, hat 1835 auch Karl Gutzkow in seinem Vorwort zur Neuauflage der *Vertrauten Briefe* erkannt: Es sei die Rede „von der Sehnsucht eines Jünglings, der liebt, aber das Eine, ewig und einzig Geliebte in vielen Gestalten sehen will, in den Metamorphosen seines eignen Ichs, der sich sehnt, Egoismus und Liebe zu versöhnen“.²²⁵ Gutzkow plädiert im Folgenden sowohl für die Emanzipation des Fleisches als auch für die ‚Selbstbewusstwerdung‘ der Frau und begründet die Notwendigkeit dieses unaufhaltsamen Prozesses mit dem Blick in die Vergangenheit; mit dem Umbruch vom rational geprägten Zeitalter der Aufklärung hin zur empfindsamen Geniementalität der Romantik:

²²³ Friedrich Schlegel, *Vertraute Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde* (Lübeck u.a.: Hohn, 1800), S. 15f.

²²⁴ Schlegel, *Vertraute Briefe*, S. 39.

²²⁵ Karl Gutzkow, ‚Vorrede‘, *Schlegels Vertraute Briefe über die Lucinde*, mit einem Vorwort von Karl Gutzkow (Hamburg: Hoffmann & Campe, 1835), S. XI-XIII (S. XXII).

Erinnert Euch der sentimental Perioden! sie wurde durch den Roman geschaffen. Man glaubte anders zu lieben, als je geliebt worden ist [...]. Eine ähnliche Bewegung ist im Anzuge: die Emanzipationsfragen leiten sie ein. Das Lächerliche an ihnen wird sich verflüchtigen: der Rest wird die Genialität der Liebe seyn.²²⁶

Gutzkows Diagnose, „ja Lucinde selbst ist ein Bild der Phantasie, für welches schwerlich eine Wirklichkeit gesessen hat“, kulminiert in dem Urteil: „Wir sehen diese Frage als sozial an; Schlegel hielt seine Lucinde wohl selbst nur für eine künstlerische Anomalie. Romantik ist des Buches Unglück.“²²⁷ Diese Feststellung trifft das wesentliche Kriterium, durch das sich *Lucinde oder Capital und Arbeit* von Schlegels *Lucinde* unterscheidet. Es ist die Anerkennung des Sozialen als literaturwürdiges Motiv und dessen Umsetzung, die Schweitzers Roman als ‚Kind seiner Zeit‘, einer realistischen Zeit, ausweisen. Diese soziale Perspektive – nicht nur in Hinblick auf die Arbeiter, sondern auch auf die Emanzipation der Frau und ein gleichberechtigtes Geschlechterverhältnis – spiegelt sich in der Figurenkonstellation von *Lucinde oder Capital und Arbeit* wider. In Analogie zum ‚bürgerlichen Realismus‘ soll diese neue Spielart der realistischen Literatur hier als ‚sozialer Realismus‘ eingeführt werden.²²⁸

²²⁶ Gutzkow, *Schleiermachers Vertraute Briefe*, S. XVII.

²²⁷ Gutzkow, *Schleiermachers Vertraute Briefe*, S. XXIII.

²²⁸ Ulf Eisele hat darauf aufmerksam gemacht, dass die „innere Widersprüchlichkeit“ des bürgerlichen Realismus, „der einerseits Realität und andererseits von dieser deutlich unterschiedene Kunst zugleich sein“ sollte, „mit der ‚äußeren‘ Entwicklung“ zusammenfiel: Seiner Ansicht nach habe die „zunehmende Abkehr der bürgerlichen literarischen Intelligenz von der eigenen Klasse [...] dem Realismus buchstäblich seine Grundlage“ entzogen. Eisele spricht dann von der „Perspektive eines ‚sozialistischen Realismus‘, die sich mit der „Übertragung des Identitätssyndroms auf das Proletariat“ abzeichne. (Ulf Eisele, ‚Realismus-Theorie‘, *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte*, Bd. 7: *Vom Nachmärz zur Gründerzeit: Realismus 1848-1880*, hg. von Horst Albert Glaser [Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1982], S. 36-46 [S. 46]).

„Romantische Verwirrung“

Um Emma als aktive Förderin der Arbeiterbewegung zu beschreiben, greift der Erzähler auf romantisierende Motive zurück, so in einer ‚verwirrend‘ gestalteten Episode um den Ministerpräsidenten Lindenwall. Während der Aufstände flüchtet sich der Verfolgte in einen „dunkeln unterirdischen Raume“ (LCA II, 199) „von weißem Marmor, die Wölbung war mit Malereien bedeckt“ (LCA II, 201). Zunächst traut er seinen eigenen Augen nicht und ist verwundert darüber, dass sich auf zwei Bildern „dieselben blonden Locken, dieselben Züge, dieselbe Gestalt“ finden – „die Madonna und die Venus waren dasselbe Weib“ (LCA II, 203).²²⁹ Wenig später schildert der Erzähler, wie sich die Arbeiter angesichts der zugespitzten politischen Repression außerhalb der Stadt versammeln und in diesem Zusammenhang erwähnt er die Frauengestalt ein weiteres Mal:

Es ist ein leuchtender Sonnenstrahl durch dunkle Sturmeswolken [...] | Dort fern – auf dem blumigen Hügel – im Glanze der Sonne – kniet händeringend ein schönes, betendes Weib – – – | Es ist die goldgelockte Madonna, es ist die lächelnde Venus aus dem einsamen Marmorsaal – – – (LCA II, 210f.)

Die Madonna und die Venus, die hier als Vergleiche herangezogen werden, dienten der romantischen Literatur als Stilfiguren, um zwischen christlicher und

²²⁹ Durch diese Bildbeschreibung lässt sich auch eine Verbindung herstellen zu dem 1803 im *Athenäum* abgedruckten Gespräch über ‚Die Gemähde‘, das Wilhelm August Schlegel und seiner Frau Caroline zugeschrieben wird. Die Betrachterin Louise beschreibt ein Madonnenbild mit Kind von Raffael wie folgt: „Eine Göttin kann ich die Maria nicht nennen. Das Kind, was sie trägt, ist ein Gott: denn so hat noch niemals ein Kind ausgesehen. Sie hingegen ist nur das Höchste von menschlicher Bildung, und nimmt ihre Verklärung daher, daß sie den Sohn so still, so ohne sichtbare Regung von Entzücken oder Selbstgefühl auf ihren Armen hält, ohne Stolz und ohne Demuth.“ (Wilhelm August Schlegel und Caroline Schlegel, ‚Die Gemähde. Gespräch‘, *Athenäum. Eine Zeitschrift*, hg. von Wilhelm August Schlegel und Friedrich Schlegel, Bd. 2, H. 1 [Berlin 1799], 39-151 [S. 126]). In diesem Zusammenhang sei auch auf Friedrich Schlegels ‚Nachricht von den Gemähden in Paris‘ hingewiesen. Darin äußert er seine Ansichten z.B. zum Bildnis ‚Madonna mit Kind‘ von Leonardo – „wiewohl es unter Lebensgröße, so könnte doch ein kolossales Bild in den Verhältnissen nicht grandioser entworfen seyn, als diese Madonna; mit göttlicher Majestät hebt sich das Haupt und die Stirne empor. Sanft vorgebogen in ernster Schönheit und freundlich herab lächelnd auf das Kind, erscheint uns das hohe Haupt wie ein stolz ruhender aber freundlicher Fels [...]. So hat der Künstler das Lieblichste mit dem Erhabenen wunderbar zu verschmelzen gewußt“. (*Europa. Eine Zeitschrift*, hg. von Friedrich Schlegel, Bd. 1, H. 1 [Frankfurt a.M. 1803], 108-157 [S. 139]).

antiker Gottheit zu wechseln. In Joseph Eichendorffs *Marmorbild* trifft der junge Dichter Florio während einer Nachtwanderung auf „ein marmornes Venusbild, das dort dicht am Ufer auf einem Steine stand, als wäre die Göttin soeben erst aus den Wellen aufgetaucht“ und das ihm „wie eine langgesuchte, nun plötzlich erkannte Geliebte vor[kam], wie eine Wunderblume, aus der Frühlingsdämmerung und träumerischen Stille seiner frühesten Jugend herausgewachsen“.²³⁰ Die Venus steht also sinnbildlich für die heidnische Verlockung. In einem in die Erzählung eingegliederten Gedicht löst Florio seine ‚Verwirrung‘ auf und entscheidet sich für ein „anderes Frauenbild“:

Ein Kindlein in den Armen |
 Die Wunderbare hält |
 Und himmlisches Erbarmen |
 Durchdringt die ganze Welt.²³¹

Die christliche Frauengestalt, die Muttergottes, übt folglich eine stärkere Macht auf den Dichter aus als die heidnische Göttin Venus. In Schweitzers Text setzt der Erzähler die antike und christliche Gottheit in eins – „Es ist die goldgelockte Madonna, es ist die lächelnde Venus“. Die Identität dieser sowohl mit christlichen als auch heidnischen Attributen versehenen Figur klärt sich im weitere Verlauf auf: Der Marmorsaal, die verborgene ‚Parallelwelt‘, gehört dem Fabrikanten Edenar, der seine Mätresse Lucinde alias Emma auf den Gemälden als heilige Jungfrau sowie als antike Gottheit hat verewigen lassen (vgl. LCA III/1, 110-125). Zum einen wird Emma von Edenar beherrscht, zum anderen ist er ihr verfallen. Indem der Erzähler sie zugleich als erotische Venus und heilsbringende Muttergottes darstellt, als Liebhaberin und Mutter, wird das ‚Rätsel Weib‘ auf recht abgegriffene Weise gestaltet. Als ‚göttliches

²³⁰ Joseph von Eichendorff, ‚Das Marmorbild‘, Joseph von Eichendorff, *Werke*, verantwortlich für die Textred. Jost Perahl, Bd. 2: *Romane, Erzählungen*, mit einer Einf. von Ansgar Hillach (München: Winkler, 1978), S. 526-564 (S. 536f.).

²³¹ Eichendorff, *Das Marmorbild*, S. 561.

Licht' wird Emma dann zum Wegweiser der Arbeiterschaft umgedeutet. Dies geschieht vor allem in der Szene, in der die Arbeiter sich als Reaktion auf die zunehmenden Repressionen durch die liberale Regierung außerhalb der Stadt versammeln, um den agitatorischen Reden Dr. Nolloos beizuwohnen: „Man will uns zertreten – werden wir uns wehren? Wir werden uns wehren!“ (LCA III/1, 242) In diesem Bekenntnismoment der Arbeiter zum solidarischen Zusammenhalt wird Emma verklärt und zur Allegorie der bevorstehenden Umwälzung stilisiert: „Droben aber, auf dem schneebedeckten Felsen, im Glanze des Mondes, stand ungesehen ein hohes, lockenumwalltes Weib. | Groß und ruhig – wie der Genius der heiligen Sache, die da unten verfochten ward – blickte sie hernieder“ (LCA III/1, 243). Je weiter die Handlung voranschreitet, desto mehr enthebt der Erzähler sie der diegetischen Wirklichkeit. Wenn von Emma gesprochen wird, dann immer als nicht greifbare „Erscheinung (LCA II/1, 243), als „Traumgesicht“ oder „Engelsbild aus ferner, verlorener Zeit“ (LCA III/1, 250). Somit gerät die Emma-Zeichnung recht hyperbolisch. Dass sie hauptsächlich auf eine sentimentale Wirkung bedacht ist, steht nicht in Einklang mit ihrer postulierten Bedeutung für die Arbeiterbewegung.

III.2.6 Verhältnis von Fiktion und Realität

Aufschlussreiche Betrachtungen für das Verhältnis von Erzähltext und empirischer Wirklichkeit halten die Kapitel „Der Roman und die Geschichte“ (LCA III/2, 155) sowie „Des Pudels Kern“ (LCA III/2, 273) bereit, in denen der Erzähler die Fiktion bewusst aufbricht, sich direkt an den Leser wendet und einen unmittelbaren Zusammenhang herstellt zwischen den in der Diegese geschilderten Ereignissen und der Lebensrealität der Rezipienten: „Wie

mancher, der die vorstehenden Kapitel gelesen, mag gedacht haben: Welche gehässige Erdichtungen! Welche schamlose Erfindungen! | Wirklich? Hören wir die Geschichte!“ (LCA III/2, 155) Dieser Aufforderung kommt der Erzähler sofort nach, um somit einer möglichen Kritik an der Glaubwürdigkeit der *story* von vornherein den Boden zu entziehen. Die Montage aus Sigmund Engländers *Geschichte der französischen Arbeiterassoziationen* (1864) dient in diesem Zusammenhang als historischer Verweis auf die Revolution von 1848; die *history* wird als Beglaubigung der Romanhandlung herangezogen: „Die Juni-Revolution wartet noch auf ihren Geschichtsschreiber, aber die Geschichte der gebrochenen Herzen und der Verzweiflung [...] wird nie geschrieben werden.“ (LCA III/2, 164) Die eher diskursive Passage endet mit einer provokativen Frage, die das Spannungsfeld zwischen Literatur und faktischer Wirklichkeit beleuchtet: „Was ist ärger – der Roman oder die Geschichte?“ (LCA III/2, 166) Die Entscheidungsgewalt wird folglich dem Leser übergeben.

„Des Pudels Kern“ (ohne Kapitelangabe) rekurriert offensichtlich auf Goethes *Faust*. Am Ende des Abschnitts findet sich dann ein expliziter Verweis auf historische Vorgänge. Indem der Erzähler die Brücke zwischen Fiktion und Realität schlägt, wird die exemplarische fiktive Handlung zunächst mit der allgemeinen, dann mit einer konkreten realen Situation in Verbindung gebracht:

Was in diesem Roman erzählt ist – hat es sich wirklich begeben – und wo und wann? | Es hat sich zugetragen und trägt sich zu in allen Culturstaaten Europa's – dort mehr, dort weniger – hier deutlicher und da verhüllter – in Wort und Schrift am einen Ort, in Blut am andern. | Es hat sich zugetragen im Großen und Gewaltigen in weltgeschichtlicher Bedeutung, zu Paris von Ende Februar bis Ende Juni des Jahres 1848. (LCA III/2, 273)

Mit der auffälligen Genauigkeit des Datums verweist der Erzählerkommentar auf die Französische Februarrevolution von 1848. Während der „mit der

realpolitischen Wende des deutschen Liberalismus Hand in Hand gehende Verdrängungsprozeß“ die revolutionären Vorgänge in Frankreich „aus dem Bewußtsein vieler Deutschen tilgte“, spielten sie „in der Traditionspflege der deutschen Arbeiterbewegung eine zentrale Rolle“.²³² Der Unmut über das restriktive Wahlrecht und die problematische soziale Lage hatte sich im Februar 1848 in Aufständen von Arbeitern *und* Bürgern entladen, deren Bündnis aufgrund unterschiedlicher Interessen allerdings nur von kurzer Dauer war. Im Juni schlug die Nationalgarde dann einen erneuten Aufstand der Arbeiterschaft anlässlich der Schließung von Nationalwerkstätten nieder. Auch die provisorische Regierung der proklamierten Republik konnte sich langfristig nicht behaupten. In der Folge der Revolution wurde Louis-Napoléon Bonaparte zum Staatspräsidenten gewählt; nur drei Jahre später ernannte er sich selbst zum Kaiser. So führte der Sturz der einen zur Errichtung einer neuen Monarchie und die demokratischen Ziele der Revolution konnten (noch) nicht durchgesetzt werden.²³³ Dieser historische Ablauf wird in *Lucinde oder Capital und Arbeit* aufgegriffen.

²³² Wilhelm Kreutz, ‚Das Bild der Pariser Februarrevolution in Deutschland‘, *Paris und Berlin in der Revolution 1848. Gemeinsames Kolloquium der Stadt Paris, der Historischen Kommission zu Berlin und des Deutschen Historischen Instituts (Paris, 23.-25. November 1992)*, hg. von Ilja Mieck, Horst Möller und Jürgen Voss (Sigmaringen: Thorbecke, 1995), S. 241-268 (S. 242f.). Vgl. auch Beatrix W. Bouvier, *Französische Revolution und deutsche Arbeiterbewegung. Die Rezeption des revolutionären Frankreichs in der deutschen sozialistischen Arbeiterbewegung von den 1830er Jahren bis 1905* (Bonn: Verl. Neue Ges., 1982). Letzten Endes wirkte sich die „verdrängte Revolution“ nicht nur auf die Schriften der sozialistischen Gesellschaftstheorie aus, sondern sie konfrontierte auch die konservativen Kräfte mit der drängenden ‚sozialen Frage‘ (vgl. Franzjörg Baumgart, *Die verdrängte Revolution. Darstellung und Bewertung der Revolution von 1848 in der deutschen Geschichtsschreibung vor dem Ersten Weltkrieg* [Düsseldorf: Schwann, 1976]).

²³³ Vgl. Dieter Langewiesche, *Europa zwischen Restauration und Revolution 1815-1849*. 5. Aufl. (München: Oldenbourg, 2007), S. 74-80.

Ende: „Was ist ärger – der Roman oder die Geschichte?“

Das Ende der Romantrilogie geht in Bezug auf das politische sowie private Handlungsgefüge nicht konform mit den Bestimmungen der Trivialliteratur: Entgegen der Lesererwartung hat sich keine Dreiecksbeziehung zwischen Emma, Theodor und Dr. Nollo entsponnen. Die Männer verzichten darauf, in einem Wettstreit um die Angebetete zu konkurrieren, und kämpfen mit vereinten Kräften gegen die liberale Regierung. Wie bequem wäre es gewesen, den Roman mit einem *Happy ending* ausklingen zu lassen – Sieg der Arbeiterschaft und vereintes Liebespaar oder wenigstens eine Konstellation von beiden. Denn oft wird privates Glück gegen gesellschaftliche Missstände ausgespielt, das eine gegen das andere behauptet. Doch weder nimmt die Liebesbeziehung zwischen Emma und Theodor einen guten Ausgang noch wird das revolutionäre Potenzial ausgelebt, sondern im Gegenteil eingedämmt: Auf die Ausrufung einer provisorischen Regierung im Namen des Volkes reagiert die konservative Staatsführung mit einer Kampfansage, so dass sich schließlich zahlenmäßig überlegenes Militär und Männer der Arbeiterbewegung gegenüberstehen: „Und so entwickelte sich das ganze Entsetzen eines erbitterten Bürgerkampfes, einer Entscheidungsschlacht auf Leben und Tod.“ (LCA III/2, 100) Dabei entspricht die mehrmalige Wiederholung der Kampfschilderung einer Steigerung der Intensität: „Und wieder – und zum dritten Male – entbrannte der erbitterte Bürgerkampf [...]; wieder – und zum dritten Male – toste das furchtbare Kampfesgebräuse [...]. | Wieder [...] – wieder [...].“ (LCA III/2, 125) An den besiegten und gefangen genommenen Arbeitern wird ein Exempel statuiert: „Schuß und Tod!“ (LCA III/2, 104). Diese Exekution führt zum Zerwürfnis zwischen dem Anführer Dr. Nollo, der Gleiches mit Gleichem vergelten will, und Emil, der die Herbeiführung einer Lösung auf

friedlichem Wege bevorzugt.²³⁴ Diese Uneinigkeit wird mehrmals als Negativexempel geschildert sowie die Passivität und fehlende Solidarität der Arbeiter bemängelt: „Die Verstärkungen, welche der Aufstand von außen erhalten hatte, waren unbedeutend; in räthselhafter Unthätigkeit sah die Arbeiterbevölkerung der großen Provinzialstädte den Vorgängen in der Hauptstadt zu.“ (LCA III/2, 123f.) Am Ende müssen die Arbeiter ihre Niederlage aufgrund fehlender Unterstützung aus den eigenen Reihen eingestehen: „Es ist verloren – Alles verloren – murmelte Emil Blankendorf [...] – Leichen über Leichen! Ströme Bluts! Und Alles, Alles umsonst!“ (LCA III/2, 131)

Im endgültig letzten Kapitel, „Eine Versammlung des Vereins für Fortschritt und Freiheit“, wird die vom Erzähler propagierte und von seinen Arbeiterfiguren angestrebte neue Werteordnung nicht realisiert. Die Endsituation ähnelt eher der Ausgangslage als den kurzen Phasen, in denen die Arbeiter die Verbesserung ihrer Lebensumstände in die Wege leiten konnten. Nach zwei gescheiterten Revolutionen wird der „grimmige General Graf v. Z., der Erzreactionär, zum Premierminister ernannt“, der ein „Vollblutjunkerministerium“ bildet und entschlossen das Ziel verfolgt, „jeden Reactionsversuch unerbittlich niederzuschlagen“ (LCA III/2, 276). Gewillte Leser könnten diese Figur als eine Anspielung auf Bismarck und sein An-die-Macht-Kommen interpretieren. Zwar lockert die Persiflage der liberalen Wirtschaftsbourgeoisie²³⁵ den pessimistischen Grundton des Romanendes ein wenig auf und es wird zumindest ein Ausgleich des dualistischen Gegensatzpaares „Capital und Arbeit“ angedeutet: „Nun frage ich Sie: Wie kann der Arbeiter bestehen, wenn nicht ein Capitalist seine Dienste beansprucht? Wie kann der Capitalist

²³⁴ „So schwer es mir fällt, diesen Vorschlag zu machen – ich kann nicht anders – wir müssen dasselbe thun! | Was fällt Dir ein? rief heftig Emil Blankendorf.“ (LCA III/2, 108f.).

²³⁵ So sagt z.B. der Fabrikant Willig zu und über sich selbst: „Ich bin ein Esel!“ (LCA III/2, 279).

bestehen, wenn er nicht Arbeiter arbeiten läßt? Sie sehen also, daß beide sich ergänzen.“ (LCA III/2, 287) Doch abschließend nimmt der Erzähler kein Blatt vor den Mund und demaskiert ein letztes Mal die liberalen Opportunisten, die sich dem jeweils Mächtigen anpassen, um den eigenen Profit zu gewährleisten: „Wir aber wollen nicht Umsturz – wir sind Liberale, nicht Revolutionäre. [...] Se. Majestät, unser geliebter constitutioneller König, lebe hoch, und nochmals hoch und abermals hoch!“ (LCA III/2, 287f.) Diese Apotheose des Königs im Medium der Literatur bedeutet im Umkehrschluss eine ironische Anspielung auf die historisch-konkrete konstitutionelle Krise in Preußen. Dieses Lob der bestehenden Verhältnisse in der Fiktion muss dem Leser ‚wie eine bittere Pille‘ vorkommen, die er – so die appellative Intention des Textes – in seiner eigenen Lebenswirklichkeit nicht schlucken will.

Man hat gesehen, dass sich die Werkbedeutung erst im Kontext und Vergleich mit seinen Folien und Anspielungshorizonten bestimmen lässt. *Lucinde oder Capital und Arbeit* ist ein literarisches Werk, das in den Anfängen der organisierten Arbeiterbewegung entsteht; dementsprechend wird in der Romantrilogie noch nach einer eigenen literarischen Ausdrucksweise gesucht und mit unterschiedlichen narrativen Mitteln experimentiert. Offensichtlich ist, dass Schweitzers Erzähltext die programmatischen Äußerungen des bürgerlichen Realismus nicht erfüllt, der „die gemeine Wirklichkeit“ als „Karikatur“ auffasst und, um den „Erdengeschmack [zu] verlieren“, ²³⁶ „Läuterung“ fordert. ²³⁷

²³⁶ Arnold Ruge, ‚Idealismus und Realismus im Reiche des Ideals. Als Vorläufer zu Schillers hundertjährigem Geburtstage‘, *Deutsches Museum. Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben* 8/1 (1858), 497-506, 529-539, 665-683, zitiert nach: *Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung*, hg. von Gerhard Plumpe (Stuttgart: Reclam, 1997), S. 132ff. (S. 133).

²³⁷ Theodor Fontane, ‚Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848‘, *Deutsche Annalen zur Kenntniß der Gegenwart und Erinnerung an die Vergangenheit*, Bd. 1 (1853), 353-377 (S. 358).

In der zeitgenössischen bürgerlichen Ästhetik wird eine Auseinandersetzung um die ‚richtige‘ Variante des Realismus geführt. Stellvertretend für die Debatte um ‚Realidealismus‘ und ‚Idealrealismus‘ stehen Karl Gutzkow mit seinen *Unterhaltungen am häuslichen Herd* auf der einen sowie Gustav Freytag und Julian Schmidt mit den *Grenzboten* auf der anderen Seite. Schmidt, der den „Zweck der Kunst“ darin sieht, „Ideale aufzustellen, d. h. Gestalten und Geschichten, deren Realität man wünschen muß, weil sie uns erheben, begeistern, ergötzen, belustigen“, versteht den Realismus als „Mittel der Kunst“, als „eine der Natur abgelauschte Wahrheit, die uns überzeugt, so daß wir an die künstlerischen Ideale glauben“.²³⁸ Den Inbegriff einer solch idealrealistischen Dichtkunst bildet Freytags kaufmännischer Bildungsroman *Soll und Haben* (1855), an dem sich die Kontroverse entzündet. Gutzkow bezeichnet das dem Text vorangestellte Motto, die „so ausdrücklich hervorgehobene Verweisung des Romans auf die Arbeit“, als „falsche[n] Begriff“: „Läßt man diese Lehre aufkommen, so würde sie uns die Romanliteratur zum unerquicklichen Genusse verwandeln.“ Seiner Ansicht nach habe der Roman zwar die Aufgabe, „uns Menschen [zu] schildern, die dem Leben angehören, und da das Leben zum überwiegenden Theile nicht ohne Arbeit besteht, so soll man auch den Menschen des Romans ansehen, daß sie [...] in den Bedingungen unserer bürgerlichen Ordnung wurzeln“. Allerdings bedeute das im Umkehrschluss nicht, dass der „Erwerb selbst der Gegenstand des Romans zu sein“ brauche. Denn dies würde eine Auslöschung des Erzählens *per se* nach sich ziehen: „es ist gerade das Wesen des Romans, die Wochentagexistenz des Menschen gleichsam beiseite liegen zu lassen und

²³⁸ Julian Schmidt, ‚Neue Romane‘, *Die Grenzboten* 19/4 (1860), 481-492 (S. 481).

seinen Sonntag zu erörtern“, worunter Gutzkow „die Offenbarung seiner poetischen Natur, sei es im Leiden oder im Handeln“, versteht.²³⁹

In seiner Rezension zu *Soll und Haben* beanstandet Gutzkow dann konkret, dass „das deutsche Volk“ nur vorgeblich „bei der Arbeit“ aufgesucht werde: „Wir sehen uns um, was und woran in diesem Roman das deutsche Volk arbeitet“²⁴⁰ – „Wo ist hier die Arbeit? Individuelle, der Poesie und nicht der Statistik angehörende Arbeit?“²⁴¹ Der Realismus in Freytags Roman dränge dem Leser „uninteressante Alltäglichkeiten, Menschen, wie aus dem ersten besten Wohnungsanzeiger genommen, als Gegenstände der Poesie“ auf.²⁴² Schmidts auf der Realität basierende Idealvorstellung und Gutzkows an dem Ideal orientierte Wirklichkeitssicht lassen sich folglich nicht miteinander versöhnen.

Weder Gutzkows noch Freytags Positionierung erweisen sich, auf Schweitzers *Lucinde oder Capital und Arbeit* angewendet, als gültig oder sinnvoll. Zwar wird auch hier eher von der Arbeit gesprochen, als dass sie im Detail beschrieben wird, allerdings entspricht die Rede von der Arbeit nicht länger einer bürgerlichen Arbeitsmoral, sondern ist von der sozialistischen Theorie durchdrungen. Diese neue Ebene wird bereits im Teiltitel *Capital und Arbeit* evident: So wie die Wortnennung ‚Capital‘ in die Richtung von Marx’ 1867 erscheinendem *Kapital* weist, so lässt sich auch ‚Arbeit‘ in diesem analytischen Kontext und nicht in dem von Freytags Realismus lesen. Diese Neuakzentuierung betont die zeitgenössische Relevanz des Romans. Der Erzähler der Romantrilogie versucht somit, den Standpunkt eines sozialen Realismus zu definieren. Dabei bedient er sich zuweilen bei Altbekanntem

²³⁹ Karl Gutzkow, ‚Der Roman und die Arbeit‘, *Unterhaltungen am häuslichen Herd*, Bd. 3 (1855), Nr. 43, 702f. (S. 702).

²⁴⁰ Karl Gutzkow, ‚Der neue Roman‘, *Unterhaltungen am häuslichen Herd*, Bd. 3 (1855), Nr. 35 (558-560) und Nr. 36 (572-576) (Nr. 35, S. 558).

²⁴¹ Gutzkow, *Der neue Roman*, Nr. 35 (S. 559).

²⁴² Gutzkow, *Der neue Roman*, Nr. 36 (S. 576).

(bezüglich der Erzähldynamik bei der Abenteuersparte, hinsichtlich der Intrigen und Liebesverwirrungen beim Trivialroman), doch im Ganzen betrachtet schafft er etwas – wenn auch heterogenes – Neues. Die Verquickung von sentimentaler mit abenteuerlicher Handlung (sprich den politischen Ereignissen) zum Zwecke der Belehrung stellt sicherlich ein wesentliches Kennzeichen des Textes dar, auf das man ihn aber nicht reduzieren kann und sollte. Denn in *Lucinde oder Capital und Arbeit* wird die gesellschaftliche Frontstellung, die das bürgerliche Trauerspiel zur Zeit der bürgerlichen Behauptung gegen feudale Strukturen gestaltete, erneut aufgegriffen und den geänderten Rahmenbedingungen entsprechend aktualisiert. Zum einen nimmt Schweitzers Roman die Trennung der Arbeiterschaft von den Liberalen quasi vorweg, die „seit 1866 auf den Nationalstaat lossteuerten, dafür Kompromisse mit den Konservativen und den alten Eliten machten und die soziale Revolution als Lösung der sozialen, der nationalen und der demokratischen Frage endgültig ad acta legten“.²⁴³ Zum anderen legen die Mischung unterschiedlicher Genres (Epos, Drama, Roman des Nebeneinanders), die Stimmenvielfalt (Tagebuch, Lehrbuch, Erzählerbericht, Motti) und schließlich die divergenten Stilebenen (romantisch-kitschig, satirisch-parodierend, aufklärend-belehrend) Zeugnis ab von der Suche nach einer eigenen Erzählstimme. Diese narrative Polyphonie und Unausgewogenheit findet ihre Entsprechung in der außerliterarischen Gegenwart, in der die sozialdemokratischen Parteien gerade erst dabei sind, sich zu definieren und voneinander abzugrenzen.

²⁴³ Ewald Frie, *Das deutsche Kaiserreich* (Darmstadt: Wiss. Buchges., 2004), S. 100.

IV. Arbeiterliteratur der 1870er Jahre im Kalender- und Feuilletondiskurs

Nachdem mit Schweitzers *Lucinde oder Capital und Arbeit* ein sehr umfangreicher Prosatext der frühen organisierten Arbeiterbewegung analysiert worden ist, soll nun die Diskussion ausgewählter Feuilletonerzählungen und Kalendergeschichten folgen, um zu beleuchten, welche erzählerische Bandbreite diese eine Dekade später entstandenen Kurzformen aufweisen.

IV.1 Geschichtliche Szenerie

Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71 und die Pariser Kommune, laut Marx' Interpretation die erste „proletarische Revolution“, „in der die Arbeiterklasse offen anerkannt wurde als die einzige Klasse, die noch einer gesellschaftlichen Initiative fähig war“,²⁴⁴ unmittelbar daraus resultierend die Proklamation Wilhelms I. zum Deutschen Kaiser in Versailles sowie die Gründung des Deutschen Reichs 1871, der durch die Vereinigung der vormals partikularistisch organisierten Kleinstaaten angetriebene wirtschaftliche Gründerboom, der bereits 1873 einsetzende Gründerkrach, der sich an der Börse schnell zu einer ernsthaften Krise verschärfte, die Zusammenführung des ADAV und der SDAP zur Sozialistischen Arbeiter-Partei 1875 in Gotha – „eine Zäsur in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“²⁴⁵ – und die 1878 vom Reichskanzler Bismarck herbeigeführten Sozialistengesetze, die bis 1890 immer wieder verlängert werden sollten – all diese sich synergetisch beeinflussenden Ereignisse bilden den historischen Hintergrund, vor dem

²⁴⁴ Karl Marx, ‚Der Bürgerkrieg in Frankreich. Adresse des Generalraths der Internationalen Arbeiter-Association‘ (geschrieben April/Mai 1871), MEW, Bd. 17 (1962), S. 313-365 (S. 331 und 344). Der vorliegende Abdruck bezieht sich auf die letzte, von Engels besorgte Auflage in deutscher Sprache (Berlin: Vorwärts, ³1891).

²⁴⁵ Gerhard A. Ritter, *Arbeiter, Arbeiterbewegung und soziale Ideen in Deutschland. Beiträge zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts* (München: Beck, 1996), S. 183.

ausgewählte Kalendergeschichten und Feuilletonerzählungen Carl Lübecks, Robert Schweichels und August Otto-Walsters entstanden sind und ihre Bedeutung entfalten.

In seiner Abhandlung über *Sozialistische Literatur in Deutschland* hat Frank Trommler die Bedeutung der Reichsgründung für die zukünftige Ausrichtung der Sozialdemokratie hervorgehoben. Unvermindert habe die Revolution von 1848 prägenden Einfluss auf das „Selbstverständnis der deutschen Sozialisten“ ausgeübt – doch „für das Verhältnis der Sozialdemokratie zur bürgerlichen Kultur“ ist „die Gründung des Deutschen Reiches 1871 zum entscheidenden Fixpunkt“ geworden (FT 52). Bereits 1865 hatte Friedrich Engels prophezeit, dass die Arbeiterbewegung erst in einem geeinten Nationalstaat eine künftige Machtposition erlangen könnte: „Die arbeitende Klasse gebraucht zur vollen Entfaltung ihrer politischen Tätigkeit ein weit größeres Feld, als es die Einzelstaaten des heutigen zersplitterten Deutschlands darbieten.“²⁴⁶

Nicht nur die nationale Einigung, vor allem die „organisatorische Einigung“ beider sozialdemokratischer Fraktionen bildete dann „die Voraussetzung für die Selbstbehauptung der Partei in den zwölf Jahren des Sozialistengesetzes nach 1878 und für den Aufschwung der Sozialdemokratie zur größten politischen Massenbewegung des Bismarckreiches“.²⁴⁷

Der „Kampf gegen die Sozialisten“ kann als „Leitmotiv“ der „Reichsgründungsepoche“ bezeichnet werden.²⁴⁸ Spätestens mit der Verabschiedung der Sozialistengesetze 1878 zeigt sich der staatliche Kampf gegen die legal agierenden Meinungsträger der Sozialdemokratie als „offene politische Unterdrückung“ (FT 53). Nach außen war die Reichsgründung bereits

²⁴⁶ Friedrich Engels, ‚Die preußische Militärfrage und die deutsche Arbeiterpartei‘ (geschrieben Ende Januar bis 11. Februar 1865), MEW, Bd. 16 (1962), S. 37-78 (S. 66).

²⁴⁷ Ritter, *Arbeiter, Arbeiterbewegung und soziale Ideen*, S. 186.

²⁴⁸ Michael Stürmer, *Die Reichsgründung. Deutscher Nationalstaat und europäisches Gleichgewicht im Zeitalter Bismarcks* (München: dtv, 1984), S. 85.

erfolgt; um das Auseinanderdriften der unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen zu verhindern, musste nun notwendigerweise die „innere Reichsgründung“ erfolgen, wie Bismarcks Mitarbeiter Theodor Lohmann es formulierte.²⁴⁹ Intendiert war eine ‚sanfte‘, also nicht-konfrontative Einbeziehung der Arbeiterklasse durch vermittelnd-ausgleichende Sozialpolitik: gelenkte Reintegration anstelle von uneingeschränkter Emanzipation. Groh und Brandt sprechen in diesem Zusammenhang von einer „Kryptoparlamentarisierung Preußens“, die den Anhängern der Arbeiterbewegung nur vorgeblich eine politische Mitbestimmung einräumte, *de facto* „die konservative Präponderanz“ aber intensivierte.²⁵⁰ Doch letztendlich konnte dieser so geschickt inszenierte „Ingroup-Outgroup-Mechanismus – ‚staatserhaltende Kräfte‘ contra ‚sozialistische Reichsfeinde‘“ – den Erfolg der ‚vaterlandslosen Gesellen‘ bei den Reichstagswahlen 1890 nicht mindern. Zwischenzeitlich hatte sich die „Rekrutierungsbasis“ verändert: „An die Stelle des ‚Arbeiter-Gesellen‘, der noch bis Ende der 60er Jahre den Haupttyp des sozialdemokratisch organisierten Arbeiters und auch noch für weitere Jahrzehnte seine Führer stellte, war der Industriearbeiter getreten.“²⁵¹ Damit erwächst der Literatur die Aufgabe, diesen gewandelten Arbeiterexistenzen Ausdruck zu verleihen, sowohl auf inhaltlicher Ebene (indem Industriearbeiter als Protagonisten auftauchen, ihre Lebensweise, ihr Alltag geschildert werden) als auch auf produktiver Seite (indem Fabrikarbeiter selbst als Autoren tätig werden).

²⁴⁹ Theodor Lohmann und die Kampffahre der staatlichen Sozialpolitik (1871-1905), nach ungedruckten Quellen bearb. von Hans Rothfels (Berlin: Mittler, 1927), S. 38.

²⁵⁰ Dieter Groh, Peter Brandt, ‚Vaterlandslose Gesellen‘: Sozialdemokratie und Nation 1860-1990 (München: Beck, 1992), S. 23.

²⁵¹ Groh, Brandt, Vaterlandslose Gesellen, S. 28.

IV.2 Literarisches Umfeld

Auch auf dem Feld der Literatur hatte ein Umdenken eingesetzt, das weitreichende Werteverstärkungen nach sich ziehen sollte und sich besonders prägnant mittels der Klassikerrezeption veranschaulichen lässt. Nach den Feierlichkeiten zum hundertsten Geburtstag Friedrich Schillers 1859 markiert das Jahr 1867 einen weiteren Meilenstein für die literaturideologische Ausrichtung der Deutschen. Denn in diesem Jahr erfolgt die Freisprechung der Klassiker vom Urheber- und Verlagsrecht. Vor allem die einen Nationalstaat herbeisehnende Fraktion der Nationalliberalen verspricht sich von dieser Lockerung einen „Wendepunkt in der Entwicklung des Jahrhunderts“, der „dem deutschen Volke die Werke ihrer Heroen in hunderten und tausenden von Canälen zuführen wird, wo die Hand des Arbeiters nach seinem Schiller, seinem Lessing greifen wird“.²⁵² Dieser „Bildungsenthusiasmus“ verfolgt erwartungsgemäß einen Zweck: Durch „die ideelle Einigung der Nation in der Klassikerverehrung“ will man „die politische Emanzipation der Unterschichten“ aufhalten.²⁵³ Somit fungiert die „Idee des einheitlichen Nationalstaates als Integrationsleitbild“,²⁵⁴ das sowohl für die Eindämmung emanzipatorischer Bestrebungen der Arbeiterklasse als auch für die Angleichung proletarischer an bürgerliche Lebensart fruchtbar gemacht werden soll.

²⁵² [N.N.], ‚Die deutschen Classiker und der Buchhandel‘, *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel*, Jg. 1867, Nr. 221, 2370-2373 (S. 2371).

²⁵³ Bucher, *Realismus und Gründerzeit*, Bd. 1, S. 178 und S. 180f.

²⁵⁴ Werner Conze, Diether Groh, *Die Arbeiterbewegung in der nationalen Bewegung: die deutsche Sozialdemokratie vor, während und nach der Reichsgründung* (Stuttgart: Klett, 1966), S. 124.



Überzeugend verortet Bernd Peschken in seinem *Versuch einer germanistischen Ideologiekritik* den „Konvergenzpunkt von Klassikvorstellung und politischem Bewußtsein im Bismarckschen Reich“ „in der Konfliktscheu beider Vorstellungsbereiche“ und „der Abwehr alles Problematischen durch die Annahme der Harmonie als des Wesens der Klassik“.²⁵⁵ Dass die in dieser

²⁵⁵ Bernd Peschken, *Versuch einer germanistischen Ideologiekritik: Goethe, Lessing, Novalis, Tieck, Hölderlin, Heine in Wilhelm Diltheys und Julian Schmidts Vorstellungen* (Stuttgart: Metzler, 1972), S. 134.

Atmosphäre entstehende ‚Prosa der Arbeiterbewegung‘ sich mit dem Vorwurf konfrontiert sieht, lediglich ‚niedere‘ Unterhaltungsliteratur zu sein, die dem Zwang unterworfen ist, ihre Existenzberechtigung innerhalb der Literaturlandschaft ständig neu zu rechtfertigen, liegt auf der Hand. Bei dieser Positionsbestimmung muss sowohl die Abgrenzung von als auch die Nähe zu bürgerlich präfigurierten ästhetischen Maßstäben berücksichtigt werden.

Auch aus Wilhelm Liebknechts Rede ‚Wissen ist Macht – Macht ist Wissen‘ geht hervor, dass sich das Verhältnis von anerkannter bürgerlicher und im Entstehen begriffener proletarischer Literatur zutiefst ambivalent gestaltet. In diesem Vortrag nimmt der sozialdemokratische Abgeordnete „Kurs auf eine kulturelle Konfrontation“ (FT 47), wobei die Verurteilung der Bismarckschen Innenpolitik einhergeht mit der Brandmarkung der zeitgenössischen bürgerlichen Kultur. Zugespitzt klagt Liebknecht den willkürlichen Machtmissbrauch der „Wissenden und Mächtigen“ an. Es habe

noch nie eine herrschende Kaste, einen herrschenden Stand, eine herrschende Klasse gegeben, die ihr Wissen und ihre Macht zur Aufklärung, Bildung, Erziehung der Beherrschten benutzt und nicht im Gegenteil systematisch ihnen die echte Bildung, die Bildung, welche frei macht, abgeschnitten hätte.

Dieses Bildungsmonopol der Elite könne, Liebknecht zufolge, allein im politischen Kampf gebrochen werden: „Wer herrscht, will sich stark und den Beherrschten schwach machen. Und wer allgemeine Bildung will, muß deshalb gegen jede Herrschaft ankämpfen.“ (WiM 134) Allerdings habe die sozialdemokratische Partei den Bildungsinstitutionen der ‚alten Gesellschaft‘ bislang noch kein eigenes Publikationsorgan entgegensetzen, das den Bildungsauftrag ernst genommen und die arbeitende Klasse adressiert hätte. Vielmehr moniert der Politiker den akuten Mangel an anspruchsvollen Diskursen gegenüber einem Überfluss an banaler Unterhaltungsware:

Die Bücher unserer Gelehrten sind für die Massen mit sieben Siegeln versiegelt; die geistige Nahrung des Volkes ist die Tagespresse: Zeitungen sind billige Unterhaltungsblätter. Zum Unglück verhält es sich mit dieser geistigen Nahrung wie mit der körperlichen Nahrung, auf welche das Volk angewiesen ist; gleich ihr ist sie verfälscht und ungesund und dem Geist ebenso schädlich wie jene dem Körper. (WiM 148f.)

Keine einzige Zeitung habe sich seiner Ansicht nach zum Ziel gesetzt, „den Sinn der Leser zu veredeln“. Im Gegenteil würden die Zeitungsredakteure lediglich einen Zweck verfolgen: „Geld zu machen. Und das meiste Geld ist zu machen, wenn sie mit dem Strom schwimmen, den modischen Vorurteilen schmeicheln, an die Schwächen, niederen Leidenschaften und gemeinen Instinkte appellieren.“ Die Tagespresse erniedrige sich als „unsere dritte große Bildungsanstalt“ zur Komplizin von Lehranstalt und Militär: „Ein Herz und eine Seele mit ihnen, ergänzt sie deren Werk. Was in der Schule und Kaserne gelehrt wird, trägt sie ins Land, in jedes Haus, in jede Hütte“ (WiM 149). Speziell für die Presse habe der Staat einen „Ausnahmestand geschaffen, der sie an Händen und Füßen gebunden, seiner Gewalt überliefert und ihn in den Stand setzt, ihr, sobald sie Mißliebigen äußert, den Hals zuzuschnüren“ (WiM 151). Die Willkür der Zensur werde oberflächlich in das Gewand der Rechtmäßigkeit gekleidet, so dass, laut Liebknecht, den Journalisten zwangsläufig kein anderer Ausweg bleibe, als ihr Medium „zur willenlosen Handlangerin des Staats“ verkommen zu lassen: „Die wenigen Zeitungen, die sich rein halten von dem sauberen Staatsprodukt, haben Verfolgungen jeder Art zu erleiden.“ (WiM 152f.) Demzufolge sieht der Politiker für die Zukunft die maßgebliche Aufgabe sozialdemokratischer Blätter darin, auf dem angepassten journalistischen Markt ihre Unabhängigkeit zu behaupten und den Primat der regierungstreuen Geistlosigkeit zu durchbrechen. Diese polarisierende Sichtweise ist Ausdruck verhärteter Fronten und bedarf sicherlich einer Relativierung. Gleichwohl belegt

sie, dass die Aufgabe von ‚Literatur‘ kontrovers verhandelt und die zeitgenössische Diskussion zwischen nationalkonservativem und sozialdemokratischem Lager mit Vehemenz und Wortgewalt geführt wurde.²⁵⁶

Bereits in den 1860er Jahren, spätestens aber seit den 1870er Jahren übernehmen die Parteizeitschriften die Funktion öffentlicher Multiplikatoren des sozialdemokratischen Gedankenguts. Selbst wenn ursprünglich für die Verbreitung der politischen Inhalte „das gesprochene, gesungene und gespielte Wort gewiß wichtiger als das geschriebene“ war, fand allmählich eine medienstrategische Wandlung statt: Die „sozialdemokratischen Führer [maßen] auch dem gedruckten Wort bald große Bedeutung zu, das für die Kommunikation in den wachsenden Parteien unabdingbar wurde“ (FT 192).

Dementsprechend werden Parteizeitungen gegründet, die der vor 1875 noch gespaltenen Sozialdemokratie auf dem publizistischen Markt eine öffentlichkeitswirksame Stimme verschaffen sollen. Für den ADAV übernimmt diese Funktion der bereits erwähnte *Social-Demokrat. Organ des Allgemeinen Deutschen Arbeiter-Vereins*, später *Organ der social-demokratischen Partei*, mit J. B. v. Schweitzer als verantwortlichem Redakteur; die Eisenacher Fraktion gibt zunächst das von Robert Schweichel und Wilhelm Liebknecht redigierte *Demokratische Wochenblatt* (1868/69) heraus und, daran anschließend, den *Volksstaat* mit der wöchentlichen Beilage, dem *Volksstaat-Erzähler*, unter der Leitung Liebknechts. 1875 fusionieren *Social-Demokrat* und *Volksstaat* dann zum *Armen Conrad. Illustrierter Kalender für das arbeitende Volk* der SAP.

Neben diesen offiziellen Parteiorganen gibt es zudem eine Vielzahl von lokalen Zeitungen, die von sozialdemokratischen Verlegern gefördert werden,

²⁵⁶ Vertreter der Debatte auf nationalkonservativer Seite waren u.a. Glagau, *Der Colportage-Roman*; Freytag, *Für junge Novellendichter*; Heinrich von Treitschke, ‚Der Sozialismus und seine Gönner‘, *Preußische Jahrbücher* 34 (1874), 67-110; Erwin Schlieben, ‚Zur Theorie des Romans. Preisschrift‘, *Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik* 3 (1876), 334-347.

so der von Wilhelm Bracke herausgegebene *Braunschweiger Volksfreund*, der sich schnell zu einem der wichtigsten Publikationsmedien für sozialistische Erzählliteratur entwickeln wird. In diesen Zeitungen findet der Leser das Feuilleton ‚unter dem Strich‘, wo Prosatexte in serieller Folge und oftmals als exklusive Erstveröffentlichung angeboten werden.

Gewöhnlich nimmt zwar das Tagesgeschehen in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft den prominenten Platz auf der ersten Seite des *Braunschweiger Volksfreundes* ein, mit Abstechern zu geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Themen. Zuweilen werden dort aber auch künstlerische und literarische Fragestellungen verhandelt. Beispielsweise erscheint 1873 in der Ausgabe 236 eine Rezension von Philimunds Studie ‚Kunst und Sozialismus‘.²⁵⁷ Dafür wird zunächst direkt aus dem zu rezensierenden Werk zitiert: Einleitend erklärt Philimund mit einem dogmatisch determinierten „Blick in die Kulturgeschichte der Menschheit“, die Bourgeoisie sei „von jeder Kunstschöpfung zu allen Zeiten ausgeschlossen“ gewesen. Ihm zufolge fände man „Geister ersten Ranges“ „entweder im Dienste der feudalen Partei, als Aristokraten, oder von durchaus demokratischer Gesinnung, im Volke lebend, ihm entsprossen“. Die Bedeutung der „Kunstepoche unter der Bourgeoisieherrschaft“ schätzt Philimund als lediglich unterhaltende ein: „Wenn nicht mehr durch sie, werden sich künftige Generationen über sie amüsieren.“ Für die Zukunft empfiehlt er eine Neuorientierung der Kunst, die nicht länger „am Busen der Aristokratie“ gedeihen könne, da diese mittlerweile veraltete Werte vertrete, ihre gesellschaftliche Macht eingebüßt habe und daher dem künstlerischen Epigonentum geweiht sei. In seiner Schlussfolgerung wünscht der Autor eine kritische Klassikerrezeption, spricht sich jedoch gegen eine

²⁵⁷ [N.N.], ‚Kunst und Sozialismus‘, *Braunschweiger Volksfreund*, Nr. 236, 8. Oktober 1873. Alle weiteren Zitate in dem Abschnitt sind dieser Ausgabe entnommen.

fortschreitende Kunstproduktion im Banner der bürgerlichen Ideologie aus. Das künftige, das neue Wesen der Kunst kann er allerdings noch nicht konkret in Worte fassen:

Im Zeitalter Darwin's und Karl Marx's kann man sich wohl noch an den großartigen Denkmälern der vorangegangenen aristokratischen Kulturepoche laben und erfreuen [...] trotz der totalen Umwandlung unserer Anschauungsweise; aber im Geiste jener Epoche schaffen darf kein Künstler mehr, weil der Stoff erschöpft und das Interesse geradezu verloren ist.

Es wird also konstatiert, dass aktuelle Erkenntnisse in der Politik- und Naturwissenschaft ein unreflektiertes Übernehmen bürgerlicher Literatur unmöglich machen. Der Rezensent im *Braunschweiger Volksfreund* stimmt mit der Auffassung Philimunds nicht uneingeschränkt überein. Seiner Ansicht nach seien die klassischen Dichter keine Vertreter der Aristokratie, sondern gehörten zur „zweiten Klasse“, zur „Bourgeois-Epoche“. Diese Autoren der bürgerlichen Klassik hätten – eine Verteidigung der künstlerischen Leistung Schillers – Werke von großer Bedeutung geschaffen, da jene „zu einer Zeit“ erschienen, „in welcher die Bourgeoisie geschichtlich erst im Begriff stand, ihre Herrschaft anzutreten, während sie jetzt, wo wir keine großen Dichter mehr besitzen, bereits im jähen Verfall begriffen und ganz morsch und faul ist“. Die Konstellation des sich gegen die Adelherrschaft behauptenden Bürgertums vor mehr als 100 Jahren wird dergestalt mit dem aktuellen Interessenkonflikt zwischen Wirtschaftsbourgeoisie und aufstrebender Arbeiterbewegung verglichen. Dementsprechend pflichten die Redakteure in ihrer Rezension, wenn auch aus einer anderen Einschätzung Schillers heraus, der Feststellung Philimunds entschieden bei, „in der nunmehr anbrechenden Epoche, in welcher die Ideen des Sozialismus zur Herrschaft gelangt sein werden“, entwickle sich „eine neue Kunst, entsprechend den neuen Zuständen“.

In der Nummer 186 des *Braunschweiger Volksfreund* aus dem Jahr 1874 wiederum wird das Verhältnis des Arbeiters zur belletristischen Literatur in einem kulturpessimistischen Licht betrachtet. Der Verfasser des Beitrags ‚Zur Arbeiter-Literatur‘ vertritt die Ansicht, „für die Arbeiterwelt“ gebe es bislang „eben keine Literatur“. ²⁵⁸ Augenscheinlich zählt er sich selbst nicht zur Masse der Arbeiterschaft, denn wie könnte er sonst behaupten, dass der „größte Theil dessen, was uns die Klassiker hinterlassen haben“, „außerhalb des Verständnisses der Arbeiter“ liege – mit der Begründung, diese wären nicht in der Lage, „den faltigen Vorhang, hinter den die neckische Muse den Freiheitsgedanken versteckt“, zu lüften. Sein Fazit lautet daher, dass die Arbeiter „sich ihre Literatur erst bilden, wie sie sich ein Vaterland ja auch erst schaffen müssen“. Bis dieser Zustand erreicht sein wird, prophezeit der Verfasser ein zeitweiliges künstlerisches Verstummen; in politisch bewegten Phasen würden „die Musen den Lärm des Kampfes fliehen“. Doch schließlich werde die Kunst, „gelöst aus unwürdigen Banden, frei und groß das Göttliche im Menschen und in der Natur feiern“. Solange aber fordert der Verfasser von den Arbeitern Taten statt Worte: „Bis dahin aber, wo Alles wird theilnehmen können am Kultus des ewig Schönen, bis dahin mag das Praktische den Sinn des Arbeiters [!]aben und – stählen für seinen großen Kampf.“ Somit erweckt der Beitrag den Eindruck, als traue man eher konkreten Aktionen denn ‚schönen Zeilen‘ die Macht zu, eine gesellschaftliche Veränderung bzw. Verbesserung herbeizuführen. Im Jahrzehnt der Reichsgründung gibt es also durchaus kontroverse Ansichten über die Arbeiterliteratur, deren Wert und Eigenschaften, die im selben Blatt, in zeitlicher Nähe zueinander artikuliert werden.

²⁵⁸ [N.N.], ‚Zur Arbeiter-Literatur‘, *Braunschweiger Volksfreund*, Nr. 186, 11. August 1874. Die folgenden Zitate entstammen diesem Artikel.

IV.3 Zwei Feuilletonerzählungen Carl Lübecks im Vergleich

Nach diesem Exkurs zu poetologischen Überlegungen soll im Folgenden gezeigt werden, dass dieser theoretisch formulierte ‚Auftrag‘ der Kunst auch in die Praxis umgesetzt wird: Nicht zuletzt handelt es sich bei den sozialdemokratischen Zeitungen um ein Medium, in dem Texte der Erzählliteratur im Feuilleton erscheinen. Aufgrund der unterschiedlichen Konzeption der zwei Feuilletonerzählungen ‚Der Faden der Ariadne‘ und ‚Der Arme darf nicht weinen‘, beide aus der Feder Carl Lübecks, eignet sich ihre Gegenüberstellung dazu, Möglichkeiten und Grenzen von Prosatexten im Journalumfeld zu diskutieren.

Von Carl Lübecks Lebensweg sind nur einige Eckdaten überliefert. Im *Lexikon sozialistischer Literatur* umreißt Tanja Bürgel die wichtigsten Stationen im Berufsleben des Autors: 1871 arbeitet er als Redakteur des süddeutschen Wochenblatts *Der deutsche Demokrat*, in dem er sich gegen den Anschluss Elsass-Lothringens ausspricht und Partei ergreift für die Pariser Kommune. Im gleichen Jahr ist er an der Publikation der mit den Eisenachern sympathisierenden *Demokratischen Zeitung* in Berlin beteiligt. 1872 dann soll er in die Schweiz emigriert sein, „um sich mehrerer Haftstrafen wegen Preßvergehen zu entziehen“. Bürgel vergleicht die literarische Tätigkeit Lübecks und Schweichels, wenn sie hervorhebt, dass beide „zu den wenigen bürgerlich-demokratischen Prosaisten“ gehörten, „die in den 70er Jahren Erzählungen für sozialdemokratische Organe verfaßten“.²⁵⁹

²⁵⁹ Tanja Bürgel, ‚Lübeck, Carl‘, *Lexikon sozialistischer Literatur. Ihre Geschichte in Deutschland bis 1945*, hg. von Simone Barck, Silvia Schlenstedt, Tanja Bürgel, Volker Giel und Dieter Schiller (Stuttgart, Weimar: Metzler, 1994), 303.

IV.3.1 Die ‚Erzählung aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges‘: ‚Der Faden der Ariadne‘

Lübecks umfangreiche ‚Erzählung aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges‘, ‚Der Faden der Ariadne‘ erschien in serieller Form von Oktober 1874 bis August 1875 im *Volksstaat-Erzähler*,²⁶⁰ der wöchentlichen Feuilleton-Beilage des Parteiorgans der Eisenacher, dem *Volksstaat*. Die elf Kapitel sind auf insgesamt 44 Nummern verteilt.

In den vorangegangenen Ausgaben waren mit August Otto-Walsters ‚Hausgeschichte‘ ‚Allerhand Proletarier‘²⁶¹ und Otto Ruppis ‚Schlesischer Dorfgeschichte‘ ‚Eine Weberfamilie‘²⁶² zwei weitere Erzähltexte erschienen, aber auch Otto-Walsters Trauerspiel ‚Rienzi‘²⁶³ in gebundener Sprache wurde abgedruckt. Zeitgleich zeugen Passagen ‚Aus Varnhagens Tagebüchern‘ als Chronik der Romantik und des Jahrzehnts der 1848er Revolution (durchgängig in loser Folge), physiologische Studien wie ‚Die Entwicklung der Ernährungsfähigkeit des Menschen‘,²⁶⁴ Bemerkungen zum ‚Vegetarianer‘²⁶⁵ sowie kulturgeschichtliche Studien zu den ‚Niederlande[n]‘²⁶⁶ von den vielfältigen Interessensgebieten der Leser.

²⁶⁰ Carl Lübeck, ‚Der Faden der Ariadne. Erzählung aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges‘, *Volksstaat-Erzähler*, Nr. 43, Oktober 1874, bis Nr. 30, August 1875: Nr. 43, 3. Oktober 1874; Nr. 44, 10. Oktober 1874; Nr. 45, 18. Oktober 1874; Nr. 46, 25. Oktober 1874; Nr. 47, 1. November 1874; Nr. 49, 15. November; Nr. 50, 22. November 1874; Nr. 51, 29. November 1874; Nr. 52, 6. Dezember 1874; Nr. 53, 13. Dezember 1874; Nr. 54, 20. Dezember 1874; Nr. 55, 25. Dezember 1874; Nr. 56, 31. Dezember 1874; Nr. 1, 10. Januar 1875; Nr. 2, 17. Januar 1875; Nr. 3, 24. Januar 1875; Nr. 4, 31. Januar 1875; Nr. 5, 07. Februar 1875; Nr. 7, 28. Februar 1875; Nr. 10, 21. März 1875; Nr. 11, 28. März 1875; Nr. 13, 11. April 1875; Nr. 14, 18. April 1875; Nr. 15, 25. April 1875; Nr. 16, 2. Mai 1875; Nr. 17, 9. Mai 1875; Nr. 18, 16. Mai 1875; Nr. 20, 30. Mai 1875; Nr. 21, 6. Juni 1875; Nr. 22, 13. Juni 1875; Nr. 23, 20. Juni 1875; Nr. 25, 4. Juli 1875; Nr. 26, 11. Juli 1875; Nr. 28, 25. Juli 1875; Nr. 29, 1. August 1875; Nr. 30, 8. August 1875.

²⁶¹ Dezember 1873 bis April 1874.

²⁶² April bis Mai 1874.

²⁶³ August bis Dezember 1874, also zum Teil in Überschneidung mit ‚Der Faden der Ariadne‘.

²⁶⁴ Nr. 11, 28. März 1875, bis Nr. 18, 16. Mai 1875.

²⁶⁵ Nr. 19 und 20, 23. und 30. Mai 1875.

²⁶⁶ Nr. 22, 13. Juni, bis Nr. 25, 4. Juli 1875.

Die Handlung der Erzählung ‚Der Faden der Ariadne‘ spielt während des deutsch-französischen Krieges und zieht sich bis zum Fall der Pariser Kommune im Mai 1871 hin. Schauplätze sind das Vogesendorf Felsenberg, das in Elsass-Lothringen und also im umkämpften Grenzgebiet liegt, und die französische Hauptstadt. Die französische Landbevölkerung bleibt von dem Kriegsgeschehen in Paris nicht unbeeinflusst und spaltet sich in zwei Lager: in diejenigen Bauern, die die offiziellen republikanischen Truppen unterstützen, und in die Minderheit, die gewaltvolle Aktionen zunächst ablehnt und ein ‚Weltbürgertum‘ anstrebt. Letztere Gruppe wird angeführt von dem weisen Etienne, der sein Mündel Cécilie sowie ihren Freund aus Kindertagen und zukünftigen Ehemann Emil auf seiner Seite weiß. Schließlich stößt der auf dem Schlachtfeld verwundete preußische Adlige Hertenstein hinzu, der wegen seiner Liebe zu Cécilie seiner Nationalität und sozialen Herkunft abschwört. Nach einer Reihe von Verwicklungen – Emil befand sich in Deutschland in Kriegsgefangenschaft, Cécilie und Hertenstein flohen nach Belgien – ziehen sie aus unterschiedlichen Richtungen kommend nach Paris und auf die Barrikaden, um die Ziele der Kommune zu unterstützen. Ihre Bemühungen um ein auf Freiheit und Gerechtigkeit aufbauendes Zusammenleben aller Menschen bleiben allerdings – noch – zum Scheitern verurteilt.

Der Feuilletonroman als Folie

Für ein Verständnis des ‚Fadens der Ariadne‘ sind der Entstehungshintergrund des Feuilletonromans und seine narrativen Besonderheiten von Interesse. Begonnen hatte dessen Siegeszug in Paris, wo 1836 zwei Blätter, *La Presse* und *Le Siècle*, erschienen, „die eine neuartige Konzeption von ‚Tagespresse‘“ vorstellten. Die Produktion der neuen Blätter erfuhr eine „einschneidende

Verbilligung“, womit die Verleger eine „Erweiterung der Leserschaft“ erreichten.²⁶⁷ Ursprünglich also auf den französischen Zeitungsroman „auf der ersten und zweiten Seite im sog. ‚Erdgeschoß‘ (*rez-de-chaussée*)“ bezogen,²⁶⁸ findet der Begriff im weiteren Verlauf auch rege Anwendung in der deutschen Literaturkritik. So gilt aus der Retrospektive gemeinhin Georg Weerths ‚Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski‘ von 1848/49 als erster deutscher Feuilletonroman.²⁶⁹ Seit ihrem ersten Erscheinen sieht sich diese der ‚hohen Erzählliteratur‘ zuwiderlaufende Subgattung mit Vorurteilen konfrontiert, die es Norbert Bachleitner in seiner *Kleinen Geschichte des deutschen Feuilletonromans* zu relativieren gelingt.

Kritiker würden gewöhnlich „neben dem aktuellen und allgemein interessierenden Stoff“ „eine spezifische Technik der Spannungserzeugung“²⁷⁰ als Kennzeichen des Feuilletonromans hervorheben, also eine Handlung, die sich „in kurzen Wellen bewegt“.²⁷¹ Der grundsätzliche Vorwurf betreffe die „Mehrsträngigkeit der Handlung“, mit der Absicht, „die Spannung durch Hin- und Herspringen zwischen den einzelnen Handlungssträngen“ zu erhöhen und den „Leser dadurch längere Zeit im Ungewissen über das Schicksal der Figuren“ zu lassen (NB 7). Diese unablässige Repetition von Spannungsgestaltung und -lockerung wurde von Umberto Eco anschaulich als „Sinuskurvenstruktur“

²⁶⁷ Hans-Jörg Neuschäfer, Dorothee Fritz-EI Ahmad und Klaus-Peter Walter, *Der französische Feuilletonroman: die Entstehung der Serieliteratur im Medium der Tageszeitung* (Darmstadt: Wiss. Buchges., 1986), S. 29. Das Autorentrio nennt Eugène Sues 1836 veröffentlichten Roman *Les mystères de Paris* als erstes und vorausweisendes Beispiel; andere Feuilletonromane, u.a. von Alexandre Dumas und Paul Féval, folgen in schneller Frequenz (S. 31).

²⁶⁸ Neuschäfer, Fritz-Al Ahmad, Walter, *Der französische Feuilletonroman*, S. 30.

²⁶⁹ Vgl. Eke, *Literatur des Vormärz*, S. 47; Feudel, *Georg Weerth – ein sozialistischer Parteischriftsteller*, S. 106.

²⁷⁰ Norbert Bachleitner, *Kleine Geschichte des deutschen Feuilletonromans* (Tübingen: Narr, 1999), S. 7. Im Folgenden zitiert mit der Sigle ‚NB‘.

²⁷¹ Emil Dovifat, *Zeitungslehre*, Bd. 2: *Redaktion, die Sparten Verlag und Vertrieb, Wirtschaft und Technik, Sicherung der öffentlichen Ausgabe*, bearbeitet von Jürgen Wilke, 6. Aufl. (Berlin u.a.: de Gruyter, 1976), S. 92f.

beschrieben.²⁷² Zudem bemängelten die ‚Qualitätsrichter‘ am Zeitungsroman dessen Vorhersehbarkeit: „am Ende jeder Folge“ versetze man den Leser „durch einen haarsträubenden cliff-hanger in den Zustand ungeduldiger Erwartung der Auflösung des entstandenen Rätsels oder der Rettung des bedrohten Protagonisten“. Schließlich sage man den Zeitungsromanen nach, „daß ihr Umfang von vorneherein nicht feststehe, sondern nach dem Erfolg bemessen werde“ (NB 7). Quasi selbstverschuldet sei daher die Herabstufung des Feuilletonromans zum „mißratenen Anverwandten der großen Literatur“.²⁷³ Abschließend stellt Bachleitner fest: „Alle genannten Merkmale zielen darauf ab, die völlige Unterwerfung des Feuilletonromans unter den Publikumsgeschmack zu beweisen und ihn zum Inbegriff von Trivialliteratur [...] zu stempeln.“ (NB 7f.)

Bachleitner hält dagegen, indem er Elemente des Feuilletonromans zur Sprache bringt, die einer übereilten Pauschalisierung entgegenwirken. Seiner Meinung nach sei vor allem der „Publikationsort und -modus“ aussagekräftig, denn die „Tageszeitungen spezialisieren sich auf aktuelle Nachrichten, ohne gänzlich auf Unterhaltung zu verzichten“, so dass automatisch „Wechselwirkungen zwischen Nachrichten und Romanfiktion“ entstünden (NB 9f.). Um die „Eigengesetzlichkeit“ des Feuilletonromans zu belegen, beruft sich Bachleitner auf Niklas Luhmann, der neben den Zeitungen auch den Roman zu den Massenmedien zählt. Die Zeitungen widmeten sich vorrangig dem „Programmbereich“ „Nachrichten“; der Roman strebe die – in diesem Konzept wertungsneutral verstandene – „Unterhaltung“²⁷⁴ an. Folglich stellt der Feuilletonroman als Prosatext im publizistischen Medium eine Kombination aus

²⁷² Umberto Eco, ‚Eugène Sue: Sozialismus und Vertröstung‘, *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 2, Beih. 2: *Literatur für viele* (1976), 42-72 (S. 63).

²⁷³ Dovifat, *Zeitungslehre*, Bd. 2, S. 72.

²⁷⁴ Niklas Luhmann, *Die Realität der Massenmedien*, 2. Aufl. (Opladen: Westdt. Verl., 1996), S. 51f.

beiden kommunikativen Funktionen dar, ist gewissermaßen eine Frühform des ‚Infotainments‘. Aufgrund dieser Schnittmenge kann er einen wichtigen Beitrag zur Selbstbespiegelung der Gesellschaft leisten. Der Feuilletonroman entwirft eine fiktionale Parallelwelt, die der außertextlichen Realität ähnelt – ein literarischer ‚Realismus‘, der bestrebt ist, Unterschiede zwischen Text und Wirklichkeit „zu verwischen“ und somit Wiedererkennbarkeit zu erlangen. Aus diesem Blickwinkel betrachtet, erscheint die Spannungsspirale im Feuilletonroman nicht nur als redundantes, sondern auch als immer wieder neu zu variierendes Stilmittel: „Durch die eigene Erzeugung und Auflösung von Ungewißheit individualisiert sich eine erzählte Geschichte. Dadurch gibt es trotz stereotyper Wiederholung der Machart immer neues Interesse.“²⁷⁵ Demzufolge ist Serialität nicht identisch mit Einfallslosigkeit und Wiederholung des ewig Gleichen: Das „Erkennen von Vertrautem und Abweichungen“ kann auch als „Form von Intertextualität“ angesehen werden, vorausgesetzt, man lässt sich auf den besonderen Reiz dieser Textart ein. Es sei, so Bachleitner, an der Zeit, das Gewohnheitsrecht der romantischen Maximen „Originalität und Neuheit“ anzuzweifeln, sie als „Garanten eines hohen Informationsgehaltes und künstlerischen Wertes“ zu hinterfragen (NB 16) oder zumindest den aktuellen sozialpolitischen Gegebenheiten anzupassen:

Wie die politische Meinungspressen insgesamt ist der Feuilletonroman Ausdruck einer Liberalisierung der Gesellschaft, des Pluralismus der Meinungen und der Möglichkeiten der Lebensführung, negativ formuliert: Unsicherheiten statt vorgegebener Orientierungen und soziale Mobilität statt ständischer Gliederung sind sein Nährboden. (NB 15)

Ob sich diese ‚Unsicherheit‘ auch in Lübecks ‚Faden der Ariadne‘ artikuliert, soll im Folgenden geklärt werden; zumindest finden die skizzierten Strukturelemente Anwendung in der ‚Erzählung aus der Zeit des deutsch-

²⁷⁵ Luhmann, *Die Realität der Massenmedien*, S. 109.

französischen Krieges'. Ihre Komposition deutet darauf hin, dass diese Feuilletonerzählung als Fortsetzungsserie konzipiert worden ist. Nach dem *Cliffhanger*-Muster bricht der Text häufig im entscheidenden oder erregendsten Moment ab, so dass der zeitgenössische Leser seine Neugier bis zur nächsten Ausgabe zügeln musste, z.B.: „In diesem Augenblicke ertönte draußen der Ruf: ‚Cäcilie!‘, halb erstickt von einem dumpfen Schrei. Es klirrte am Fenster, ein Fall, dann tiefe Stille. Emil war bewußtlos zusammengebrochen. (Forts. folgt.)“ (FA 7, 2,1) Oder auch: „Ich kann nicht‘, rief sie endlich. ‚Ich kann Euch nicht verlassen, mit Euch will ich leben oder sterben.‘ (Forts. f.)“ (FA 28, 2,1) Diese Struktur trägt den Marktbedingungen Rechnung.

Laut Tanja Bürgel kann dieser Prosatext als exemplarisches Muster für Lübecks „Revolutionserzählungen“ gelten. Besonderes Gewicht legt sie auf die stilistische und strukturelle Nähe zu „typischen Abenteuerromanen der zeitgenössischen Feuilletonliteratur“. Als Beleg führt sie den Fokus auf „[v]erschlungene, aktionsreiche Handlungsabläufe“ an sowie „Figurenkonstellationen“, die „jeweils moralisch überlegene, charakterstarke demokratische Volkshelden mit skrupellosen, habgierigen, moralisch verkommenen und machtbesessenen Unterdrückern und deren Handlangern“ kontrastieren.²⁷⁶ Die unterschiedlichen Handlungsstränge des ‚Fadens der Ariadne‘ sind also eng miteinander verwoben, alle Personen stehen in Beziehung zueinander. Der Text arbeitet mit starken Kontrasten; der privaten Szene folgt automatisch eine öffentliche Handlung, dem französischen wird sogleich das deutsche Geschick gegenübergestellt. Diese unterschiedlichen Elemente streben in der Erzählung danach, miteinander verknüpft zu werden, um die Kohärenz der Handlung zu gewährleisten. Wirken die so zustande

²⁷⁶ ‚Lübeck, Carl‘, *Lexikon sozialistischer Literatur*, 303.

kommenden Übergänge und Zusammenführungen zuweilen erzwungen und künstlich, so entsprechen sie doch dem Verlangen nach einer unmöglichen Simultaneität der einzelnen Handlungsstränge. Als Beispiel für diese Strategie der räumlichen und zeitlichen Parallelisierung mag die Verbindung zweier Ausgaben dienen: Als Versailler Truppen Felsenberg überfallen – „An allen Ecken stand das Dorf in Flammen, als der Kampf sein Ende gefunden hatte. (Forts. folgt.)“ (FA 4, 2,1) –, schließt der Erzähler an: „Fast zur nämlichen Zeit schickten die drei Gefangenen auf der Festung [in Deutschland] sich an, ihre Flucht zur Ausführung zu bringen“ (FA 5, 1,1). Diese Technik des ‚Nebeneinander‘ fungiert hier nicht als analytischer Denkanstoß wie z.B. in Gutzkows *Ritter vom Geiste*,²⁷⁷ sondern wird als Aufbaumodell verwendet in dem Sinne, dass es Positionen entwirft, beschreibt und nebeneinander stellt ohne sie zu hinterfragen.

Bedeutung des Titels

Bereits Hartmut Vinçon hat die konstitutive Bedeutung des Titels für den Aufbau der Erzählung hervorgehoben: „Nach dem Bild des Fadens der Ariadne entwickelt sich die Geschichte“²⁷⁸ – labyrinthisch, den Leser auf Um- und Irrwege bringend, am Ende jedoch führen alle Wege nach Paris. Auch die buchstäbliche Einladung des Titels zum Verknüpfen und Fortspinnen von gedanklichen ‚Fäden‘ ist strukturell von Bedeutung. Geläufig sind heutzutage Redewendungen wie ‚der rote Faden‘ als Bezeichnung für den verbindenden Grundgedanken, die auf Goethes *Wahlverwandtschaften* zurückgeht,²⁷⁹ oder

²⁷⁷ Die analytische Qualität von Gutzkows ‚Roman des Nebeneinander‘ hat Gert Vonhoff in seiner Dissertation *Vom bürgerlichen Individuum zur sozialen Frage. Romane von Karl Gutzkow* (Frankfurt a.M.: Lang, 1994) beleuchtet, vor allem auf den Seiten 242-256.

²⁷⁸ Vinçon, *Frühe Arbeiterliteratur*, S. 209.

²⁷⁹ Dort wird „die alles verbindende Hauptidee in Otilies Tagebuch mit dem durchlaufenden roten Faden im Tauwerk der englischen Marine verglichen“. (‚Faden: roter Faden‘, *Der Duden*,

‚den Faden weiterspinnen‘ bzw. ‚den Faden nicht verlieren‘, die beide auf das Weberhandwerk verweisen.²⁸⁰ Im philosophischen Rahmen bezeichnet die Metapher gemeinhin eine Erkenntnisweise, um die Vorgänge zwischen Individuum und Umwelt Sinn stiftend zusammenzubringen: Die Interaktionstheorie besagt, dass mit der Metapher „zwei unterschiedliche Sinnbezirke miteinander verknüpft“ werden, „wodurch es zur wechselseitigen Konstitution von neuer Bedeutung kommt“. Mithilfe dieser „metaphorische[n] Neubeschreibungen“ können im ästhetischen [...] Bereich neue Weltsichten gewonnen werden“.²⁸¹ Auch im Falle von Lübecks ‚Erzählung aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges‘ kann die Titel-Metapher als bildliches Erklärungswerkzeug der Welt – wie sie sein soll – dienen. Laut Ekkehard Martens umschlingt der ‚Faden der Ariadne‘ ein „Kapitel im Kampf der Menschen um ihr schöpferisches Denken und Handeln“,²⁸² wird also als Movens der künstlerischen, produktiven Energie des Menschen aufgefasst. Außerdem kann das Spinnen als Symbol für den offenen Dialog gelten, in dem das assoziative Anknüpfen an Ideen mit der geordneten Herstellung eines sinnvollen ‚Gewebes‘ kombiniert wird. Auf übertragener Ebene steht es für die Fähigkeit des Menschen zur Selbstreflexion und zum Infragestellen der eigenen Person.

Bd. 11: *Redewendungen. Wörterbuch der deutschen Idiomatik*, 2. Aufl. [Mannheim: Duden, 2002], 204.)

²⁸⁰ „Seit alter Zeit wird das Erzählen mit dem Bereich der Textilherstellung und -bearbeitung assoziiert, wohl weil das Spinnen von Garn und das Weben Zeit zum episch breiten Darstellen von Wiedergeben von Sachverhalten boten. Auch ist das textile Endprodukt mit seinen oft bildhaften Motiven, die sich aus dem strikten Nacheinander der Verflechtung einzelner Fäden ergeben, nicht ohne offenkundige Analogie zum *Erzählfaden*, der zu einer plastischen Gegenwartssprache führt, wenn man ihn nicht *verliert*“. (‚den Faden verlieren‘, *Lexikon der Redensarten. Herkunft und Bedeutung deutscher Redewendungen*, hg. von Klaus Müller [München: Bassermann, 2005], 118).

²⁸¹ ‚Metapher‘, *Metzler-Philosophie-Lexikon: Begriffe und Definitionen*, hg. von Peter Prechtel und Franz-Peter Burkard, 2. Aufl. (Stuttgart u.a.: Metzler, 1999), 361.

²⁸² Ekkehard Martens, *Der Faden der Ariadne oder Warum alle Philosophen spinnen* (Leipzig: Reclam, 2000), S. 24.

Der Titel der Erzählung weist bereits auf die dem Text inhärente Problematik hin: Eher lässt er auf eine bourgeoise Antikenrezeption schließen denn auf eine der Arbeiterfrage verpflichtete Erzählung, die darüber hinaus ein so brisantes Thema wie die Pariser Kommune behandelt. Die Metapher vom ‚Faden der Ariadne‘ ist also dem bildungsbürgerlichen Wissen entnommen. Das sozialistische Erzählen zitiert hier episches Gut der griechischen Mythologie und versucht, durch die Um-Definierung ein eigenes künstlerisches Potenzial zu entfalten²⁸³ – eine ähnliche Funktion erfüllen die Motti in Schweitzers Romantrilogie. Kann diese Intention in Lübecks Feuilletonerzählung glaubwürdig umgesetzt und vermittelt werden?

Um Aufschluss über die zeitgenössische Deutung der Legende zu erhalten, sei ein Blick in *Dr. Vollmer's Wörterbuch der Mythologie aller Völker* von 1874 geworfen. Dort ist die Episode um Ariadne und Theseus ausführlich wiedergegeben: Ariadnes Vater Minos fordert vom König in Athen einen „schimpflichen Tribut“ für den Mord an seinem Sohn: die „Uebersendung von sieben Jungfrauen und sieben Jünglingen für den furchtbaren Minotaurus“. Ariadne verliebt sich in Theseus, der „freiwillig mit dem Tribut bringenden Schiffe nach Creta gegangen war“ und „beabsichtigte, den Minotaurus zu tödten“, um „so sein Vaterland von der schmachlichen Abgabe zu befreien“. Theseus erlegt den Minotaurus und ergreift „das einzige Mittel, um sich aus den verschlungenen Gängen des Labyrinths heraus zu finden, einen Fadenknäuel, den ihm A[riadne] gab“. Er flieht mit ihr, „allein falsche Scham h[ä]lt ihn ab, das

²⁸³ Es finden sich weitere Anspielungen auf die griechische Antike, z.B. wenn Cäcilie/Ariadne sich mit Penelope vergleicht: „Liebe ich Hertenstein denn aber nicht auch? [...] Wäre Penelope nicht auch erlegen, wenn Odysseus nicht heimgekehrt wäre? Wäre sie sich der Pflicht bewußt geblieben – nimmer! So spricht die kalte Vernunft. Nur jetzt bleibe das Bewußtsein mir wach, den geraden Weg nicht einen Augenblick zu verlassen.“ (FA 2, 2,1); Etienne: „Ja, ja, die Sklaven Griechenlands blieben nach den Perserkriegen das, was sie vordem gewesen.“ (FA 2, 1,1); „Ihr seid würdig, bei Thermopylä gegen die Barbaren zu fechten und zu sterben“, sagte [Verdelet zu Emil].“ (FA 17, 2,1); „Ein grauenhaftes Morden, das sich würdig den Sklavenmorden des Alterthums anschließt, folgte dem Fall der Commune.“ (FA 30, 2) Doch entwickeln diese Andeutungen kein eigenes Profil.

reizende Mädchen [...], ein fremdes Weib als Ehefrau nach Athen zu bringen“. Er verlässt sie und „verzweiflungsvoll macht[] sie ihrem Leben ein Ende“.²⁸⁴ Diese geschichtliche Überlieferung wird in Lübecks fiktiver Variante abgewandelt. In der Erzählung erfolgt die erste Anspielung auf den Titel relativ spät, und es ist der preußische Adlige Fritz Hertenstein, der den Motivkomplex in seiner Traumschilderung zum ersten Mal nennt:

„Ich war Theseus, Cäcilie, der mit dem Minotaurus kämpfen wollte, welcher die Blüthe des Lebens verschlang. Dichte Finsterniß umgab mich, als ich das gewaltige Gewölbe betrat und in den Irrgängen des Labyrinths das Ungeheuer aufsuchte. Bald stieß ich hier, bald dort an, doch kein Schmerz vermochte mein Vordringen zu hemmen. Ich vollbrachte das Werk und versetzte dem Ungeheuer den Todesstoß. Da erfolgte ein furchtbarer Krach, das Gewölbe erschütterte in seinen Grundlagen, Säulen sah ich zusammenbrechen und Wände niederstürzen. [...] Da erinnerte ich mich des Fadens der Ariadne, und tödtlicher Schreck lähmte meine Glieder. Ich hatte es vergessen, von Ariadne mir den rettenden Faden geben zu lassen. Vor dem Eingang harrte sie meiner. Ich wußte es. Mit dem Aufgebote aller Kraft rief ich ihren Namen, doch nur das dumpfe Echo der Hallen antwortete mir. Abermals und noch einmal rief ich. [...] Jetzt noch einmal rief ich, und das Echo übertönend erscholl ihre Antwort. Ich jubelte auf, doch banger Zweifel beschlich mich wieder. Wird sie sich allein in die schrecklichen Räume wagen, um dich zu retten? so fragte ich mich. Wenn sie dich liebt, so wahr, so heiß, wie du sie liebst, antwortete ich, dann wird sie keinen Augenblick zögern, sondern muthvoll den Eingang betreten und deine Rettung versuchen. [...] Jeder Augenblick erhöhte meine qualvolle Sorge, kalten Schweiß fühlte ich von meiner Stirne perlen. Da Cäcilie, legte Ihre Hand sich auf meine Schultern, da riefen Sie mich in's Leben zurück! [...] Seien Sie mir die Ariadne des Lebens“ (FA 2, 1,2-2,1).

Durch die Übertragung der Traumebene in die Textrealität verdoppelt sich hier das Moment der Lebensrettung: Hat Cäcilie Hertenstein bereits vom Schlachtfeld geborgen, so initiiert sie nun seine ‚wirkliche Menschwerdung‘.

²⁸⁴ (‚Ariadne‘, *Dr. Vollmer's Wörterbuch der Mythologie aller Völker*. Neu bearbeitet von Dr. W. Binder. Mit einer Einleitung in die mythologische Wissenschaft von Dr. Johannes Minckwitz, 3. Aufl. [Stuttgart: Hoffmannsche Verlagsbuchhandlung, 1874], 65).

Ariadne korreliert offensichtlich mit Cäcilie sowie Hertenstein mit Theseus, die Konstellation der verfeindeten Familien wird allerdings durch den Klassengegensatz substituiert. Im Traum wird von Cäcilie/Ariadne Aktivität erwartet, sie soll das Labyrinth betreten, wohingegen in der antiken Legende der männliche Held den Faden auslegt. In Lübecks Text wie in der Sage ist es die Frau, die den Mann vor dem sicheren Tod rettet, doch agiert Cäcilie zunächst im Dienste der allgemeinen Menschenliebe, nicht bereits aus individueller Hingabe zu einem Auserwählten. Auch die Reaktion des Geretteten hebt sich grundlegend von der mythologischen Überlieferung ab: Hertenstein verlässt seinen ‚Schutzengel‘ nicht und empfindet angesichts der *Mésalliance* keine „falsche Schaam“.²⁸⁵ Vielmehr ist er derjenige, der unermüdlich die Initiative für einen gemeinsamen Lebensweg ergreift – durch Geburt vorgegebene soziale Schranken stellen nicht länger einen Hinderungsgrund dar. Im Verlauf der Erzählung wird das Konzept vom ‚Faden der Ariadne‘ dann über verschiedene Stationen mit Inhalt gefüllt. Cäcilie interpretiert den ‚Faden der Ariadne‘ zunächst als dem Menschen innewohnende Nächstenliebe und Pflicht: „Trägt nicht jeder Mensch den Faden der Ariadne in seiner Brust?“ sagte sie stockend. „Aus jedem Labyrinth führt sicher ein Faden, die Pflicht –“ (FA 2, 2,1). Sie selbst wird als Hertensteins „Ariadne des Lebens“ zu seiner „Führerin in eine glückliche Zukunft“, zu seiner „Stütze“, mit deren Hilfe er „zu einem andern Dasein zu gelangen“ versucht (FA 2, 2,1). Der weise Bauer Etienne wiederum verknüpft die unterschiedlichen Bedeutungsebenen der mythologischen Quelle miteinander und dechiffriert sie für den Leser:

„Da irren die Menschenkinder im Labyrinth des Lebens umher, die Einen verlaufen sich in den Irrgängen der Politik, die Anderen verirren sich auf dem Gebiete der Liebe. Allen

²⁸⁵ ‚Ariadne‘, *Dr. Vollmer's Wörterbuch der Mythologie aller Völker*, 65.

ist die Erkenntnis des richtigen Weges gegeben, die Wenigsten aber finden ihn, obgleich der Faden der Ariadne so nahe bei der Hand liegt.“ (FA 10, 2,1)

Als „Wegweiser“ (FA 47, 2,1) ist er es auch, der die letztgültige Aufschlüsselung vornimmt und den ideellen Gehalt dieses „Wunderfaden[s]“ bestimmt:

„Wir haben den Faden der Ariadne gefeiert, er ist gar seltsam zusammengesetzt. Sein Anfang ist das Pflichtbewußtsein, das den Egoismus in seiner schmutzigsten Form abstreift und die Gerechtigkeit zur Leiterin dem Irrenden giebt. Das Ende des Fadens aber bildet die Liebe, die opferwillige, die hingebende für den Freund, für das Volk, für das Wohl ferner Geschlechter.“ (FA 25, 1,1-2)

Hier wird das Verhältnis von Moral (dem zwischen der öffentlichen und privaten Sphäre angesiedelten Pflichtbewusstsein), dem Öffentlich-Politischen (der Gerechtigkeit), und dem Privaten (der Liebe) ausgelotet. Pflicht und Recht kulminieren in der Liebe. Diese Deutung enthält das ‚Glaubensbekenntnis‘ des Textes und kann als Versuch gelesen werden, eine neue Mythologie aufzubauen: In der Krisensituation, in der sich die Protagonisten befinden, bemühen sie sich, ein traditionelles Mythologem neu zu definieren, mit dem Ziel, „aus dem überreichen Material, das uns zu Gebote“ steht, „den Neubau der Gesellschaft zu beginnen“ (FA 53, 2,1). Nur kurze Zeit vor der Niederlage der Kommunarden verkündet Etienne die frohe Botschaft: „Wiedergefunden in Glück und Freude hat sich Alles, und die Kraft, welche das Wunder bewirkt hat, ist die Liebe – die selbstlose!“ Seiner Meinung nach „ist der Krystallisationsprozeß vorüber, aus den irrenden und schwankenden Menschen sind klar bewußte Menschen, Charaktere geworden, wie die neue Zeit sie erfordert“ (FA 25, 1,2). Doch gelingt es dem Text, über den Aufstand der Kommune die Genese einer neuen Gesellschaft zu entwickeln, ohne in überkommene bürgerliche Strickmuster zu verfallen? Die Beschaffenheit dieser

vorgeblichen ‚Charaktere‘ gilt es für die Beantwortung dieser Frage zu überprüfen.

Kollektiver Heroismus statt bürgerlichem Individualhelden

Das Figurenpersonal in ‚Der Faden der Ariadne‘ steht in der Tradition des bürgerlichen Individualhelden, grenzt sich allerdings von dieser ab. Die Erzählung gestaltet noch keinen Kollektivhelden, sondern setzt auf eine Vervielfältigung: Eine – noch näher zu bestimmende – Gruppe unterschiedlicher Persönlichkeiten unterstützt die „Helden der Commune“ (FA 28, 1,2). Etienne, Emil, Cäcilie, Hertenstein – sie alle werden in ihrem Handeln vom Gebot der Pflicht und Menschenliebe gelenkt. Es findet also eine Umkehr der sozialen Hierarchie statt: vom bürgerlichen Einzelhelden hin zur ‚niedereren‘ Volksheldenversammlung (die allerdings auch Hertenstein einschließt), wobei der bürgerliche Tugendkatalog beibehalten, aber nicht länger als Exklusivrecht der gesellschaftlichen Elite aufgefasst, sondern nun vor allem von den Vertretern des Volkes verinnerlicht wird. Damit handelt es sich um eine didaktische Modellbildung, die den bürgerlichen Moralkodex – die Vorstellung, dass moralisches Handeln zur natürlichen Disposition des Menschen gehöre²⁸⁶ – mit einer sozialistischen Ideologie anreichert. In diesem Kontext mag ein Hinweis auf die Hegelsche Denkfigur des Abenteurers angebracht sein. Ist dessen in Hinblick auf romantische Kunst entwickeltes und auf den ‚modernen‘ bürgerlichen Weltenbummler ausgerichtetes Konzept übertragbar auf den ‚Faden der Ariadne‘? In den *Vorlesungen über die Aesthetik* konstatiert Hegel,

²⁸⁶ Diese Auffassung geht zurück auf die *moral sense*-Theorie von A.A. Cooper, Earl of Shaftesbury. In der Erzählung weisen vor allem Etienne und Cäcilie wiederholt auf die notwendige Verankerung des Pflichtgefühls in der *conditio humana* hin. Etienne: „Höher aber als das natürliche Gefühl [...] steht die Pflicht“ (FA 47, 2,1); „Wir üben Menschenpflicht nicht um Gold“ (FA 52, 1,2) – Cäcilie: „die Erfüllung einfacher Gebote der Menschenpflicht verdient keine Anerkennung. Sie ist ja selbstverständlich“ (FA 51, 2,1).

dass, anders als die Ritter zuvor, die bürgerlichen „Individuen mit ihren subjektiven Zwecken der Liebe, Ehre, Ehrsucht oder mit ihren Idealen der Weltverbesserung dieser bestehenden Ordnung und Prosa der Wirklichkeit gegenüber[stehn], die ihnen von allen Seiten Schwierigkeiten in den Weg legt“. Der Abenteurer setzte sich gegen die „für ihn ganz ungehörige[] Welt“ zur Wehr, indem er versuchte, „ein Loch in diese Ordnung der Dinge hineinzustoßen“ (VÄ II, 219). Seine Auseinandersetzungen mit „der modernen Welt“ seien „nichts weiteres als die Lehrjahre, die Erziehung des Individuums an der vorhandenen Wirklichkeit“, mit dem Ergebnis, dass „sich das Subjekt die Hörner abläuft, mit seinem Wünschen und Meinen sich in die bestehenden Verhältnisse und die Vernünftigkeit derselben hineinbildet, in die Verkettung der Welt eintritt und in ihr sich einen angemessenen Standpunkt erwirbt“ (VÄ II, 220). Das Wagnis wird also abgeschwächt und in die Systemkonformität zurücküberführt. Im ‚Faden der Ariadne‘ finden wir insofern ein ‚potenziertes Abenteuer‘, als dass das Unterfangen auf einer neuen gesellschaftlichen Stufe angesiedelt ist. Der Ausbruch aus gewohnten Bahnen ist nicht allein der Entfremdung von der bürgerlichen Gesellschaft geschuldet, vielmehr wird das Abenteuer durch das übergeordnete Ziel der Weltverbesserung motiviert. Am Ende vollzieht sich keine Hineinbildung in die Verhältnisse, sondern deren ‚Vernünftigkeit‘ wird nachhaltig in Frage gestellt. Dadurch ergibt sich ein Widerspruch: Auf der Handlungsebene findet der Austritt aus der bürgerlichen Gesellschaft statt, das theoretische Fundament der Erzählung liefert jedoch die bürgerliche idealistische Philosophie, die die persönliche Freiheit unabhängig von kapitalistischen Gesetzmäßigkeiten postuliert.

Auch hinsichtlich der Figurendisposition macht sich dieses Erbe bemerkbar. Das Konzept von Individuen als literarische Charaktere ist genuin bürgerlich

geprägt. In seiner *Hamburgischen Dramaturgie* fordert Lessing den gemischten Charakter mit Tugenden und Lastern, so dass sich der Zuschauer (in unserem Fall der Leser) mit der Figur identifizieren kann:

Die Namen von Fürsten und Helden können einem Stück Pomp und Majestät geben; aber zur Rührung tragen sie nichts bei. Das Unglück derjenigen, deren Umstände den unsrigen am nächsten kommen, muss natürlicher Weise am tiefsten in unsere Seele dringen; und wenn wir mit Königen Mitleiden haben, so haben wir es mit ihnen als Menschen, und nicht als mit Königen. [...] unsere Sympathie erfordert einen einzelnen Gegenstand, und ein Staat ist ein viel zu abstrakter Begriff für unsere Empfindungen.²⁸⁷

In Hinblick auf Lübecks Feuilletonerzählung ist der Umgang mit dem vorgegebenen Modell interessant. Die didaktische, wirkungsästhetische Ausrichtung wird aufgegriffen, indem menschliches Handeln abstrakte Begriffe wie ‚Pflicht‘, ‚Gerechtigkeit‘, ‚Freiheit‘ veranschaulichen soll. Doch wie im Folgenden zu zeigen sein wird, wirkt der Versuch, ‚gemischte Charaktere‘ zu schaffen und diese dem sozialen Umfeld der Leser anzupassen, nicht überzeugend. Durchgängig wird stattdessen ein Erzählkonzept verfolgt, das sich bei der Wiedergabe der Figurenrede mit der auktorialen Inquit-Formel begnügt. Diese Einleitung der jeweiligen direkten Rede erfolgt häufig gleichförmig und starr, weder in Bezug auf die Stellung noch auf die Ausdrucksmöglichkeiten wird variiert. Die Inquit-Formel beschränkt sich auf geläufige Verben wie ‚sagen‘, ‚rufen‘ oder ‚fragen‘. Erlebte Rede, bei der auf die Inquit-Formel verzichtet wird, findet sich nicht. Als Beispiel mag ein Wortwechsel zwischen Etienne, Augier und Emil dienen:

„Etienne!“ rief [Augier] mit zitternder Stimme. „Wache ich denn oder träume ich? [...] Ist dies Emil, ist dies Cäcilie?“ | [...] „Vater! Vater!“ rief Emil, Etienne einer Antwort

²⁸⁷ Gotthold Ephraim Lessing, ‚Hamburgische Dramaturgie‘, Gotthold Ephraim Lessing, *Werke*, hg. von Herbert G. Göpfert, Bd. 4: *Dramaturgische Schriften*, bearb. von Karl Eibl (München: Hanser, 1973), S. 229-720 (S. 294).

überhebend. | [...] „Ja, sie sind's, Augier!“ sagte jetzt Etienne, „unsere Kinder sind's –“.
(FA 24, 1,2)

Was der Erzähler nicht leistet, ist eine psychologisch-analysierende Motivierung der Figuren. Und statt innere Monologe oder erlebte Rede einzusetzen, die deren psychische Vorgänge verdeutlichen könnten, gibt der Erzähler die Gedanken der Figuren in dritter Person wieder. So im Falle Cécilies, deren widerstrebende Gefühle angesichts der nahenden Niederlage in Paris dem Leser wie folgt nahegebracht werden:

Sie kannte die Lage [...]. Eine kurze Zeit hatte sie stumm und traurig dagesessen, der Gedanke an das Aufhören eines glücklichen Daseins hat für die Jugend etwas Erstarrendes [...]. Bald aber ermannte sie sich wieder und erinnerte sich dessen, was jetzt ihre Pflicht war: sie durfte keine Traurigkeit zeigen, um nicht die schwere Sorge der Freunde zu vermehren [...]. So wurde sie selbst heiter, und nachdem sie sich einmal über ihr Handeln klar geworden, kamen auch Ruhe und Friede, welche die erfüllte Pflicht zu verleihen pflegt, über sie. (FA 26, 2,1)

Das Personal kopiert den „idealisierte[n] Bourgeois“, der „den Gesetzen der Humanität“ Folge leistet, seine „Handlungen mit den Geboten christlicher Moral“ rechtfertigt, „Partei für die Unterdrückten und Beleidigten“ ergreift und „dem Guten im Kampf mit dem Bösen zum Sieg“ verhilft.²⁸⁸ Im ‚Faden der Ariadne‘ wird diese genuin bürgerliche Idealvorstellung allerdings auf – zumeist – proletarische Protagonisten übertragen. Das Beispiel Etiennes eignet sich dazu, eine solche Kette der Idealisierung genauer zu betrachten. Sein Einsatz wird in Analogie zum Leidensweg Jesu Christi stilisiert: Auf dem „dornenvolle[n] Weg“ kämpft er für das „Wunder der Auferstehung“ (FA 53, 1,2). Der Erzähler betont das „majestätische Aussehen der Greisengestalt“ (FA 46, 2,1), wie einen alttestamentarischen Propheten; Etienne selbst bezeichnet sich als „alten

²⁸⁸ Gert Ueding, *Glanzvolles Elend, Versuch über Kitsch und Kolportage* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1973), S. 122.

Kapitän“ (FA 44, 1,1), der zu seinen Überzeugungen steht. Er sei „der starre unbewegliche Wegweiser“, der „weit in die Ferne ragt und zu dem die Fremden zurückkehren“ können (FA 47, 2,1). Darüber hinaus beherzigt er das Postulat der Nächstenliebe: „Folgt dem Gebot der Menschlichkeit. [...] Es ist Menschenpflicht, dem Unglücklichen beizustehen“ (FA 50, 2,1), und übt „Menschenpflicht nicht um Gold“ (FA 52, 1,2). Außerdem hat er wesentlich zum wirtschaftlichen Aufschwung des Dorfes und der Lebensqualität seiner Bewohner beigetragen:

Das Dorf erfreute sich eines gewissen Wohlstandes und er hätte noch größer sein können, wenn die oppositionelle Gemeinde nicht systematisch von der kaiserlichen Regierung gemäßregelt worden wäre. Die stiefmütterliche Behandlung [...] hatte Etienne durch die Einführung der genossenschaftlichen Bewirthschaftung auszugleichen versucht. [...] Die Bauern stimmten zu, und die Regierung mußte es erleben, daß das gemäßregelte Dorf vor allen anderen sich hervorthat. [...] so hatte Etienne doch so viel erreicht, daß sämtliche Ortsangehörige als Menschen leben konnten, und daß ein Jeder sein, wenn auch bescheidenes, Auskommen fand. (FA 45, 2,1)

Auch nach dem Einfall der preußischen Truppen hatte es „der kräftigen Einwirkung einer dritten Hand [...] bedurft, die Verzagten wieder aufzurichten. | Der schaffende Geist im Dorfe, der [...] neues Leben aus den Ruinen erweckt hatte, das war der alte Etienne gewesen“ (FA 53, 1,2). Zwar werden ihm diese Anstrengungen selten gedankt; so beschimpft ihn die vom Priester aufgehetzte Dorfgemeinschaft mit den Worten: „Der Preuße! Der Preuße! Der Vaterlandsverräther!“ (FA 46, 1,2), und vergisst seinen Einsatz „wie der Schiffbrüchige schnell der felsigen Stütze vergißt, der er seine Rettung verdankt“ (FA 53, 1,2). Dennoch hat das Wohl der Gesellschaft für ihn einen höheren Stellenwert als die eigene Erfüllung: „so genügte bei Etienne der Gedanke an das allgemeine Unglück, um das persönliche Leid zu mildern und ihn wieder zum Manne werden zu lassen“ (FA 50, 1,2). Verurteilt er anfangs

jegliche Gewaltanwendung und den Krieg im Besonderen,²⁸⁹ so verabschiedet er sich plötzlich von seiner „todten Philosophie“ (FA 4, 1,2) und der „weichherzige[n] Moral“ (FA 13, 1,2): „Im Nebel, welchen die Herrscher im Volke systematisch zu verbreiten gewußt, will die Freiheit diktirt werden“ (FA 13, 1,2). Nicht lange, und er wird im Paris der Kommune zum „Kriegsgott“ (FA 23, 1,2) und erlangt durch seine Führungsqualitäten Popularität: „Es sollte ein Bauer sein, welcher dort die Vertheidigung leitete, und ganz Paris spreche nur von ihm“ (FA 22, 2,1). Folglich verwandelt sich der Dorfheld in einen Nationalhelden. Doch dass ausgerechnet die Figur Etiennes, die darauf angelegt ist, ein pazifistisches Sprengen nationaler Grenzen und Weltenbürgertum zu propagieren, zum Mittel der Gewalt greift, erscheint nicht plausibel.

Fest steht zumindest, dass neben Etienne, der sich vom ‚Mann des Wortes‘ zum ‚Mann der Tat‘ entwickelt, eine weitere männliche Hauptfigur bekehrt wird: Fritz Hertenstein – wohl mit Bedacht gewählt als einziger deutscher Protagonist unter Franzosen. Hertenstein entstammt dem alten preußischen Adel und wird als Soldat zur Verteidigung des Vaterlandes gedrillt, doch die Wirklichkeit strafft seine Erziehung Lügen:

Wie poetisch hatte er sich den Krieg ausgemalt und wie entsetzlich war die Wirklichkeit geworden. Von einem glänzenden Gestirn hatte er bei Ausbruch des Krieges geträumt, von einem Heldenleben, wie es die Chronik seiner Ahnen berichtete. [...] In der Kriegsmaschine war er wie die große Menge der Standesgenossen nur ein unselbstständiges Rädchen gewesen, das arbeiten mußte, wie es die Feder gebot. (FA 51, 1,2)

Auf dem Schlachtfeld empfindet er, dass „er nur ein einfacher Mensch sei, nichts Besseres als die gemeinen Soldaten, die Kinder des Volkes“ (FA

²⁸⁹ „[H]at der Soldat erst das Kriegsgeräth in der Hand, dann dünkt er sich mehr als ein gewöhnlicher Mensch. Es regt sich in ihm das Gefühl der Ueberlegenheit, und wo kann er diese besser und wirksamer erproben, als dem Wehrlosen gegenüber?“ (FA 45, 1,1).

51, 2,1). Sein falsches Ehrgefühl wird geläutert – „Erblichen ist der Glanz der goldnen Kronen, erloschen die prunkenden Farben des Ruhms, die mir vordem das Schönste auf Erden schienen, und unwürdig des freien Mannes erscheint mit jetzt der Dienst im Gefolge des Herrschers“ – und er bekennt sich zum „Kampfe der Arbeit“ (FA 1, 1,1). Durch die Gesellschaft Etiennes und Cäcilies lernt er, dass „es im Leben noch einen höheren Adel giebt als den, welchen die Geburt verleiht“. Daher habe er „den ernsten Willen [...] erworben, ein Mensch zu sein und als Mensch zu handeln“ (FA 1, 1,2). Hertenstein repräsentiert den seine soziale Klasse Transzendierenden, womit gerade dieser Figur eine große Appellwirkung innewohnt.

Das Personal wird also funktionalisiert, ja nahezu instrumentalisiert, indem die Figuren abstrakte Begriffe wie Menschenliebe, Gerechtigkeit oder Pflicht durch ihre Gespräche und Handlungen veranschaulichen und in Zusammenhang stellen. Das Ergebnis sind schablonenhafte Figuren, keine Charaktere.

Zuweilen scheinen diese schablonenhaften Figuren zu Wandlungen fähig zu sein und sich gegen ihre Eindimensionalität zu ‚wehren‘. So Augier, dessen Preußenhass die Überhand zu gewinnen droht: „Lieber todt als Preußen! [...] Sie sollen uns kennenlernen diese Preußen, die uns mit Füßen getreten und gemißhandelt haben. [...] Rache für das theure Blut, das sie vergossen haben.“ (FA 3, 1,1) Aber schließlich kämpft er gemeinsam mit Etienne als Anführer der Landbevölkerung auf der Seite der Pariser Kommune und spricht sich für die Wahrung der Menschenrechte auch in Kriegszeiten aus: „doch besser, wir gelangen ohne Blutvergießen zum Ziele“ (FA 13, 1,2). Und Emil verzichtet zugunsten Cäcilies Glück auf seine persönliche Liebeserfüllung und widmet sich fortan der Verwirklichung des kollektiven Ziels: „schmachvoll wäre es für

mich, wollte ich zu Hause bleiben, während meine Brüder für die Rettung des Volkes streiten“ (FA 10, 2,2); „reich hat mich das Leben entschädigt, das Kleinod Menschenliebe habe ich für einen Traum eingetauscht“ (FA 18, 1,1). Allerdings sind diese Umschwünge immer durch die übergeordnete Botschaft des Texts motiviert, weshalb die didaktische Ausrichtung der Erzählung durch sie nicht geschwächt wird.

Weil die Charakterisierung der Figuren dem Erzähler so idealisiert gerät, erscheint sie dem (heutigen) Rezipienten unglaubwürdig. Die Erzählung bietet dem Leser ein camoufliertes bürgerliches Wertesystem, einen auf die soziale Umwälzung ausgerichteten Idealismus an: Keine Rückwärtsbewegung zu den Ursprüngen bürgerlicher Selbstbestimmung ist vorgesehen, sondern ein Vorwärtsschreiten in der gesellschaftlichen Demokratisierung, die alle Individuen einschließen soll. Doch diesem ‚Idealismus der Tat‘ wird letztlich das ihm inhärente Paradoxon zum Verhängnis: Ideal und Realität sind nicht kongruent. Das Reich der Freiheit und Humanität bleibt imaginiert, weil auf dem Boden der Realität die hehren Ziele – noch – nicht umgesetzt werden können. Auf diese Weise wird der Leser zum Reflektieren der tatsächlichen Lage aufgerufen.

Pariser Kommune als ‚exemplum humanitatis‘

Das Sujet, das der Autor wählt – die Ereignisse, die zur Pariser Kommune führen, und deren Niederlage gegen die Vertreter der französischen Staatsordnung –, hatte zum Entstehungszeitpunkt der Erzählung noch nichts von seiner Brisanz eingebüßt. Die konkrete historische Folie, die abgerufen wird, sowie die Wahl bekannter Persönlichkeiten aus dem politischen Leben (Bismarck, Napoleon III., Thiers) mögen bei der zeitgenössischen Leserschaft

Erinnerungen an die nur wenige Jahre zurückliegenden Kriegswirren ausgelöst haben. Der Darstellung Grohs und Brandts zufolge ist die Mehrheit der deutschen Bevölkerung, auch die sozialdemokratisch gesinnten Arbeiter, bei Kriegsausbruch 1870 der Überzeugung, „daß Deutschland sich gegen einen Angriff Napoleons zu verteidigen“, einen „Verteidigungskrieg“²⁹⁰ zu führen habe. Mit Beginn des Krieges treten Unstimmigkeiten in der deutschen Arbeiterbewegung offen zu Tage – nicht nur zwischen den Fraktionen, sondern auch innerhalb der Eisenacher Gruppe: Während die Abgeordneten Bebel und Liebnecht den „dynastische[n] Charakter“ der Ausschreitungen verurteilen, unterstützt die Mehrheit des ADAV und der SDAP die Kriegsanleihe. Engels vertritt die Auffassung, man dürfe in der Einstellung gegenüber dem Krieg „den Antibismarckismus nicht zum alleinleitenden Prinzip erheben“, denn die Bismarcksche Politik übernehme, obgleich unbeabsichtigt, „ein Stück von unserer Arbeit“ an der nationalen Einigung.²⁹¹ Marx entwickelt seine Argumentation in einem Brief an Engels wie folgt:

Siegen die Preußen, so [ist] die Zentralisation der State power nützlich der Zentralisation der deutschen Arbeiterklasse. Das deutsche Übergewicht würde ferner den Schwerpunkt der westeuropäischen Arbeiterbewegung von Frankreich nach Deutschland verlegen [...]. Ihr Übergewicht auf dem Welttheater über die französische wäre zugleich das Übergewicht unserer Theorie über die Proudhons etc.²⁹²

Und auch Friedrich Engels interpretiert einen möglichen Sieg Preußens als nachhaltige Stärkung der deutschen Arbeiterbewegung:

²⁹⁰ Groh, Brandt, *Vaterlandslose Gesellen*, S. 17.

²⁹¹ Brief von Friedrich Engels an Karl Marx in Ramsgate, 15. August 1870, MEW, Bd. 33 (1966), S. 39-42 (S. 40).

²⁹² Brief von Karl Marx an Friedrich Engels in Manchester, 20. Juli 1870, MEW, Bd. 33, S. 5ff. (S. 5).

Siegt Deutschland, so ist der französische Bonapartismus jedenfalls kaputt, der ewige Krakeel wegen der Herstellung der deutschen Einheit endlich beseitigt, die deutschen Arbeiter können sich auf ganz anders nationalem Maßstab als bisher organisieren.²⁹³

In der Historie leitet erst die Schlacht von Sedan im September 1870 ein Umdenken ein; nun lehnt die Arbeiterbewegung den Krieg einhellig als deutschen „Eroberungskrieg“²⁹⁴ ab.

Dass die Erzählung französische Bauern zu den wesentlichen Handlungsträgern macht, wird textimmanent immer wieder mit der progressiven Vergangenheit der französischen Nation gerechtfertigt. Zwar wird in der Figurenrede Etiennes auch Zweifel geäußert – „Was ist nun aus jener Saat geworden, welche wir so mühsam aus den Keimen unserer großen Revolution entwickelt?“ (FA 53, 1,2) –, denn durch den Kriegsausbruch „war der Ausgangsprozeß der großen Revolution, an dem er wacker mit gearbeitet, vielleicht um mehrere Generationen hinausgerückt“ (FA 43, 2,1). Doch letztlich schöpft er aus seinem Glauben an den historischen Fortschritt den Optimismus, dass in „unserem Volke aber [...] die Freiheit [lebt und webt], und wenn sie auch zeitweilig unterdrückt wird, erwacht es bei dem Mahnruf der Vernunft doch schnell wieder“ (FA 47, 1,1). Neben dem Vogesenbauern Etienne gibt es eine weitere Stimme, die die länderübergreifende Leistung der Großen Revolution für das Volk würdigt – den deutschen Wächter Lindenberg:

„Wenn jetzt mein Vater noch lebte [...] Früher hatte er auch auf die Franzosen, die Jakobiner und das Lumpengesindel geschimpft, das den guten König Ludwig XVI. und seine Frau geköpft. Als er aber wieder zurückkam und die Bauern in der Schenke in alter Weise zu schimpfen anfangen, da verbot er ihnen den Mund und sagte ihnen, daß sie alle Ursache hätten, die Franzosen zu achten. Wenn die nicht gewesen wären, dann säßen sie heute noch in der Leibeigenschaft und müßten Scharwerk leisten. Alle Freiheit,

²⁹³ Engels an Marx, 15. August 1870, MEW, Bd. 33, S. 39.

²⁹⁴ Groh, Brandt, *Vaterlandslose Gesellen*, S. 17. Siehe auch: Zweite Adresse des Generalrats über den Deutsch-Französischen Krieg, 9. September 1870, MEW, Bd. 17, S. 271-279.

welche sie jetzt besäßen, verdankten sie nur den Franzosen und ihrer großen Revolution und der Furcht der deutschen Landesväter vor dem Geköpftwerden.“ (FA 55, 2,1-2)

Damit wird der zuvor dargestellte Wandel von einem nationalistischen zu einem progressiven Verständnis hier eingebracht, wenn auch eher indirekt denn als historische Position.

In seinem Beitrag zur ‚Frühen Arbeiterliteratur‘ zieht Vinçon in Betracht, dass Marx’ Schrift ‚Der Bürgerkrieg in Frankreich‘ (1871) Lübeck womöglich als Inspirationsquelle für Stoff und Motive gedient haben könnte.²⁹⁵ In der Tat sind Überschneidungen im Vokabular und ein ähnlicher Verlauf der Ereignisse nicht von der Hand zu weisen. Nahezu zeitgleich zum Pariser Aufstand hatte Marx den symbolischen Gehalt der Kommune als Leuchtfeuer der internationalen Arbeiterbewegung genutzt, um die Bedeutung der erhofften Kooperation zwischen Proletariern und anderen arbeitenden Schichten wie den Bauern in ländlichen Gegenden hervorzuheben:

Die Kommune hatte vollständig recht, als sie den Bauern zurief: „Unser Sieg ist eure Hoffnung!“ Von allen den Lügen, die in Versailles ausgeheckt und von den ruhmvollen europäischen Preßzuaven weiterposaunt wurden, war eine der ungeheuerlichsten die, daß die Krautjunker der Nationalversammlung die Vertreter der französischen Bauern seien. Man denke sich nur die Liebe des französischen Bauern für die Leute, denen er, nach 1815, eine Milliarde Entschädigung zahlen mußte! In den Augen des französischen Bauern ist ja schon die bloße Existenz eines großen Grundbesitzers ein Eingriff in seine Eroberungen von 1789. (MEW, Bd. 17, 344f.)

Allein schon dieses Zitat kann als Anregung für Lübecks Erzählung gelten. Es verweist auf die Bedeutung der Großen Revolution und motiviert die Wahl von Bauern als Protagonisten, da sie ein starkes Interesse an der Entmachtung der Großgrundbesitzer haben. So bezeichnet z.B. Etienne die Gegner der

²⁹⁵ Vgl. Vinçon, *Frühe Arbeiterliteratur*, S. 209. ‚Der Bürgerkrieg in Frankreich‘ wurde zunächst im Juni 1871 in englischer Sprache als Broschüre in London veröffentlicht und erschien in deutscher Sprache in *Der Volksstaat* vom 28. und 29. Juni 1871 (vgl. MEW, Bd. 17, S. 313-365).

Kommunarden, den französischen Landadel, abschätzig als „Krautjunker“ (FA 23, 1,2).

Während aus sozialistischer Sicht die Revolution von 1789 lediglich das Bürgertum befreit hatte, sollte der Aufstand der Kommune die finale Phase bis zur Selbstbestimmung der Arbeiterklasse in einer demokratisch-sozialen Republik einleiten. Als Gegner der „simultaneously republican, revolutionary, patriotic, socialist, Parisian and international“ Kommunarden²⁹⁶ wirkten die Kräfte der Konterrevolution: Anführer des repressiven Regimes, Kirche, Monarchisten. Die Regierung Thiers' hatte sich mit den preußischen Machthabern verbündet, um das royalistische System und die herrschenden Machtverhältnisse in Frankreich aufrechtzuerhalten, weshalb die Kommunarden „the Prussians of Versailles“ als Verräter der nationalen Idee verurteilten.²⁹⁷ Der Konflikt entbrannte im tatsächlichen historischen Geschehen zwischen der revolutionären Stadt und der reaktionären Landbevölkerung – obgleich die Kommunarden Unterstützung aus den Provinzen erwarteten und begrüßten. Gerade diese Erwartungshaltung aber manifestiert sich im ‚Faden der Ariadne‘, denn Etienne, Hertenstein und Mitstreiter ziehen nach Paris und werden Mitglieder der Nationalgarde. Durch diesen gewählten Ausschnitt weicht die Erzählung von den geschichtlich dokumentierten Vorgängen ab und wirft einen interessanten Blick auf die Ereignisse rund um die Pariser Kommune: Anders als die Mehrheit macht sich die merkwürdig zusammengewürfelte Gruppe (ein preußischer Adliger und seine französische Bauersfrau, zwei alte Männer der Landbevölkerung, Emil und seine Leidensgenossen aus der Kriegsgefangenschaft, ein Student und ein Künstler)²⁹⁸ auf den Weg in die

²⁹⁶ Robert Tombs, *The Paris Commune 1871* (London u.a.: Longman, 1999), S. 122.

²⁹⁷ Tombs, *The Paris Commune 1871*, S. 119.

²⁹⁸ „Der älteste von den Gefangenen [...], ein Mann in den Fünfzigern, ist ein Maler, der requirierenden Truppen, welche seine Arbeiten beschädigten, mit einem Knüttel entgegen

Hauptstadt – gegen den Strom, überzeugt von ihrem Auftrag. Als einsame Kämpfer für die gute Sache wollen sie, „wo [sie] es können, die Menschen ermutigen, und sie durch [ihr] Beispiel kräftigen, der Katastrophe mit Entschlossenheit entgegen zu blicken“ (FA 28, 1,2). Der Erzähler führt also ein breit gefächertes Figureninventar vor: Bauern – die historisch gesehen nicht von der Bewegung in Paris überzeugt werden konnten, sich in der Erzählung jedoch den Kommunarden anschließen und für eine freie Republik kämpfen; ein preußischer Soldat adliger Abstammung – der in der Fiktion sowohl Standes- als auch Nationsgrenzen sprengt und sich zum Ideal der universellen Menschenliebe bekennt; ein Künstler – der sich dazu entschließt nicht länger die Natur nachzuahmen, sondern die Verhältnisse zu ändern. Die Tatsache, dass Bauern als Protagonisten auftreten, kann man als beispielhafte und prognostische Lesart der Kommunenergebnisse deuten: Zukünftig muss sich die städtische Arbeiterschaft, seien es die traditionellen Handwerker oder das neu sich herausbildende Fabrikproletariat, auch die Unterstützung der Landbevölkerung sichern, um Erfolg zu haben. Den Fokus auf „Vogesenbauern“ als „Vertreter der Volksmassen“ erklärt auch Münchow mit „pädagogische[n] Absichten“ (UM 265).

Die Anhänger der Pariser Kommune werden sowohl in der Figurenrede als auch im Erzählerkommentar idealisiert. So nennt Hertenstein die Anführer „ehrenhafte, makellose Männer, welche allein der Gedanke beseelt, ihrem Volke sowie der gesamten Menschheit zur Gerechtigkeit und Freiheit zu verhelfen“ (FA 14, 2,1). Der Erzähler bestätigt, dass es „die höchsten Ziele des Menschheitsstrebens waren“, die „den heldenmüthigen Vertheidigern von Paris

getreten war. [...] Ein Student ist der Jüngere. Die Preußen hatten ihn im Gefängnisse vorgefunden, in das er einer Friedensdemonstration wegen geworfen worden war. Bei seiner Vernehmung hatte er sich zu einer Bemerkung hinreißen lassen, die das monarchische System beleidigte.“ (FA 54, 2,1).

vorschwebten“ (FA 15, 1,2). Es wird betont, dass es sich nicht um eine rein proletarische Bewegung handelt, sondern dass sie einen Querschnitt der Gesellschaft abbildet:

Alles was in Paris ein Herz für die Fortentwicklung der Menschheit besaß, hatte sich der Commune angeschlossen, Frankreichs größte Gelehrte, die gefeiertsten Namen in Kunst und Wissenschaft wirkten eifrig neben dem Arbeiter in der Blouse, und ebenso begeistert wie die Meister der Wissenschaft hatte auch die studierende Jugend den Vertheidigern der Commune sich angereicht [...]. (FA 15, 2,1)

Auch diese Zusammensetzung erfüllt wiederum eine Vorbildfunktion. Selbstverständlich findet die Wiedervereinigung von Hertenstein, Cäcilie, Emil und seinen Begleitern sowie Etienne und Augier in Belleville statt; dort, wo „das wahre Herz der Bewegung“ schlägt: „die Männer, mit den schwieligen Händen und den breiten Schultern, die in Belleville und Villette wohnen, sind die eigentlichen Stützen und Träger des Aufstandes [...], die Adern im Volkskörper, welche ihn beständig frisch erhalten“ (FA 18, 1,2). Allerdings gelingt es nicht, diesen ungewöhnlichen Ausschnitt – die Gruppe unterstützt die Pariser Kommunarden – in der Figurenrede glaubwürdig und konsistent zu gestalten. Zwar blickt Hertenstein zunächst noch optimistisch in die Zukunft, wenn er bemerkt, dass das „Volk in der Provinz [...] sich noch abwartend, aber durchaus nicht feindlich gegen Paris [verhält]“ (FA 14, 2,1), doch letztendlich stößt die Bewegung auf keine Resonanz im Umland, so dass der Erzähltext und die Geschichte übereinstimmen. Der Erzähler muss auf den Plan treten, um dem Leser den Grund für das Scheitern zu erläutern: „Der furchtbare Gürtel, welchen Thiers um Paris gelegt, ist nicht mehr zu durchbrechen; die Hilfe von auswärts ist ausgeblieben“ (FA 26, 1,2). Diesem Abschluss wohnt folglich ein starker Appell inne.

Ménage à trois

Bei der Dreierkonstellation im ‚Faden der Ariadne‘ – eine Frau wird von zwei Männern geliebt und kann sich zunächst nicht zwischen beiden entscheiden – denkt der heutige Leser unwillkürlich an eine triviale Liebesgeschichte. Die in der Feuilletonerzählung entwickelte Liebeskonzeption soll allerdings dementsprechend eine Ergänzung der bürgerlich individualistischen Lebensgemeinschaft darstellen: Zum einen wird das allgemeinmenschliche Ideal nicht durch erfüllte private Zweisamkeit, sondern erst durch die sehnsüchtig erwartete Dreisamkeit erreicht. Zum anderen wird die *Mésalliance* zwischen dem Adligen Hertenstein und der Landarbeiterin Cäcilie gar nicht als solche thematisiert, weil nicht als unpassende, ‚ungleiche‘ Verbindung wahrgenommen. Ihre Beziehung bedeutet keinen Rückzug in die Zweisamkeit, sondern ein politisches Manifest. Obwohl beide die gesellschaftliche Realität als mangelhaft empfinden, flüchten sie nicht vor ebendieser Wirklichkeit. Vielmehr ist ihre Partnerschaft Ausdruck „gegen das Bestehende gerichteter kritisch-utopischer Wunschkonstruktionen“²⁹⁹ und damit eher eine ‚Flucht nach vorne‘.

Die Erzählung nimmt allerdings keine, wie es mit der Dreierkonstellation denkbar gewesen wäre, radikale Neudefinition des Zusammenlebens von Mann und Frau vor (etwa im Konzept der freien Liebe), im Gegenteil: Sie bestätigt die konservative und stereotype Rollenverteilung der Geschlechter. Zwar steht mit Cäcilie/Ariadne eine weibliche Hauptfigur im Mittelpunkt, doch wird dieses Potenzial nicht ausgeschöpft. Der Erzähler verurteilt die Prostitution sowie die wilde Ehe und spricht ein Hoch auf die Sittlichkeit aus: „Die Prostitution wurde unterdrückt, die Frauen von Paris vereinigten sich, die Sittlichkeit der weiblichen Bevölkerung, welche unter dem früheren System so entsetzlich gelitten, wieder

²⁹⁹ Ueding, *Glanzvolles Elend*, S. 60.

herzustellen. Mit der Prostitution hörte auch die ‚wilde Ehe‘ auf.“ Immerhin befürwortet er zugleich auch die „Civilehe, frei von allem pöfäffischen und bureaukratischen Einfluß“, die „jedem Bürger“ gestattet, „ohne Schwierigkeiten seiner Verbindung mit einem Weibe die gesetzliche Form zu geben“, und damit ein Außerkraftsetzen der sozialen Schranken bedeutet (FA 15, 2,1).³⁰⁰ Es wird mehrfach betont, dass sich auch Frauen an der Pariser Bewegung beteiligen:

„und das Weib erkannte, daß es noch eine höhere Bestimmung auf Erden besitze als diejenige, welche das zertrümmerte System ihm zugewiesen. Es reihte sich ein in den Kreis der Vertheidiger, es pflegte Kranke und Verwundete, es half am Bau der Vertheidigungswerke, es litt und entbehrte und wurde Priesterin der Freiheit, den Männern ein leuchtendes Vorbild.“ (FA 15, 1,2)

Dieser Aspekt der Erzählung ist allerdings eher der exemplarischen Konzeption als einem fortschrittlichen emanzipatorischen Bemühen geschuldet – *Alle* müssen an einem Strang ziehen: „Und beide Geschlechter und alle Alter umfaßte und beherrschte der allmächtige Zauber der Freiheitsidee“ (FA 15, 1,2). Jedes Geschlecht übt also seine ererbte Rolle aus: Die Männer treten als Anführer und Kämpfer auf, die Frauen als Pflegerinnen und Helferinnen. In den Spottreden des Studenten Gaston wird die Gender-Thematik aus einem unernsten Blickwinkel beleuchtet und damit kritisiert:

„Die Weiber! die Weiber! Keine besseren Arbeiter im Weinberge der Herren von Gottesgnaden giebt es als sie. Man erzieht sie nicht umsonst so fromm und erstickt so früh schon den lebendigen Geist, der sie beseelt. Das Bleigewicht am Fuße des vorwärtsstrebenden Mannes sollen sie werden.“ (FA 55, 2,1)

Zwar beschreibt Emil Cäcilie als Ausnahme von der Regel und ebenbürtige intellektuelle Partnerin: „Cäcilie ist anders geartet, Gaston, sie wird mir bis zum

³⁰⁰ Am 9. März 1874 wurde mit dem „Gesetz über die Beurkundung des Personenstandes und die Form der Eheschließung“ „in ganz Preußen die obligatorische Zivilehe eingeführt“ – gleichermaßen „eine Folge der französischen Revolution“ und „eine Schöpfung des Geistes des Kulturkampfes“ (H. C. Nipperdey, *Das deutsche Privatrecht in der Mitte des 20. Jahrhunderts: Festschrift für Heinrich Lehmann zum 80. Geburtstag*, Bd. 1, 2. Aufl. [Berlin: de Gruyter, 1965], S. 123 und 117).

höchsten aller idealer Standpunkte folgen“ (FA 55, 2,1) – die Betonung liegt auf dem ‚Folgen‘, auf der gehorsamen, passiven Eigenart der Frau. Körperlich bleibt sie den Männern unterlegen, doch ist sie nicht zur Untätigkeit verdammt. Immerhin darf sie helfen – „Sie hatte sich dem Frauenverein von Belleville angeschlossen und wirkte für die Vertheidigung und für die Reform“, mit der Einschränkung „so weit ihre Kräfte reichten“ (FA 18, 2,1) – und „zum Genius der Menschheit flehen, der Sache der Gerechtigkeit den Sieg zu verleihen“ (FA 29, 2). Doch letztlich unterstützt die direkte Figurenrede das Bild des ‚schwachen Weibes‘. Cäcilie selbst hat die paternalistisch geprägten Strukturen verinnerlicht. So bittet sie Augier um Unterstützung bei der Rettung Emils aus der Gefangenschaft, worauf er entgeistert fragt: „Handeln? Was sprichst du von Handeln?“ Ihre Schwäche selbst eingestehend entgegnet Cäcilie: „Ich weiß, im Kriege gilt das Weib nichts, und so ist vielleicht meine Kraft allein nicht ausreichend, das Werk zu vollführen“, was von Augier bekräftigt wird: „Der einzelne Mann kann eher wirken, eher auch der Gefahr entgehen.“ (FA 49, 2,1) Sie fügt sich willig in die traditionelle Rollenverteilung und lässt „es sich nicht nehmen, sich ihren lieben Gästen auch als Hausfrau zu zeigen“ (FA 25, 1,1). Klischeevorstellungen werden bestätigt, wenn Hertenstein, dem zu seinem vollkommenen Glück die „Ehre des Mannes, das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung [...] die höhere Weihe, die Erprobung des thatkräftigen Mannes im Dienste der Menschheit“ fehlen, zu Cäcilie sagt: „Ihr Frauen seid vielleicht glücklicher geartet als wir Männer. Ihr könnt aufgehen und volle Lebensbefriedigung finden in der Liebe“, und diese Behauptung ihre Zustimmung findet: „Ja, Fritz, du hast Recht, doch nur dann, wenn der Gegenstand der Liebe uns dauernd zu fesseln vermag.“ Zum Dank dafür, dass sie zu ihm aufschaut, nennt er sie „Mein liebes, gutes Weibchen“ (FA 14, 1,2-

2,1). Ihre seltenen Klagen, z.B.: „Warum hat mich die Natur nicht ausgerüstet mit der Kraft des Mannes? Warum kann ich Euch nicht folgen in den entscheidenden Kampf?“ (FA 29, 2), stellen keine ernstzunehmenden Herausforderungen an die Geschlechterordnung dar.

Die Dreiecksbeziehung zwischen Emil, Cäcilie und Hertenstein verleiht der Erzählung zumindest im Ansatz einen fortschrittlichen Charakter. Zwar wird das Dreigestirn eingeebnet und jegliche Radikalität entfernt. Das Verhältnis von Emil und Cäcilie entspricht einer geschwisterlichen Liebe, die als platonische Seelenverwandtschaft dargestellt wird – ähnlich wie in bürgerlichen Texten der Zeit:³⁰¹ „Wie Geschwister waren sie aufgewachsen und Freud' und Leid des Lebens war ihnen gemeinsam gewesen. Auf der gleichen Bahn der Erkenntnis wandelten Beide an der Hand Etiennes, und in jeder Beziehung befanden sie sich mit einander in Uebereinstimmung.“ (FA 47, 2,2) Sie sind einander versprochen und „fast unmerklich“ von dem „geschwisterlichen in das bräutliche Verhältnis“ übergetreten (FA 54, 1,2), doch dann gerät Emil in Gefangenschaft und Hertenstein durchkreuzt dessen Heiratspläne. Mit romantischen Floskeln wird die Annäherung zwischen dem preußischen Soldat und Cäcilie umschrieben:

- er war ihr so nahe getreten, daß der bloße Gedanke daran sie erschrecken ließ [...] als würde sie von einem Zauberkreise festgehalten, dem kein irdischer Fuß zu enttrinnen

³⁰¹ Z.B. in Gottfried Kellers ‚Romeo und Julia auf dem Dorfe‘: Die Kinder der anfangs befreundeten, später verfeindeten Bauern Manz und Marti, „ein Junge von sieben und ein Dirnchen von fünf, beide gesund und munter“, fahren immer „gemeinschaftlich den Vormittagsimbiß“ heran und verbringen ihre Zeit „Hand in Hand“ mit Spielen auf „dem wilden Acker“, noch ganz unbedarft: „Endlich aber sank das Mädchen ganz auf den kleinen Rechenmeister nieder, und die Kinder schliefen ein in der hellen Mittagssonne.“ Mit dem Heranwachsen wird die Beziehung komplizierter – und da stößt der Vergleich mit dem ‚Faden der Ariadne‘ bereits an seine Grenzen: „sie gingen nun nicht mehr gemeinschaftlich ins Feld, da der zehnjährige Salomon oder Sali, wie er genannt wurde, sich schon wacker auf Seite der größeren Burschen und der Männer hielt; und das braune Vrenchen, obgleich es ein feuriges Dirnchen war, mußte bereits unter der Obhut seines Geschlechts gehen, sonst wäre es von den andern als ein Bubenmädchen ausgelacht worden“. (Gottfried Keller, ‚Romeo und Julia auf dem Dorfe‘, *Kellers Werke in fünf Bänden*, Bd. 1, ausgew. und eingel. von Hans Richter [Weimar: Volkerverlag, 1963], S. 161-236 [S. 163, 162, 165, 168 und 169]).

vermag. [...] Nie hatte sie im Leben mit Emil ähnliche Empfindungen gekannt [...] Sie hatte Emil geliebt und liebte ihn noch jetzt. Wie aber sollte sie die magische Gewalt nennen, welche sie zu Fritz Hertenstein zog? (FA 54, 1,2)

Selbstlos verzichtet Emil schließlich auf Cäcilies Hand und bezeichnet sich als ihren „Bruder“ und „Freund, den nur ein Gedanke [...] beseelt“: sie „glücklich zu sehen“ (FA 10, 1,2). Doch zu ihrem vollständigen Glück fehlt Cäcilie ihr „Freund der Jugend“. Natürlich besitzt sie vor ihrem Mann „kein Geheimniß“ und spricht mit ihm über „ihr sehnlisches Verlangen, dem Freunde auch einen kleinen Antheil an dem Glück zu gestatten, das ihr beschieden“. Dieser reagiert auf ihr Geständnis nicht – wie erwartet – mit Eifersucht; vielmehr beteuert er, dass er es „neidlos“ begrüßen würde, wenn sie Emil „mit voller Innigkeit“ begegnete (FA 18, 2,1). Cäcilies „heißester Wunsch“ geht in Erfüllung: Emil findet den Weg zurück zu ihr – und „Fritz hatte es ihr gern erlaubt, ihn so lieb zu haben, wie sie nur könne und das wollte sie denn auch“ (FA 20, 1,1). Hertenstein kennt keine Konkurrenz und gibt sich generös:

„Und wie könnte ich eifersüchtig sein? Wenn auch Cäcilie noch so viel von ihrer Liebe zu mir auf Dich überträgt, dann komme ich doch niemals zu kurz [...] In dem Tempel des Glücks, den deine Hand uns errichtete, ist dir stets ein Plätzchen bewahrt geblieben und mit offenen Armen nehmen wir dich darin auf.“ (FA 20, 1,2)

Diesem Verhalten, so kitschig es auf den ersten Blick auch wirken mag, wohnt ein fortschrittlicher Aspekt inne. Die Sittlichkeit der Figuren überbietet den (sexuellen) Egoismus, also das Besitzdenken im Geschlechterverhältnis. Darin steckt ein Programm: Aufrichtige Freundschaft, ein Füreinander-Eintreten,³⁰² pure Harmonie – inmitten der Kriegswirren gestaltet die Erzählung einen zwischenmenschlichen *locus amoenus*. Dass dann auch noch Verdelet diese Idylle als „Triumph der opferwilligen Liebe“ preist, „welche muthig verzichtet,

³⁰² „Und Beide habt Ihr mich lieb, dann wird Einer auf den Andern wohl Acht geben und sein Leben hüten so wie er nur irgend vermag“ (FA 20, 1,2).

wenn das Glück des geliebten Gegenstandes es erfordert“ (FA 20, 2,1), betont den Kitsch im Dienst des Programms.

Die Dreierkonstellation ist ein idealistischer Bund, in dem das Ausleben von Sexualität ausgespart wird. Zwar gibt es Momente der Leidenschaft wie z.B. am Vorabend der Niederlage:

„Ich verlasse dich nicht“, antwortete Hertenstein, während er sie stürmisch an sich preßte. | „Auch ich werde bei dir sein Cäcilie, wenn das Gewitter losbricht“, sagte Emil. | Sie machte sich von Hertenstein los und küßte Emil's Mund und Augen. Dann zog sie Beide zum Sopha [...]. (FA 29,1)

Doch selbst jetzt besiegt die Vernunft das Körperliche und sie plaudern lieber „über die Liebe“, „wie sie in uns keimte und sich entwickelte“ (FA 29, 1). Bei so viel Einträchtigkeit ist es nicht verwunderlich, dass die drei auch ein gemeinsames Ende finden: „In der Wohnung aber lagen drei Leichen, Emil, Cäcilie und Hertenstein; wohl gleichzeitig von den Mördern ereilt und getötet.“ (FA 30, 2) Auf diese Weise bleibt der immanente Aufruf dieser Beziehung über die Textgrenze hinaus wirksam.

Kritisches Potenzial

Im Folgenden sollen Aspekte diskutiert werden, die der Erzählung ein kritisches Potenzial verleihen. Schon das *setting* ist mit Bedacht gewählt. Der geographische Raum, in dem sich in der ersten Hälfte der Erzählung die Handlung abspielt, umfasst mit Elsass-Lothringen das umkämpfte Grenzgebiet zwischen Deutschland und Frankreich. Damit eignet er sich zur Kontrastierung gegensätzlicher (politischer sowie allgemein-menschlicher) Positionen. Gleich im ersten Kapitel wird hervorgehoben, warum es sich bei dem Schauplatz um einen besonderen Ort handelt: „Die große Straße des freundlichen Vogesendorfs Felsenberg, in welcher sonst munteres Leben zu herrschen

pflegt, ist heute wie ausgestorben [...]. Der preußisch-französische Krieg ist ausgebrochen, und nur wenige Stunden vom Dorfe entfernt stehen die feindlichen Heere einander gegenüber.“ (FA 43, 1,1-2) Die Nähe der Front bedeutet für diese Erzählung nun aber gerade nicht, dass sich die Darstellung auf die nationale Konfrontation hin verengt, im Gegenteil. Gegensätzliche Interessen werden sozial, zum Teil kapitalismuskritisch, und insgesamt weiter gefasst. Zugleich lenkt der Erzähler den Blick über die Grenzen des deutschen Territoriums hinaus und das ermöglicht, wie noch zu zeigen sein wird, die Vorgänge in Deutschland von einer außenstehenden Perspektive zu kritisieren.

Oft beginnt ein neues Kapitel mit einem Bericht zum Stand der Dinge in Erzählerrede. Diese Bemerkungen sind selten wertneutral:

Der Würfel ist gerollt, und Bismarck hat das Spiel gewonnen. Aus zahllosen Wunden blutend, liegt die französische Republik, überwunden und in Ketten geschlagen, zu seinen Füßen. [...] In Frankreich aber wetzen die Geier Krallen und Schnäbel, um an dem Leichenschmause Theil zu nehmen, den Bismarck ihnen bereitet hat. Die Bourbonen, die Orleans, die Napoleoniden, die Pfaffen und Aristokraten aller Art, alle sind sie bereit, den wunden Löwen „Volk“ zu zerfleischen. (FA 11, 1,1)

Der Erzähler ergreift eindeutig Partei für seine Protagonisten auf der Seite der Kommune, wohingegen die Staatsmänner – Bismarck und Thiers – diffamierend gezeichnet werden. Anführungszeichen dienen dem Erzähler dabei als Markierung der uneigentlich gemeinten Rede. Offensichtliche Hohnreden im Anklagegestus begegnen eher als feinsinnige Ironie, so z.B. wenn „Thiers, die lauernde Spinne, nach und nach einen eisernen Ring um die Stadt“ legte und „das ‚gebildete‘ Europa, das jäh aus seiner Verdauungsruhe emporgeschreckt worden und das Ende aller Dinge gekommen wähnte, [...] zornig die Fäuste“ ballte und „nach Bismarck-Gendarmen“ schrie (FA 16, 1,1). Oder wenn der Erzähler das rücksichtslose Vorgehen der Regierungstruppen

ebenso rücksichtslos in Worte fasst: „Wie Tiger, so wütheten die Versailler in Paris [...] – Alles was ihnen in die Hände fiel und ein bescheidenes Gewand trug, Männer, Weiber und Kinder – wurde ohne Weiteres abgeschlachtet“ (FA 28, 1,2-2,1). Mehrfach belegen Textpassagen, dass die Erzählung den Optimismus der Gründerjahre nicht mitträgt und die kleindeutsche Lösung unter der Führung Preußens verurteilt wird. Beispielsweise verpflichten sich die Hauptfiguren zum ideologischen „Dienste der Volkssache“ (FA 43, 2,1) unabhängig von Nationalitäten, und sprechen sich wie Etienne gegen die Annexion Elsass-Lothringens an das Deutsche Reich aus: „Ich verlangte Lösung der brennenden gesellschaftlichen Fragen, die Abschüttelung der Kirche und Aristokratie in allen ihren Formen. Durch seine Freiheit sollte Frankreich die Provinzen wieder erobern, die ihm entrissen worden“ (FA 53, 2,1). Neben der offenen Bismarckkritik – sowohl durch den Erzähler als auch durch die Figuren – werden an vielen Stellen die Verhandlungen zwischen dem Deutschen Reich und dem Frankreich der Dritten Republik demaskiert. So erklärt das korrupte Oberhaupt der Pariser Polizei gegenüber einem kleinkriminellen Komplizen:

„es müßte Thiers all seine Schlaueit eingebüßt haben, wenn es ihm nicht gelänge, zwischen unseren Kapitalisten, die ja Frankreich bilden, und Bismarck zu vermitteln. [...] Thiers braucht zu seiner Herrschaft ein todttes Paris, und das Kapital zur Sicherung seiner Zinsen die Ausrottung der verwegenen Sozialisten. Bismarck endlich verlangt eine Regierung der anständigen Männer, eine solide Kapitalsregierung, und damit ist die Erstickung der Commune beschlossene Sache [...]“ (FA 21, 2,1)

Kurz darauf kommentiert der Erzähler die Geschehnisse: „Thiers war es gelungen, das französische Kapital und Bismarck zu gewinnen. [...] Willig hatte Bismarck seinem Freunde Thiers die Gefangenen herausgegeben; vertrauten die Kapitalisten Thiers, dann konnte er es in noch höherem Maße.“ (FA 22, 1,1)

Zuweilen werden auch die komplizierten außenpolitischen Zusammenhänge erläutert, und diese Passagen sind es, in denen die Erzählung zu einer neuen Erkenntnis beiträgt und Tiefenschärfe erlangt:

„Laßt doch die Phantasien bei Seite“, fiel [Verdelet Gaston] in's Wort. „Rußland steht mit Preußen im Bunde, es läßt den Westen sich zerfleischen und befestigt seine Stellung im Osten. Habt ihr denn nicht gelesen, daß es soeben die Frage des Schwarzen Meeres gelöst hat? Das ist ein Theil des Lohnes, den es für seine uns feindliche Neutralität vorausnimmt und in der Niederwerfung der Revolution hat es mit den Hohenzollern das gleiche Interesse.“ | „Aber England, Verdelet“, sagte Emil. | „Hofft von seiner Krämerpolitik keine Thaten, rechnet auch nicht auf die eingeschüchterten kleinen Staaten [...]. Was haben die Soldaten Bismarcks den zusammengelaufenen, disciplinlosen Haufen gegenüber zu befürchten? So wird man sich überall fragen und zu derselben Antwort gelangen, die sich auch mir aufzwängt – Nichts!“ (FA 56, 2,1)

Die Erzählung wird folglich nicht von der Euphorie der Reichsgründung getragen; nicht Bismarck als ‚Gründervater der Nation‘, sondern vielmehr seine Kontrahenten werden idealisiert dargestellt – damit aber tappt die Erzählung in die entgegengesetzte Falle und wertet ihr analytisches Potenzial nicht aus.

Auch die im Text entwickelte Einstellung zum Nationalismus birgt das Vermögen zum Hinterfragen des Status quo. Entgegen des durch die Reichsgründung befeuerten Patriotismus bricht sich hier kein einseitiger Nationalismus Bahn. Etienne stellt mit Bedauern fest, dass „an die Stelle des Freiheitsstrebens, des Gedankens der Zusammengehörigkeit der Menschen“ „der Nationalhaß getreten“ sei, „– hüben und drüben“. Die „Politik Bismarcks“ habe „nicht nur die freiheitliche Entwicklung Frankreichs, sondern auch die Europas unterbrochen“ (FA 53, 2,1). So erfährt die ‚Vaterlandsliebe‘ eine Umdeutung, indem sich die Protagonisten für ein Weltbürgertum einsetzen. Allen voran erklärt Etienne, dass er nicht „ein engbegrenztes Länder- und

Völkergebiet“ sein „Eigenthum“ nennt, sondern die „ganze Erde“ als sein „Vaterland“ bezeichnet:

„Wohl kann man sich – und ich habe es ja auch gethan – für einen Flecken Erde begeistern, wenn in seinem Boden die Freiheit ihre Wurzeln geschlagen. [...] Ja, ich gestehe es, ich habe dieses Frankreich lieb gewonnen, doch ebenso wie hier, würde ich wirken, wenn die Gewalt mich zum Preußen machen wollte. Ich würde doch immer ein Mensch bleiben.“ (FA 1, 2,1)

Als Konsequenz dieser Grenzenlosigkeit sind nationale Zugehörigkeiten nicht länger von Belang, das Ergebnis ist ein unerschütterlicher Humanismus: „Ein Preuße! ein Preuße!“ erscholl es [...]. ‚Pah, Mitleid, wer hat es gegen uns gehabt! Laßt ihn liegen!‘ ‚Ein Mensch ist es‘, sagte Cäcilie, in den Kreis tretend, mit lauter Stimme, ‚ein hilfsbedürftiger Mensch“ (FA 50, 2,1). Auch Hertenstein, ebenjener „Preuße“ und Empfänger der Menschenliebe, bekennt sich schließlich zu diesem kosmopolitischen Glauben, wenn er sich gegenüber Cäcilie als ein Mann charakterisiert, „dessen Heimath die ganze Welt ist, der für das Wohl aller Menschen hinfort wirken will“ (FA 10, 2,1). Desgleichen konstatiert der Erzähler unzweideutig, dass alle politischen und sozialen Unterschiede zwischen den Menschen im Grunde nur eingebildet und wider die ursprüngliche Ordnung seien:

Wie seltsam hatte aber auch der Tod die Menschen zusammen gewürfelt, welche noch vor wenigen Stunden als Feinde gegenüber standen! Friedlich lagen sie nun neben einander, Franzosen und Deutsche [...]. Was sie von Natur aus waren und nach dem Willen ihrer Herrscher im Leben nicht sein durften, Menschen und Brüder, Angehörige ein und derselben Erde, das waren sie jetzt geworden! (FA 50, 1,2)

Gerade diese Unzweideutigkeit des humanistischen Glaubens, diese Emphase, die für eine konkrete Aussage herhalten muss, überlagert die analytische Energie, so dass die ideologische Textbotschaft überhandnimmt.

Demgegenüber verleiht auch die Beurteilung der Presse – sowohl in der Figurenrede als auch im Erzählerkommentar – dem Text eine gewisse einsichtige Qualität. Die Kritik richtet sich zum einen auf die deutsche Berichterstattung. So bemerkt ein Soldat der Nationalgarde: „Wir sind Raubmörder, aus dem Gefängniß entsprungen, hat in den deutschen Zeitungen gestanden“ (FA 17, 1,1). Dadurch, dass nicht nur die französischen Protagonisten dem deutschen Zeitungswesen Bestechlichkeit vorwerfen, sondern mit Hertenstein auch ein Vertreter eines altherwürdigen preußischen Adelsgeschlechts die Anschuldigungen bestätigt, wird der Kritik Nachdruck verliehen.³⁰³

„Bismarck, welcher seine Presse kennt, hat Thiers den rechten Weg gewiesen. Für Geld ist in Deutschland nachgerade jede Lüge in eine Wahrheit zu verwandeln. [...] seine Blätter geben im Lügen-Conzerte den Ton an und der ganze Chorus der Presse fällt wie üblich ein, die bezahlten natürlich am lautesten. Vergessen wir nun auch nicht, daß die Presse, welche sich zur Verbreitung der Lügen hergiebt, der herrschenden Klasse angehört [...]“ (FA 15, 1,1)

Weil sich diese Äußerung Hertensteins wie eine verallgemeinernde, gehässige Polemik liest, wird die analytische Einsicht in die Verhältnisse abgeschwächt. Zum anderen wird auch das französische Informationsnetz adressiert, so gleich am Anfang der Erzählung aus der Sicht Etiennes: „Mit wenigen Ausnahmen sah er die freisinnige Presse ihren freiheitlichen Beruf verleugnen und zum Werkzeuge Derjenigen werden, welche den Krieg angezettelt.“ (FA 43, 2,1) Selbst die Polizei als Vertreter von Recht und Ordnung ist der Korruption erlegen: „Auf alle Fälle ist es somit gut, wenn Ihr hier die eifrigste Thätigkeit entfaltet und durch Thatsachen belegt, was unsere Presse der Welt erzählt, daß die Commune aus Zigeunern oder Verbrechern besteht und gewissermaßen

³⁰³ Erinnert sei an dieser Stelle an Liebknechts Verurteilung der Tagespresse in seinem Vortrag ‚Wissen ist Macht‘, in dem er auch der „schmachvollen Rolle, welche die Presse im Bismarck-Bonaparteschen Krieg gespielt“, gedenkt (WiM 153).

den Abschaum der Gesellschaft bildet.“ (FA 21, 2,1) Diesbezüglich bemerkt Tanja Bürgel, dass sich Lübecks Text in der Präsentation der ‚bürgerkriegsähnlichen‘ Zustände „konsequent und überzeugend“ gegen die „Verleumdungen der Kommune in der bürgerlichen deutschen Presse und ihrer Feuilletonliteratur“ gewendet habe (TB 177). Gegen den weitverbreiteten Zeitungsgestus verurteilt der ‚Faden der Ariadne‘ die Regierungen Deutschlands und Frankreichs sowie die wirtschaftlichen Machtverhältnisse: „der Genius der Menschheit aber verhüllte trauernd sein Haupt und klagte um Frankreichs beste Söhne, welche in Paris zur größeren Ehre Thiers, zur Sicherheit der französischen Kapitalisten und zur Beruhigung Bismarcks gemordet wurden“ (FA 30, 2). Durch diese unverhüllte Missbilligung der offiziellen Politik- und Wirtschaftslinie erhält der Text eine politische Brisanz, die wenige Jahre vor den Sozialistengesetzen noch der Zensur entgeht.

Diese in Ansätzen vorhandene Sprengkraft der Erzählung wird allerdings durch die Vermittlung jeglicher interner Spannungen kontinuierlich abgemildert. Mit allen Mitteln wird versucht, das natürliche Gleichgewicht, das zu Beginn der Geschichte als Kennzeichen des Zusammenlebens genannt wird, wiederherzustellen: „Es herrscht tiefer Friede in der großen Natur und harmonisch ist Alles, was dem Auge sich bietet.“ (FA 43, 1,2) Das Gattungsmerkmal der narrativen Hast tritt deutlich zu Tage, der Faden wird „deutlich erkennbar von Fortsetzung zu Fortsetzung weitergesponnen“ (UM 264). Sind die Kapiteleinheiten zunächst noch recht kurz gehalten, nimmt das zehnte Kapitel dann an Länge zu und das elfte – der *Showdown* – trägt als einziges eine Überschrift: „Unter dem Banner der Commune“ (FA 15, 1,2). Dieser Wechsel in der Sequentierung des Textes ist zum Teil sicherlich der Zusammenführung der unterschiedlichen Erzählstränge mit ihrem jeweiligen

Figureninventar geschuldet, doch gibt das allein noch keine überzeugende Erklärung ab. Schließlich hatte sich die Bühne bereits mehrfach geleert,³⁰⁴ um sich anschließend aufs Neue mit Akteuren zu füllen,³⁰⁵ die im nächsten ‚Aufzug‘ wieder ‚abgehen‘ und zu neuen Bewährungsproben aufbrechen usw.³⁰⁶

Am Ende sind, obwohl – oder gerade weil – die Mission gescheitert ist, alle potenziellen Widersprüche aufgelöst und die Fronten geklärt. Der Erzähler lässt durch sein Fazit keinen Zweifel an der ‚Moral von der Geschichte‘. Der belehrende Impetus wird noch dadurch verstärkt, dass selbst der Student Gaston, der hartnäckigste Spötter und Zweifler – „Thorheit! Weichherzigkeit!“ (FA 16, 2,1); „Geht mir mit Eurer Menschenliebe – Gerechtigkeit ist meine Losung“ (FA 18, 1,1) – sich schließlich zur selbstlosen Liebe bekennt:

„Nein, Emil, ich zweifle nicht mehr [...] und ich will einmal ehrlich sein und dir sagen, daß ich schon lange nicht mehr zweifle. Auch ich habe erkannt [...], daß es etwas Höheres als die Gerechtigkeit giebt. [...] Ich gehöre Euch ganz und mache Anspruch darauf, hinfort un s e r Gaston genannt zu werden.“ (FA 25, 1,2)

Natürlich erläutert der Erzähler an anderer Stelle die Beweggründe Gastons ausführlich, so dass dessen etwas ‚alberne‘ Figurenrede wieder ins Ernsthaft-Didaktische überführt wird:

Hertensteins Uebersiedelung nach Paris, seine aufopfernde und dabei so bescheidene Thätigkeit für eine Sache, die ihn nicht direkt berührte, Cäcilien Liebe zu Hertenstein und Emil, Hertensteins ungekünstelte Freude darüber und Emils genügsames Glück [...] – Alles dies hatte auf ihn [Gaston] einen mächtigen Eindruck gemacht. (FA 22, 1,2)

Letztlich wird der Versuch, eine positive Gegenwelt aufzubauen, der Erzählung zum Verhängnis, weil sie bestrebt ist, alle – zwischenmenschlichen, politischen

³⁰⁴ Z.B. in Felsenberg nach dem Überfall der Versailler, als Etienne mit Cäcilie, Hertenstein und dem wahnsinnig gewordenen Christoph alleine zurückbleibt: „Ich wünschte, auch mich senkte man endlich in die Gruft.“ (FA 54, 1,1).

³⁰⁵ Plötzlich treffen Emil und Gaston bei dem „Todtengräber“ Etienne ein (FA 6, 1,2).

³⁰⁶ Cäcilie und Hertenstein flüchten nach Brüssel, Emil und Gaston machen sich direkt auf den Weg nach Paris und Etienne „war nur noch allein im Hause“ (FA 10, 2,2).

– Gegensätze auszugleichen. Allzu oft driftet der aufbauende Entwurf in klischeebeladene Positionen ab.

Dialektik

Jene Passagen, in denen der Maler Verdelet und der Student Gaston über Sinn und Grenzen der Kunst diskutieren, können möglicherweise Aufschluss geben über die dem Text innewohnende Dialektik. Die Feuilletonerzählung, die durch das Publikationsumfeld und den Titel als ‚schöne Literatur‘ ausgewiesen wird und damit zur Kunst im weiteren Sinne zählt, nennt im Wettstreit zwischen Natur und Kunst eine eindeutige Siegerin: „Eine große und gewaltige Künstlerin die Göttin des Lebens! Wie stümperhaft dagegen doch unsere Pinsel!“ (FA 56, 1,1) In der Figurenrede Verdelets werden bekannte kunsttheoretische Topoi abgerufen, wie die Verpflichtung (bzw. Verurteilung) des Künstlers zur mimetischen Widerspiegelung, die daraus resultierende Konkurrenz zwischen Original und Nachahmung sowie die Unmöglichkeit ihrer Deckungsgleichheit. Verdelet verklärt die kriegerische Gegenwart, wenn er die „Fülle von Poesie“ beschreibt, die ihm „aus jeder Figur entgegen[strömt]“, und „auf’s neue beschämte den nicht stolzen Künstler die große Mutter Natur, die allgewaltige Künstlerin, deren Bilder voll Licht und Leben sind, wie sie kein Maler der Welt zu schaffen vermag“ (FA 17, 2,1). Wie in dem im *Braunschweiger Volksfreund* erschienenen Aufsatz ‚Zur Arbeiter-Literatur‘ lautet die Botschaft, dass „die Musen den Lärm des Kampfes fliehen“.³⁰⁷ „im Lärm des Kampfes feiert die Kunst“, doch „dem wahren Künstler fehlt es nie an Arbeit“ (FA 17, 1,2). Laut Gaston sei es in „unserer verteufelt ernsten Zeit“ „mit aller Poesie und allen Träumen vorbei“, in Krisenzeiten gelte es „zu handeln, prosaisch mit aller nur

³⁰⁷ *Braunschweiger Volksfreund*, Nr. 186, 11. August 1874.

denkbaren Nüchternheit zu handeln“ (FA 17, 1,2-2,1). Dementsprechend deutet auch Verdelet sein künstlerisches Schaffen um: „Die zeitgemäße und nützlichste aller Künste hab ich mir erwählt. In einer Munitions-Fabrik betreibe ich die Kunst des Pulvermachens und Kugelgießens, und ich sage Euch, ich erfreue mich eines größeren Talents darin, als ich jemals im Pinsel besessen.“ Auch er wirkt nun in die Gesellschaft hinein, und wird dafür vom Studenten Gaston gelobt: „Es lebe die Kunst, die so trefflicher Entwicklung fähig ist“ (FA 17, 1,2). Diese selbstreflexiven Äußerungen veranschaulichen das Paradoxon der Erzählung: Auf der einen Seite beansprucht sie für sich den Status einer literarischen, sprich künstlerischen Bearbeitung historischer Ereignisse. Auf der anderen Seite werden ästhetische Gesichtspunkte dem nach außen gerichteten Zweck untergeordnet, nämlich ein Publikum zu erreichen, das vom fiktiven Figurenpersonal für den Ernstfall lernen kann und soll. Dass Verdelet sich von seinem romantischen Natur- und Kunstverständnis verabschiedet, seine auf die Bedürfnisse der kriegerischen Zeit ausgerichtete Umschulung sogar begrüßt und seine Begabung als Waffenschmied größer einschätzt denn als bildender Künstler, betont die appellative Botschaft des Textes. Diese Wirkung wurde auch von den ostdeutschen Literaturwissenschaftlern Gysi, Leiter des Aufbau Verlags, und Thalheim, Herausgeber der *Weimarer Beiträge*, hervorgehoben. Ihnen zufolge habe die Erzählung „die Unerschütterlichkeit der zeitgenössischen Zustände an einem geschichtlichen Beispiel“ in Frage gestellt, das Bewusstsein dafür geschärft, dass die nahende „Krise“ „durch eine sozialistische Umgestaltung gelöst werden müsse“ und damit „stark zur Revolutionierung der Arbeiterklasse beigetragen“.³⁰⁸ Diese Einschätzung der DDR-Germanistik zieht die Erzählung

³⁰⁸ *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Bd. 8, hg. von

also als Beleg dafür heran, dass eine Kontinuität von der sozialistischen Weltanschauung bis hin zur Erreichung einer sozialistischen Gesellschaft besteht.

Fazit: Erkenntnis mit Einschränkung

Bei dem ‚Faden der Ariadne‘ handelt es sich also um eine dem vorgegebenen Format entsprechende Feuilletonerzählung, welche die Schemata – Figurenkonstellation, Liebesgeschichte, Spannungssteigerung, Abenteuer, didaktische Aufbereitung, Parteilichkeit – bedient. Für Tanja Bürgel bleibt die Erzählung eines der „bedeutendsten Zeugnisse der Prosaliteratur“, „die die deutsche Arbeiterbewegung in jenen Jahren publizierte“ (TB 177). Allerdings bleibt Bürgels Auslegung, die sich darauf stützt, dass nicht „die Einsicht in soziale Widersprüche, sondern moralische Motive“ die „Helden in ihren Kampf um eine von sozialer Not befreite Welt“ antreiben,³⁰⁹ zu ungenau. Zwar werden brisante Themen, wie sie zum Zeitpunkt der Veröffentlichung die politische Debatte polarisieren – der Deutsch-Französische Krieg, die Frage nach Verteidigungs- oder Eroberungskrieg, die umstrittene Annexion Elsass-Lothringens, die Auswirkungen der französischen Niederlage auf die deutsche Wirtschaft und Gesellschaft –, aufgegriffen. Doch obwohl in dem Text die „Erlösung der unterdrückten Volksklassen“ als „Ausgangspunkt alles politischen Strebens“ (FA 56, 1,2) betrachtet wird, verhandelt er die „Volkssache“ (FA 43, 2,1) auf einem allgemeineren und abstrakteren, eben einem moralischen Niveau. 1874, zum Entstehungszeitpunkt, wäre eine auf den Dualismus von Kapital und Arbeit heruntergebrochene Untersuchung der ökonomischen Entwicklung noch an der Vorfront der Erkenntnis gewesen,

Klaus Gysi und Hans Günther Thalheim (Berlin: Volk & Wissen, 1961), S. 767.

³⁰⁹ ‚Lübeck, Carl‘, *Lexikon sozialistischer Literatur*, 303.

wohingegen sich der philanthropische Humanismus mit seinem Hoch auf Allgemeinmenschlichkeit, Liebe und Disziplin auf eine sehr viel frühere bürgerliche Utopie beruft. Demnach bietet die Erzählung dem Leser eher einen ‚sozialen Idealismus‘ als einen ‚sozialen Realismus‘ an.

IV.3.2 Die ‚Erzählung aus der Neuzeit‘: ‚Der Arme darf nicht weinen‘

Ganz anders als ‚Der Faden der Ariadne‘ liest sich Lübecks ‚Erzählung aus der Neuzeit‘ ‚Der Arme darf nicht weinen‘.³¹⁰ Sie erschien im Juni und Juli 1876 im *Braunschweiger Volksfreund* ‚unter‘m Strich‘, der die Berichterstattung vom Feuilleton trennt.³¹¹ ‚Der Arme darf nicht weinen‘ beschwört nicht die griechische Mythologie herauf, vielmehr lässt der Titel keine Zweifel über das soziale Sujet aufkommen. Der indirekte Imperativ weist darauf hin, dass dem Leser im Folgenden eine belehrende Parabel präsentiert wird. Mit den ersten Sätzen verdeutlicht der Erzähler, dass die in der Feuilletongeschichte geschilderten Vorgänge exemplarischen Charakter haben:

Es ist die Zeit vor dem ‚großen Krach‘, in der unsere kleine Erzählung spielt und eine Hauptstadt ist ihr Schauplatz. Mit dem ‚großen Krach‘ hat unsere Geschichte das Eigenthümliche gemein, daß sie überall passiren kann; so ist es wohl gleichgiltig, in welchem Lande die Hauptstadt zu suchen ist. (Adnw 150, 1)

Auch wenn der Erzähler für seine Geschichte universelle Gültigkeit beansprucht und ihre Verortung absichtlich im unkonkreten Raum schweben lässt, erwartet

³¹⁰ Carl Lübeck, ‚Der Arme darf nicht weinen. Erzählung aus der Neuzeit‘, *Braunschweiger Volksfreund*, Nr. 150, 29. Juni 1876; Nr. 151, 30. Juni 1876; Nr. 154, 4. Juli 1876; Nr. 155, 5. Juli 1876; Nr. 156, 6. Juli 1876; Nr. 157, 7. Juli 1876; Nr. 160, 11. Juli 1876. Im Folgenden zitiert mit der Sigle ‚Adnw‘, Nr. und Spalte.

³¹¹ In den lediglich sieben Nummern, in denen die Erzählung veröffentlicht wird, widmen sich die Leitartikel internationalen Themen wie z.B. dem 100sten Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung Amerikas (‚Der 4. Juli 1776‘, Nr. 156), wirtschaftlichen Aspekten, z.B. ‚Sind die Aufsichtsräthe der Aktien-Gesellschaften Betrüger?‘ (Nr. 150) oder Berichten mit Lokalbezug wie ‚Das Braunschweiger Walzwerk‘ (Nr. 151). Zeitgleich wird der Novelle ‚Die letzten Walzer eines Wahnsinnigen‘ von August Otto-Walster mehr Platz eingeräumt in einer separaten, sonntags erscheinenden Feuilletonbeilage.

den Leser eine Sozialstudie und Analyse der kapitalistischen Gesellschaft im Deutschen Reich um die Zeit des Gründerkrachs 1873.

Kontrasttechnik: Figureninventar und Erzählhaltung

Zunächst führt der *Pluralis Auctoris* den Leser in die höchste Etage eines Mietshauses – dieser topographische Aufstieg korreliert bekannter Weise mit sozialem Abstieg, leben doch in den Stockwerken über der Beletage zunehmend ärmere Schichten. Nach der präsentischen Schilderung des spärlichen Interieurs lenkt das Erzähler-Wir die Aufmerksamkeit auf die weibliche Hauptfigur als Repräsentantin der gesamten Arbeiterschaft: „Hier wohnt Margarethe Schindler, von der wir erzählen wollen, Seidenweberin bei dem reichen Fabrikanten Albrecht Freudenreich“ (Adnw 150, 1). Auf die sprechende Nennung des Kapitalisten, der nicht nur „reich“ an „Freuden“, sondern auch an materiellen Gütern ist, folgt in Kontrasttechnik die Einführung der „Frauengestalt“, „welche vor dem Bette auf den Knien liegt und das abgehärmte Gesicht mit den weinenden Augen in die Kissen presst“: „das ist Margarethe“ (Adnw 150, 1). Indem der Erzähler eine bildliche Sprache verwendet, engt er den Fokus von generalisierenden Überlegungen auf das individuelle Schicksal der Protagonistin ein: „Dichter ist im Allgemeinen der Himmel der Armen immer bewölkt, ein trostloses Grau, das selten ein freundlicher Sonnenstrahl durchbricht! Auch der Himmel, der sich über Margarethe wölbt, ist finster und ist es fast immer gewesen.“ (Adnw 150, 1-2) Es schließt sich ein Rückblick in ihre Kindheit an, die in extremen Negativbildern gezeichnet wird: „Eine endlose Kette von Leiden bildete die Geschichte ihrer Jugend“, „[k]ein poetischer Hauch verklärte die schönsten Jahre des Lebens, nur traurige Erinnerungen, Bilder“ (Adnw 150, 2). Doch eben

dieses Gefangensein Margarethes in der ‚Prosa der Verhältnisse‘ veranlasst den Erzähler dazu, ihr Leben im prosaischen Medium zu behandeln: Ihr Schicksal, obwohl am Ende der Erzählung kein „ungewöhnliches“ (Adnw 160, 2) genannt, wird zum literaturwürdigen Sujet aufgewertet. Gerade das Unspektakuläre ihres Lebensweges verdient die Aufmerksamkeit des Erzählers und entwickelt letztlich eine Brisanz. Die kurze Erzählung verzichtet auf die Darstellung eines idealisierten Höhenflugs zugunsten einer Konzentration auf das kleine, begrenzte soziale Milieu. Dem Leser wird – anders als im ‚Faden der Ariadne‘ – kein Abenteuer geboten, sondern lediglich ein Schauplatz, der in zwei konträre Lebensbereiche, in Arm und Reich, aufgespalten ist. Demzufolge lässt sich die Handlung weniger als eine spannungsvolle Auf- und Ab-Kurve denn als kontinuierliche Abwärtsspirale Margarethes bzw. berufliche sowie sexuelle Erfolgsgeschichte Albrecht Freudenreichs beschreiben. Aus einer mitleidigen, weil wissenden Perspektive konstatiert der Erzähler die soziale Prädeterminiertheit, der die Protagonistin von Geburt an machtlos ausgeliefert ist: „Sie wußte nicht, die Arme, daß die Leidenskette der Armuth von der Wiege bis zum Grabe reicht.“ (Adnw 150, 2) Die tragende Funktion, die die Grenzüberschreitung zwischen den unterschiedlichen sozialen Lagern im ‚Faden der Ariadne‘ erfüllt, findet sich nicht in ‚Der Arme darf nicht weinen‘: Diese Erzählung lebt von der konsequenten Grenzziehung, die durchgehalten wird, ohne auf Vermittlung zu verweisen:

Sie mußte arbeiten von Früh bis spät und tief in die Nacht hinein und blieb doch arm und elend, während Albrecht Freudenreich ohne Mühe und Anstrengung von allen Zöllen, die er von den Kindern des Elends erhob, der reiche Freudenreich wurde. (Adnw 150, 2)

Die ungerechte Verteilung von Kapital und Arbeit wird also durch den Fabrikanten und Margarethe als Vertreter dieser wirtschaftlichen Gegenüber illustriert.

Parteilichkeit und Anklage

Offenkundig ergreift der Erzähler Partei für Margarethe und ihren Lebensgefährten, denen die finanziellen Mittel für eine Heirat fehlen: „Die wahre Liebe aber bedarf keiner gesetzlichen Form, sie kettet die Menschen fester aneinander als Staat und Kirche zu thun vermögen.“ (Adnw 150, 3) Explizit wird die Frontstellung zwischen öffentlicher, systemkonformer Meinung und der Erzählerhaltung auch in folgendem Satz: „Wilde Ehe, nannte die Gesellschaft ihr Verhältnis! treue, hingebende, opferwillige, dürfen wir sie bezeichnen.“ (Adnw 150, 3) Dass Sexualität so offen zur Sprache gebracht wird, ist etwas Besonderes, behelfen sich doch viele zeitgenössische bürgerliche Texte mit Leerstellen, metaphorischen Umschreibungen oder schlicht Verzicht, wie z.B. in Wilhelm Raabes 1873 verfasster, 1885 veröffentlichter Erzählung *Zum wilden Mann*,³¹² oder auch in Theodor Storms *Aquis submersus* von 1876.³¹³ Eine liberal-fortschrittliche Auffassung von dem Zusammenleben der Geschlechter bricht sich hier Bahn – anders als im ‚Faden der Ariadne‘, in dem Cäcilie und Hertenstein am Abend vor ihrer Flucht in die belgische Illegalität noch rasch die Ringe tauschen, um zumindest im ‚Hafen der Ehe‘ Sicherheit zu finden. Offen wird die staatliche Willkür gegenüber der niederen Volksklasse angeklagt; das Einzelinteresse wird dem nationalen Interesse untergeordnet: „Da rührten die

³¹² „Das Haus stand; aber die Braut, die junge Frau sollte nicht einziehen. Sie starb an dem Tage, auf welchen die Hochzeit festgesetzt war, und an ihrer Stelle habe ich meinem armen Bruder die Wirtschaft geführt, diese dreißig Jahre hindurch, dieses Menschenalter [...] | ‚Und wir haben unsere Tage in der Stille doch gut verlebt‘, sagte der Apotheker Zum wilden Mann wehmütig lächelnd. ‚Wir sind in Frieden grau geworden, und der Sturm, der vor dem Fenster vorbeibraust, kümmert uns wenig mehr.“ (Wilhelm Raabe, ‚Zum wilden Mann‘, *Wilhelm Raabe, Sämtliche Werke*, Bd. 11, bearb. von Gerhart Mayer und Hans Butzmann [Freiburg i. Br.: Klemm, 1956], S. 159-256, [S. 198]).

³¹³ Der Maler Johannes und sein Modell, die adlige Katharina, verlieben sich ineinander: „Es war nun endlich sicher, ganz sicher; aber mit unserem Plaudern war es mit einem Male schier zu Ende. Katharina hatte den Kopf zurückgelehnt; nur unser beider Herzen hörte ich klopfen. – ‚Soll ich nun gehen, Katharina?‘ sprach ich endlich. | Aber die jungen Arme zogen mich stumm zu ihrem Mund empor, und ich ging nicht.“ Das ‚Geheimnis‘ dieser Leerstelle wird dem Leser im weiteren Verlauf offenbart. Katharina wurde an einen Prediger verheiratet, der ihr uneheliches Kind als eigenes angenommen hat: „Er hat das Amt dafür bekommen“, sagte sie, „und dein Kind den ehrlichen Namen.“ | – ‚Mein Kind, Katharina?‘ | ‚Und fühltest du das nicht?‘“ (Theodor Storm, *Aquis submersus. Novelle* [Stuttgart: Reclam, 2003], S. 46 und 74).

Minister die Kriegstrommel und der ‚Schlamm‘, um den sich Niemand kümmert, wurde in bunte Jacken gesteckt, um das Vaterland zu retten“ (Adnw 150, 3). Nachdem ihr Partner im Krieg gefallen ist, wird das ‚unmoralische‘ Verhalten der Protagonistin sanktioniert. Die anaphorische Reihung „Niemand kümmerte sich um seine Wittwe, Niemand zahlte ihr Pension, Niemand erbarmte sich seines Kindes“ (Adnw 150, 3) betont die soziale Ausgrenzung Margarethes. In den Augen der Öffentlichkeit ist sie „nichts weiter als eine Dirne“ und „Gesindel“ (Adnw 150, 3). Dabei setzt der Erzähler die Anführungszeichen als Kennzeichnung uneigentlicher Rede oder fremder Meinungen ein.

Die Ausschließlichkeit, mit der sich die Hauptfigur dem gemeinsamen Sohn Josef zuwendet, wird vom Erzähler detailliert umschrieben: „Es bildete ihre einzige Freude, ihr einziges Glück auf Erden. Alle Hoffnungen, alle Rechte, die man ihr vorenthalten, übertrug sie auf ihr Kind. Ihm allein lebte sie, ihm wandte sie zu, was sie erarbeitete“ (Adnw 151, 1). Der anschließende Erzählerkommentar stellt das persönliche Schicksal Margarethes in einen größeren Rahmen: „Die Kinder, bei denen Hunger und Kummer die Pathen sind, die werden selten alt.“ (Adnw 151, 1) Mithilfe von rhetorischen Fragen wird die Unausweichlichkeit des Schicksals der Protagonistin heraufbeschworen: „Fühlte nicht Margarethe selbst an ihrem Leben den Todeswurm nagen?“ (Adnw 151, 1); „Giebt es keinen Gott, keine Gerechtigkeit in der Welt?“ stöhnte sie. „Giebt es keine Barmherzigkeit auf Erden?“ (Adnw 151, 2) Noch erfüllen diese Fragen in der Figurenrede die Funktion, die später – in der Literatur im Allgemeinen – der Innere Monolog übernehmen wird. Der Erzähler beantwortet die Verzweiflung seiner Hauptfigur direkt im Anschluss mit einer Absage an die Glaubensinstanz: „Millionen Menschen sind mit einem Fluch aus dem Leben geschieden [...]; kein Gott hat sich um ihren Fluch bekümmert, weil es keinen

Gott gibt, der ihn erhören konnte.“ (Adnw 151, 2) Einen Hinweis auf eine gewisse Bildung Margarethes, nämlich auf ihre Lesefähigkeit, gibt der Erzähler, wenn er an ihrer statt fragt: „Was hatte sie doch neulich gelesen? – – Man hatte todkranken Personen frisch gesundes Blut von anderen, gesunden Menschen zugeführt und sie hatten weiter gelebt.“ (Adnw 151, 2) Während die Mutter den letzten Ausweg zur Rettung ihres kranken Kindes in solch einer kostspieligen Bluttransfusion sieht, erhält der Leser durch einen scharfen, kontrastierenden Schnitt Einblick in das Leben des Fabrikanten:

Es war eine schrecklich lange, bange Nacht, voll entsetzlicher Qualen, die Margarethe an sich vorüberziehen sah. – Wie anders ist doch die Nacht im Hause Albrecht Freudenreich's! Er ist fürstlicher Kommerzienrath und Ritter eines hohen Ordens geworden, und in den reichgeschmückten Sälen seines Hauses feiert man geräuschvoll das freudige Ereignis. (Adnw 151, 3)

Ein Querschnitt der auserlesenen Gesellschaft wird vorgeführt: „Industrie und Handel“, „die Börse“, „Gelehrte und Künstler“, „Vertreter der Presse, des Beamtenthums“, „Größen des Theaters“ und nicht zuletzt die „Damenwelt“ (Adnw 151, 3) sind versammelt. Deren Verschwendungssucht schildert der Erzähler in sarkastischen Tönen: „Man staunt das große Transparent an, das sich am Eingang des Saales befindet und in Flammschrift die Worte trägt: ‚Die Arbeit ist die Quelle des Wohlstandes.‘ [...] Man findet das Leben so schön, so wunderschön und lacht und jubelt.“ (Adnw 154, 1) Ironische Distanz kennzeichnet das Verhältnis von Erzählerrede zum Dialog seiner wirtschaftsbürgerlichen Figuren: „Ein Bild des Entzückens!“ ruft der dickleibige Handelsminister aus, der gleichfalls das Fest mit seiner Anwesenheit beehrt hat [...]. ‚Fürwahr ein Bild des Entzückens, diese heitere Gesellschaft! herrliche Entwicklung doch, die unser Land gewonnen hat!‘“ (Adnw 154, 1) Die Figur des Ministers beurteilt die vom Erzähler als eigentliche Realität erkannte Lage also

falsch; der Text macht im weiteren Verlauf immer wieder auf die Ungerechtigkeiten der Zwei-Klassengesellschaft aufmerksam und straft damit die ‚herrliche Entwicklung‘ Lügen. Im Vergleich mit dem Text ‚Der Faden der Ariadne‘, in dem vor allem Vertreter der Politik durch ironische Erzählerkommentare demaskiert werden, adressiert die Ironie hier ausschließlich das Wirtschaftsbürgertum. ‚Der Arme darf nicht weinen‘ reduziert den verhandelten Konflikt auf die elementare Bipolarität von Kapital und Arbeit,³¹⁴ doch diese Beschränkung bedeutet eine Erkenntnisfokussierung. Der Handelsminister, von den anderen Figuren als „prächtiger Mann“ und „feiner Kopf“ (Adnw 154, 3) gelobt, wird durch die Feder des Erzählers zur Karikatur. Indem die Ansprache des Ministers in indirekter Rede wiedergegeben wird, lässt der Erzähler dessen Worte unglaubwürdig erscheinen und straft ihn Lügen: „Ein unendlicher Schaffensdrang erfülle den Staat wie nie zuvor. Wie Pilze so entstiegen in unglaublicher Menge die gemeinnützigen Unternehmungen dem Boden. Mit Riesenschritten näherte man sich dem goldenen Zeitalter allgemeiner Glückseligkeit.“ (Adnw 154, 2) Dadurch, dass die Vertreter der Wirtschaftsbourgeoisie in der Figurenrede sozialdemokratische Bestrebungen als „Ueberhandnehmen unruhiger Köpfe“ (Adnw 154, 2) verurteilen, hebt der Erzähler seinen eigenen abweichenden Standpunkt hervor.

Der anschließende Tauschhandel – (körperliche) Liebe gegen Kleid – zwischen dem Fabrikanten und der Sängerin Therese Wildermuth³¹⁵ veranschaulicht die Amoralität beider, die jegliches Pflicht- und Wertgefühl

³¹⁴ Damit steht die Erzählung in gewissem Sinne in der Nachfolge der Novellen Ernst Dronkes, Zeitgenosse Georg Weerths und wie dieser Mitarbeiter in der von Marx und Engels herausgegebenen *Neuen Rheinischen Zeitung*. Eigenen Aussagen zufolge komme es in seinen Erzählungen „nur auf wahre, ungeschmückte Auffassung der heutigen Gegensätze des Lebens“ an (E. D., ‚Vorwort‘, *Aus dem Volk*. Von Ernst Dronke [Frankfurt a.M.: Lit. Anst. Rütten, 1846], S. Vf. [S. VI], z.B. ‚Reich und Arm‘, S. 1-154).

³¹⁵ Auch hier erhält der Text, wie im Falle Freudenreichs, durch den Einsatz eines sprechenden Namens einen plakativen Zug.

verloren haben und selbst den Kern menschlicher Individualität als Teil der Warenwelt begreifen: „Für mein Leben gern hätte ich solchen Stoff! ‚Sie könnten es billiger haben, Thereschen‘, sagte er leise.“ (Adnw 155, 1,1) Im Erzählerplural wird dieser Warentausch mit folgenden Worten kommentiert: „Für welchen Preis er der Sängerin das Seidenzeug verkaufte, das können wir nicht sagen. Niemand hat den Verhandlungen [...] beigewohnt. Genug, der Stoff wurde verkauft. Käuferin und Verkäufer schienen gleich sehr mit dem Geschäfte zufrieden zu sein“ (Adnw 155, 1,2). Der Text veranschaulicht dann die schwerwiegenden Auswirkungen dieser Transaktion auf die Arbeiterin Margarethe, die das Produkt herstellen muss: „Was? ist der Balg noch immer am Leben?‘ rief der Kommerzienrath erzürnt aus, ‚aber sie ist doch gesund, da kann sie ja arbeiten, und die Arbeit muß fertig werden – unter allen Umständen!“ (Adnw 155, 1,3) Aufgrund der Erkrankung ihres Kindes erscheint Margarethe verspätet bei der Arbeit – und kann den Kommerzienrath, der bereits gedroht hatte, „sie soll kommen, sofort kommen, sonst ist sie am längsten in meiner Fabrik gewesen!“ (Adnw 156, 1-2), vorerst besänftigen. Mittels ihrer Tätigkeit, dem Weben von Textilien, wird zugleich das Usurpieren einer besseren Zukunft veranschaulicht: „Sie hatte die Seide enthüllt, es war ein vorzügliches Gewebe. Wie oft hatte sie, wenn sie es unter den Händen gehabt, von ihrem Kinde geträumt und herrliche Luftschlösser für dasselbe gebaut. Jeder Faden fast konnte von ihm erzählen.“ (Adnw 156, 2) Im Kontrast zu diesen immateriellen Gedankenfäden ist für den Fabrikanten nur das konkrete Arbeitsprodukt von Belang. Seine herablassenden Worte belegen erneut die Rangordnung, in der allein die Hände der Arbeitskraft zählen, nicht aber deren Persönlichkeit:

Der Tropfen aber rollte unaufhaltsam über die Wangen und – wehe – sie fielen auf die Seide, die ihn rasch und gierig aufzog. [...] „Ist das Frauenzimmer verrückt!“ schrie er, am

ganzen Leibe zitternd. „Mir mit ihren Krokodillstränen die Seide zu verderben [...]. Ist sie verrückt, ist sie denn um allen Verstand gekommen? Mit ihrem ganzen Lohn kann sie den Schaden nicht gut machen!“ (Adnw 156, 3)

Die Vermeidung der direkten Anrede unterstreicht eine Tendenz zur Verdinglichung der Belegschaft.

Prognostik: Der selbstbewusste Arbeiter

In dieser Situation wird Margarethe von dem Werkführer Werner und dem Maschinisten Peters, die bei der festlichen Gala ihres Arbeitgebers aushelfen, verteidigt. Die beiden Arbeiter haben „rauhe bärtige doch intelligente Gesichter“ (Adnw 155, 1,3) und fassen die gesellschaftliche Dichotomie explizit in Worte: „das ist die Kehrseite der Medaille. Hier feiern sie das goldene Zeitalter, bei uns stirbt und verdirbt man, und kein Teufel kümmert sich darum!“ (Adnw 155, 2,1)

Diese Kontrasttechnik wird fortgesetzt, wenn Peters die soziale Ungerechtigkeit beklagt: „Das Herz preßt sich Einem zusammen, wenn man die Verschwendung hier sieht und an das jammervolle Dasein denkt, das solch ein armes Weib führen muß.“ (Adnw 155, 2,1) Werner prognostiziert eine sich vollziehende, weil notwendige Änderung der Verhältnisse in der Zukunft: „Aber der Krug geht so lange zum Brunnen bis er bricht! Es wird doch einmal Licht werden in den Köpfen und dann wird dieses Unrecht schon ein Ende finden.“ (Adnw 155, 2,1) Indem die beiden Arbeiter die Auffassung von Margarethes Doktor wiedergeben, beschreitet der Text einen konventionellen Weg, denn der Arzt tritt in seiner Eigenschaft als Natur- und Menschenwissenschaftler oft als unparteilicher Analytiker auf.³¹⁶ Darüber hinaus handelt es sich abermals um

³¹⁶ Marcel Reich-Ranicki formuliert es folgendermaßen: „In der zweiten Hälfte des vorigen [19.] Jahrhunderts entfaltete sich die Medizin besonders schnell, ihr Ansehen und ihre Geltung wuchsen von Jahr zu Jahr.“ Den Schriftsteller habe „die Synthese“ gereizt, „die gerade der Mediziner auf so augenscheinliche Weise personifiziert, nämlich die Einheit von Moral und Vernunft, von moderner Naturwissenschaft und schlichter Menschlichkeit“. Dadurch habe sich

eine Männerstimme, der hier die Formulierung der sozialistischen Erkenntnis zugesprochen wird:

„Die ganze Menschheit ruiniren diese Fabriken,“ sagte er neulich voll Grimm, „und wenn sie nicht immer Nachschub aus dem zerbröckelnden Mittelstande bekämen, und von den Bauern, dann hätte man sich schon längst Kulis verschreiben müssen; die weißen Arbeiter haben sie sammt und sonders auf den Hund gebracht.“ (Adnw 155, 2,2)

Spätestens ab dieser Stelle verändert sich der Gehalt der Narration. Die analytisch beschreibende Erzählung, deren Kraft aus der ausgehaltenen Oppositionsbildung herrührt, entwickelt sich (zurück) zu einer projektiv sozialistischen Darstellung, die mit einer sozialistischen Lehre und Handlungsanweisung schließt. Dabei ist interessant, wie traditionelle Geschlechterrollen wieder Platz greifen.

Werner und Peters zeigen sich solidarisch mit Margarethe und ihrem kranken Josef: „Was wird aber der Alte sagen, wenn sie die Seide nicht fertig macht“, sagte Peters. „Mag er in drei Teufels Namen sagen, was er will“, rief Werner; „er soll mir nur kommen!“ (Adnw 155, 2,2) Denn physisch ist der Fabrikant den Arbeitern nicht überlegen; der Werkführer macht sich für Margarethe stark und hält zu ihr: „Abermals wollte der Kommerzienrath auf sie eindringen, da fühlte er sich von zwei gewaltigen Armen umfaßt [...]. Im nächsten Augenblick flog er wie ein Federball bei Seite.“ (Adnw 157, 1) Durch dieses Verhalten kommt Werner der Kündigung durch den Fabrikanten zuvor, setzt das traditionelle Herrschaftsgefüge außer Kraft und reetabliert zugleich das geschlechtliche Herrschaftsgefüge: Der Mann als Handelnder und Einsichtiger ist der Frau als fühlend Leidender überlegen. Er vertritt den Typus des aufgeklärten Arbeiters,

„für den Romancier wie den Dramatiker der Arzt als eine ideale, eine beinahe unersetzbare Gestalt“ erwiesen: „Was sie ihren Zeitgenossen zu sagen hatten, ließen sie ihn aussprechen.“ (Marcel Reich-Ranicki, ‚Fachleute für menschliche Leiden. Anmerkungen zu einem Thema ohne Grenzen: Der Arzt und die Literatur oder Die Rebellion gegen die Vergänglichkeit‘, Marcel Reich-Ranicki, *Herz, Arzt und Literatur. Zwei Aufsätze* (Zürich: Ammann, 1987), S. 5-33 (S. 16f.).

der sich durch seine Anstellung nicht in die Abhängigkeit fügt: „Da sind meine Bücher!“ rief er, „keine Stunde arbeite ich länger in einem solchen Geschäft!“ (Adnw 157, 1) Angesichts dieses Selbstbewusstseins ist der Fabrikant unfähig zu handeln und kann nur mit Worten versuchen, seine Machtposition zu retten: „He, das ist ja die reine Rebellion [...]. Das soll er büßen [...]! das lose Maul soll dem Sozialdemokraten schon gestopft werden.“ (Adnw 157, 1) Mit dem Titel gebenden Imperativ „Der Arme darf nicht weinen“ (Adnw 157, 1) wendet sich Werner an Margarethe. Er lässt sich von der Machtposition des Arbeitgebers nicht einschüchtern, sondern beharrt auf seinen bzw. ihren Rechten: „Das Gericht wird darüber entscheiden [...]. Wäre sie nicht gekränkt worden, dann hätte sie auch nicht geweint!“ (Adnw 157, 2) Margarethe allerdings ist gebrochen und kann ihrem Unterstützer nur noch „[m]aschinenmäßig“ (Adnw 157, 1) folgen; auf sie wartet zu Hause ihr totes Kind. Erneut suggerieren Fragen die Innensicht der apathischen Protagonistin: „Träumte sie die süßen Träume der Vergangenheit noch einmal? Sah sie ihr Kind noch lebend?“ Seine auktoriale Haltung einschränkend, schließt der Erzähler: „Wer kann es wissen!“ (Adnw 157, 2) Dessen ungeachtet, empfängt der Fabrikant den „Kaufpreis für seine Seide“ und wird von seiner ‚Vertragspartnerin‘ in der Machtausübung bestätigt: „Arbeiter bleiben immer Arbeiter, wenn –‘ ‚Wenn der Dirigent ihnen fehlt, der die toten Maschinen belebt, wollen Sie sagen“ (Adnw 157, 3). Das sexuelle Vergnügen des Fabrikanten wird direkt im Anschluss mit dem Freitod Margarethes narrativ parallelisiert:

Um die nämliche Zeit näherte sich dem Ufer des Kanals schnellen Schrittes eine mit einem Bündel belastete weibliche Gestalt. [...] Das Wasser [...] umfing mit seinen kalten Armen das lebensmüde Weib mit seinem toten Kinde. Ein paar heftige Kreise noch, dann glätteten sich die Wogen und das Wasser wurde still wie zuvor. (Adnw 160, 1)

Während Cäcilie im ‚Faden der Ariadne‘ mehrfach gedanklich mit Selbstmord als letztem Ausweg spielt bzw. mit ihm droht,³¹⁷ letztlich aber jedes Mal eine andere Lösung findet, damit weitererzählt werden kann, begeht Margarethe Schindler Selbstmord ohne lange darüber zu raisonnieren. Indem der Erzähler das Ende seiner Protagonistin so kurz schildert, verfolgt er eine Absicht: Dass die Öffentlichkeit Margarethes Freitod kaum wahrnimmt, hat eine aufrüttelnde Wirkung. Die Erzählung hält es aus, die Gegensätze zwischen der Weberin und dem Fabrikanten unversöhnt stehenzulassen, sie werden nicht in ein Gemeinsames überführt.

Kontrastiv beschreibt der Erzähler auch den Umgang der Presse mit ‚Kapital‘ und ‚Arbeit‘: Während die Zeitungen „spaltenlange Berichte über das herrliche Fest beim Kommerzienrath“ bringen, findet sich lediglich eine kurze „Notiz“ über den Wassertod Margarethes in den „Polizei-Nachrichten“ (Adnw 160, 1). Der Erzähler bewertet das Geschilderte, indem er das Einzel- als Kollektivschicksal darstellt: „Dem Schlamm entstiegen, im Schlamm [gestorb]en, das ist der Kreis der Armuth!“ (Adnw 160, 1) Rhetorisch fragt er: „[War das] Schicksal der Selbstmörderin etwas ungewöhnliches?“ (Adnw 160, 1-2) Die Schlussfolgerung präsentiert der Text als persönliche Erkenntnis der beiden Arbeiter Werner und Peters; aus dem negativ formulierten Gebot wird eine positiv formulierte Handlungsanweisung: „Der Arme [...] darf nicht weinen, er darf nicht bitten, aber handeln muß er, unablässig ankämpfen, um die Zeit herbeizuführen, in der es keine Thränen der Armen mehr giebt, weil man vergeblich nach Armen sucht!“ (Adnw 160, 2) Im Gegensatz zu den abstrakten Begriffen, die im ‚Faden

³¹⁷ „Den Faden, der meiner Hand entfallen war, den hab’ ich ja nun wiedergefunden. Grausames Geschick, das mich zwingt, ihn zu ergreifen, einen Rettungsweg zu betreten, vor dem ich erbebe, einem Labyrinth zu entfliehen, in dem ich das Beste zurücklassen muß, das ich im Leben mein nennen durfte. [...] [Zum schlafenden Hertenstein] Ariadne muß dich nun verlassen, dorthin geht sie, wo ewige Ruhe dem irrenden Erdenwanderer winkt.“ (FA 7, 2,1). Auch dadurch unterscheidet sich die Erzählung Lübecks von der mythologischen Überlieferung, derzufolge sich Ariadne, nachdem sie von Theseus verlassen wurde, ertränkt.

der Ariadne‘ verhandelt werden, verfolgen die ‚armen‘ Protagonisten in ‚Der Arme darf nicht weinen‘ ein greifbares Ziel – das Ende der Ausbeutung und Ungleichheit –, das im Text *ex negativo* illustriert wird.

Bewertung des Finales

Mit der abschließenden Erzählerrede wird der Bogen zum Textanfang geschlagen sowie die diegetische mit der außertextlichen Realität verknüpft: „Der ‚große Krach‘ kam und versetzte das goldene Zeitalter in ein bedenkliches Schwanken.“ Liberale Sozialreformen werden als eine „Kette großartiger Räubereien“ enttarnt; „das Volk murrte“, doch Staat und Unternehmer wissen sich noch einmal gegen diese drohende Unterhöhlung ihrer Machtposition zu schützen: der eine durch „scharfsinnig konstruierte[] Maulkorb“-Erlasse, die Systemkritiker zum Schweigen bringen (Adnw 160, 2), der andere durch die Unterstützung der gesetzlichen Instrumente, die seine Stellung in Zukunft schützen sollen. Die Feuilletonerzählung könnte so, dem eigenen strukturellen Muster der Entgegensetzungen folgend, mit der Feststellung enden, dass sich bislang nichts am Status quo geändert habe. Doch stattdessen folgt ein Erzählerkommentar, der die resignative Analyse noch ein letztes Mal in sozialistische Zukunftshoffnung transzendiert: „So geht der Krug immer noch zu Brunnen und das wird so lange noch fort dauern – bis in allen Herzen Werner’s Wahlspruch Wurzeln geschlagen.“ (Adnw 160, 2) Nicht zuletzt durch diese Alliteration ist die klassenkämpferische Botschaft der Erzählung genauso wenig verschlüsselt wie die humanistische Mission im ‚Faden der Ariadne‘.

Obwohl auch ‚Der Arme darf nicht weinen‘ für das Feuilleton geschrieben wurde, hat der Autor hier auf eine bewegte Handlung und Spannungssteigerung verzichtet, um den Leser nicht durch unnötige Digressionen von der

intendierten Wirkung abzulenken. Zumindest anfänglich konzentriert sich dieser Prosatext auf die Gegenüberstellung von Kapital und Arbeit und nimmt im Vergleich mit seinem Vorgänger im *Volksstaat-Erzähler* eher einen analytischen Blickwinkel ein. Dabei kommt auch der Text im *Braunschweiger Volksfreund* nicht ohne literarische Anspielung aus, denn die Protagonistin heißt ausgerechnet Margarethe und findet den Tod wie Fausts Gretchen im Wasser.

Tanja Bürgel, die Lübecks Erzählung im Rahmen ihres Beitrags zur Unterhaltungsliteratur in der deutschen Arbeiterpresse analysiert, wertet die „kontrastierende Erzählstruktur“ sowie die „überzogene sentimentale Darstellung des Schicksals“ der Protagonistin – Elemente, die „an die zeitgenössischen bürgerlichen Zeitungsnovellen erinnern“ (TB 178f.) – nicht als Schwachstellen, denn der Schluss der Erzählung weise „über die üblichen sentimental Elendsschilderungen hinaus“: „Werner versucht Margarete [sic!] davon zu überzeugen, daß nicht das leidende, sondern nur das kämpfende Proletariat in der Lage ist, dem Elend ein Ende zu setzen.“ (TB 179) Doch ist Bürgels Schlussfolgerung nachvollziehbar? Stellen nicht gerade die letzten Zeilen dem Text ein ‚Armutzeugnis‘ aus, weil die *Conclusio* die bislang im Text vorgenommene Oppositionsbildung unterhöhlt? Das Fazit des Erzählers erscheint als redundante Doppelung der Figurenrede Werners, der ja bereits dazu aufgefordert hatte zu „handeln“ (Adnw 160, 2) – und dessen Appell durch die gesperrte Schreibweise zudem hervorgehoben ist. Das Insistieren des Erzählers auf dem „Wahlspruch Werner’s“ (Adnw 160, 2) ist nur eine platte Wiederholung. Auch das Bild des Fabrikanten, der als egoistischer, dem Arbeiter gegenüber unbarmherziger Dienstherr charakterisiert wurde, wird nur vermeintlich an einzelnen Stellen korrigiert, letztlich aber bestätigt: In der Situation, in der Freudenreich „den Kaufpreis für seine Seide“ erhalten soll und

das Gespräch auf seine Arbeiter fällt, fliegt ein „leichter Schatten über sein Gesicht“ (Adnw 157, 3), was impliziert, dass die Bestrafung Margarethes auch bei ihm Spuren hinterlassen hat. Später gedenkt er zwar „mit stiller Reue der fleißigen Margarethe“ – aber nur weil sie „ihm mehr gearbeitet als drei andere“ (Adnw 160, 2). Dass er nicht von einer menschlichen Regung ergriffen ist (die man dem Kommerzienrath auch nicht zugetraut hätte), sondern seine Gedanken ausschließlich um Profitmaximierung kreisen, verdeutlicht die Art der Formulierung mit dem sarkastisch erklärenden Nachsatz. Die folgende Bemerkung, Freudenreich sei „Mitglied einer Kommission geworden, die sich mit der Ausarbeitung eines Kontraktbruch-Gesetzes beschäftigt“ (Adnw 160, 2), konturiert das Bild des egoistischen Geschäftsmannes: Mit diesem Gesetz erhält der Fabrikant nun auch die juristisch-formale Rückendeckung und kann in Zukunft persönlichen Konfrontationen – wie der mit dem „Sozialdemokraten“ Werner (Adnw 157, 1) – zu seinen Gunsten entscheiden. Werner hatte ja mit dem Gericht gedroht, diese Möglichkeit vermindert nun die Fabrikanteninitiative. Nach außen werden die Rechte der Fabrikanten sogar noch gestärkt. Dem Versuch, diese Passage ins Ironische zu drehen und daraus einen Erkenntnisgewinn zu ziehen, widerspricht das Fehlen von Anführungszeichen, die der Erzähler bislang als Mittel der Distanzierung und Brechung eingesetzt hatte. Die Erzählung wird im Tonfall ungeschminkter Bitterkeit beendet.

„Der Arme darf nicht weinen“ überführt schließlich die schlichte, aber ergreifende Schilderung der Frauenposition in die sozialistischen Erklärungen der Männerposition, was die traditionelle Geschlechterdifferenz betont. Die starke Darstellung weiblicher Betroffenheit wird nicht weiterverfolgt, sondern – das strukturelle Muster der Oppositionsbildung fortführend – durch den männlichen Standpunkt der sozialistischen Deutung und des Handelns ersetzt.

IV.4 Exemplarische Kalendergeschichten von August Otto-Walster und Robert Schweichel

Die Auswertung der Erzähltexte Lübecks soll nun um die Analyse von August Otto-Walsters ‚Wo liegt die Rettung?‘ und Robert Schweichels ‚Im Hinterhause‘ ergänzt werden, wobei die Struktur, das verwendete Material und dessen ästhetische Formung im Fokus stehen. Auf diese Weise soll auf die Diversität der narrativen Mittel, auf die Vielfalt im Gleichzeitigen aufmerksam gemacht und untersucht werden, inwieweit diese Texte als Beispiele einer neuen, anderen Ästhetik der Arbeiterliteratur dienen können. Beide Erzählungen sind in Kalendern der Arbeiterbewegung veröffentlicht worden. Da die Kalendergeschichte für die Weiterentwicklung der Arbeiterliteratur in den 1870er Jahren einen wesentlichen Beitrag leistet, werden zunächst in einem kurzen Abriss ihre ästhetischen und formalen Besonderheiten herausgestellt.

Der Kalender als Medium

In seiner Untersuchung des Volkskalenders im 18. Jahrhundert bezeichnet Jan Knopf den Kalender „neben der Bibel und dem Gesangbuch mit Katechismus“ als „dritten festen Bestandteil des Lesestoffs der sozialen Unterschichten“³¹⁸ und erläutert den Zusammenhang von formaler Vorgabe und inhaltlicher Ausgestaltung: „Aus dem Spaltendruck entsteht die Fortsetzungsgeschichte“. Allerdings könne die „Absicht, mit Fortsetzungsromanen die Leser ans Blatt zu binden“, wie es von der Feuilletonerzählung ab Mitte des 19. Jahrhunderts erwartet wird, für den Kalender „sowohl inhaltlich als auch publikumsstrategisch ausgeschlossen werden“, da es „keine ‚Brüche‘, die auf die Fortsetzung

³¹⁸ Jan Knopf, ‚Kalender‘, *Von Almanach bis Zeitung. Ein Handbuch der Medien in Deutschland 1700-1800*, hg. von Ernst Fischer, Wilhelm Haefs und York-Gothart Mix (München: Beck, 1999), S. 121-136 (S. 122).

„gespannt“ machten“, gegeben hätte.³¹⁹ Knopf beschreibt den Kalender als Medium, das einen historischen Entwicklungsgang durchmacht, wenn im 19. Jahrhundert „zum bürgerlichen Geschichtsbegriff der proletarische hinzu[kommt]: Die Arbeitergeschichte erfaßt auch den Kalender“.³²⁰ Außerdem plädiert er für eine Akzeptanz und Würdigung der formalen Heterogenität: „Die Formen-Vielfalt ist und bleibt das entscheidende Merkmal der ‚Geschichten zur Geschichte‘“.³²¹

Demgegenüber betont Ludwig Rohner den „Zug zur Belehrung“, durch den Kalendergeschichten zur „Übersichtlichkeit und Einfachheit“ tendierten. Das Format wirke sich begrenzend auf den Stoff aus: „Manches ist im Kalender möglich und sehr vieles von vornherein nicht [...]: das Weitausholende ist dem Kalender versagt, desgleichen alles Komplizierte und nur Abstrakte.“³²²

In jüngerer Zeit bemüht sich York-Gothart Mix dann um ein komplexeres Verständnis dieser literarischen Form. Er hebt hervor, dass der in seinen Anfängen „neben religiösem Schrifttum als einziger Lesestoff fungierende Kalender“ „in exemplarischer Weise“ „ein Modell generalisierender Weltdeutung“ popularisiere, „das sozial kohärent wirkt, regional verankert ist und sich in jedem Rezipienten permanent von neuem individualisiert“.³²³ Wurde der Kalender ursprünglich und noch im 19. Jahrhundert hauptsächlich als Instrument der „Volksaufklärung“ „zur christlichen Unterweisung der unteren Volksschichten“, „Indoktrination im Sinne des aufgeklärten Absolutismus“ und

³¹⁹ Knopf, *Kalender*, S. 126.

³²⁰ Jan Knopf, *Die deutsche Kalendergeschichte. Ein Arbeitsbuch* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1983), S. 23.

³²¹ Knopf, *Die deutsche Kalendergeschichte*, S. 25.

³²² Ludwig Rohner, *Kalendergeschichte und Kalender* (Wiesbaden: Athenaion, 1987), S. 351.

³²³ York-Gothart Mix, ‚Mediale und narrative Interdependenz. Zur Raum- und Zeitsemantik in Johann Peter Hebels Kalendertexten‘, *Text + Kritik, Zeitschrift für Literatur*, H. 151, VII/01: *Johann Peter Hebel*, hg. von Heinz Ludwig Arnold (München: Ed. Text + Kritik, 2001), 23-31 (S. 24f.).

„sozialen Stabilisierung angesichts revolutionärer Forderungen“ eingesetzt,³²⁴ vollzieht sich ein allmählicher Wandel, für den die Kalendergeschichten Johann Peter Hebels paradigmatisch stehen: „die eigenständige Wahrheitssuche, das permanente Nachfragen, die reflexive Auseinandersetzung mit den Alltagsphänomenen“ ersetzt die unterweisende Lektüre.³²⁵

Für unsere Betrachtung interessant ist der Parteikalender der 1870er Jahre, der sich im Aufbau grundsätzlich an der überlieferten Struktur des Volkskalenders orientiert: Auf eine Übersicht der Monate³²⁶ folgen in Variation diverse naturwissenschaftliche Beiträge zu Astronomie, Tier- und Pflanzenwelt³²⁷ sowie historische und tagesaktuelle Studien aus dem Bereich der Ökonomie und Politik.³²⁸ Porträts von Philosophen, Schriftstellern und ‚Frühsozialisten‘ wie Ludwig Feuerbach, Heinrich Heine und Babeuf,³²⁹ aber auch ‚alltagstaugliche‘ Berichte erweitern das Spektrum des Publikationsmediums.³³⁰ Ebenso soll das Amüsement des ‚arbeitenden Volks‘ nicht zu kurz kommen. So kann der Abonnent des *Armen Conrad* ‚Die dümmste

³²⁴ Carl Pietzcker, ‚Wie der Hebel Frieder und der Zundel Peter dem Consistorio auf ein Kurzes entwichen und dem geneigten Leser den Boden unter den Füßen wegstahlen. Eine literarische Lumpengeschichte‘, *Text + Kritik, Zeitschrift für Literatur*, H. 151, VII/01: *Johann Peter Hebel*, hg. von Heinz Ludwig Arnold (München: Ed. Text + Kritik, 2001), 32-46 (S. 41).

³²⁵ Guido Bee, *Aufklärung und narrative Form. Studien zu den Kalendertexten Johann Peter Hebels* (Münster: Waxmann, 1997), S. 80.

³²⁶ Der *Volksstaat-Kalender für das Jahr 1873* trennt im Kalendarium noch zwischen den Geburtstagen Heiliger und ‚Normalsterblicher‘, in den Folgejahren wird die Monatsübersicht dann kombiniert mit biographischen Angaben bekannter Persönlichkeiten aus Politik, Geschichte, Wissenschaft und Kultur.

³²⁷ Als Beispiel sei an dieser Stelle angeführt: Joh. Most, ‚Einiges aus dem Haushalt der Natur‘, *Der arme Conrad. Illustrierter Kalender für das arbeitende Volk für 1877*, 2. Jg., 29ff.; [N.N.], ‚Sonne, Erde und Mond. Ein wichtiges Kapitel für Kalenderkäufer‘ im *Armen Conrad für 1878*, 3. Jg., 88-97; [N.N.], ‚Die Menschenaffen. Mit zwei Illustrationen‘ im *Armen Conrad für 1879*, 4. Jg., 115-120.

³²⁸ Im *Volksstaat-Kalender für das Jahr 1873*: [N.N.], ‚Zahlen reden‘, 36-41; im Folgejahr: [N.N.], ‚Französische Arbeiter‘, 11-14; 1875: [N.N.], ‚Zur Landfrage‘, 44-48. Im *Armen Conrad für 1878*: Heinrich Oldenburg, ‚Produktive und unproduktive Arbeit. Ein Kapitel aus der politischen Oekonomie‘, 111-115; im *Armen Conrad für 1879*: Wilhelm Bloss, ‚Die Wiener Arbeiter von 1848‘, 76-82.

³²⁹ [N.N.], ‚Ludwig Feuerbach‘, *Der arme Conrad für 1877*, 53-57; [N.N.], Heinrich Heine. (Mit Porträt.)‘, *Der arme Conrad für 1878*, 55-61; [N.N.], ‚Babeuf. Mit Porträt.‘, *Der arme Conrad für 1878*, 104-111.

³³⁰ Z.B. Emil Roßbach, ‚Eine Epistel über Kinder-Erziehung an meinen Vetter Hans‘, *Der arme Conrad für 1877*, 37-42.

Frau. Ein Stück deutschen Volkshumors‘ lesen mit der „Moral von der Geschichte: | Der Adel schützt vor Dummheit nicht“. ³³¹ Darüber hinaus bildet die fiktive Kalendergeschichte einen wesentlichen Bestandteil des Parteiorgans und nimmt sukzessive den zentralen Platz ein. ³³²

Cäcilia Friedrich, die die betreffenden Erzählungen Schweichels und Otto-Walsters in ihre 1975 veröffentlichte Anthologie *Kalendergeschichten* aufgenommen hat, versteht diese Gattung in erster Linie als leicht konsumierbare, weil unterhaltende und überschaubare Literatur für den Alltag, mit dem „operativen Zweck“, „die Masse des Proletariats an Literatur heranzuführen und mit ihrer Hilfe ihren Klassenstandpunkt zu festigen oder erst herauszubilden“. ³³³ Ob ihrer Feststellung, bei den Kalendergeschichten handle es sich um „Gebrauchsliteratur im besten Sinne des Wortes“, der immer „eine deutlich agitatorische Absicht zugrunde“ liege, ³³⁴ vorbehaltlos zuzustimmen ist, soll im Folgenden überprüft werden. Denn selbst, wenn die Herausgeber des Parteikalenders die sozialdemokratische Ideologie explizit propagierten, geht daraus nicht zwangsläufig hervor, dass auch die publizierten Kalendertexte ihren Kunststatus einbüßten und lediglich als Sprachrohr der Parteiagenda fungierten. Man könnte sogar behaupten, dass die Agitation umso erfolgreicher war, je künstlerischer sich die Texte präsentierten. Der Rahmen mag einen

³³¹ [N.N.], ‚Die dümmste Frau. Ein Stück deutschen Volkshumors‘, *Der arme Conrad für 1879*, 113ff. (S. 115).

³³² Im *Volksstaat-Kalender für das Jahr 1873*: ‚Der Weber von Ober-Geiersdorf. Historische Erzählung von Robert Schweichel‘, 41-63; *für das Jahr 1874*: ‚Der Pauker von Niklashausen. Historische Erzählung von Robert Schweichel‘, 26-40; *für das Jahr 1875*: ‚Wo liegt die Rettung? Aus dem Tagebuche eines Sozialisten‘ von August Otto-Walster, 40-44. *Der arme Conrad auf das Schaltjahr 1876* präsentiert dem Leser ‚Florian Geyers Heldentod. Erzählt von Robert Schweichel‘, 1-21; im *Armen Conrad für 1877* erscheint ‚In Acht und Bann. Erzählung von Robert Schweichel‘, 1-28; sowie ‚Amerikanische Geschäftsleute. Ein Genrebildchen aus dem New-Yorker Leben‘ von August Otto-Walster, 62-69; *für 1878* enthält ‚Im Hinterhause. Erzählung von Heinrich Friedemann [alias Robert Schweichel]‘, 61-88; im vierten Jahrgang *für 1879* wird ‚Umsonst geopfert. Erzählung von Robert Schweichel‘ veröffentlicht, 33-55. Es ist offensichtlich, dass zwei Autorennamen dominieren, weshalb in der Folge auch jeweils eine Kalendergeschichte der genannten Schriftsteller zur ausführlichen Diskussion ausgewählt wird.

³³³ Cäcilia Friedrich, ‚Einleitung‘, *Kalendergeschichten*, hg. von Cäcilia Friedrich (Berlin: Akademie, 1975), S. VII-XXX (S. IX).

³³⁴ Friedrich, *Einleitung*, S. XIVf.

politisch werbenden Inhalt vermuten lassen und womöglich auch begünstigen, doch sollten die Prosatexte nicht ausschließlich an den Erziehungsauftrag gekoppelt werden.

IV.4.1 ‚Wo liegt die Rettung? Aus dem Tagebuche eines Sozialisten‘ von August Otto-Walster

August Otto-Walsters ‚Wo liegt die Rettung? Aus dem Tagebuche eines Sozialisten‘ ist im *Volksstaat-Kalender für das Jahr 1875*, also 1874 veröffentlicht, ein Jahr, bevor auf dem Gothaer Einigungsparteitag der ADAV und die Eisenacher SDAP zusammengeführt wurden.³³⁵ Auch dieser Kalender folgt dem bekannten Schema, gibt zunächst die einzelnen Monate mit Geburtstagen berühmter Persönlichkeiten sowie Messen und Märkte im Lebensumfeld der Abonnenten an und lässt dem Leser Raum für Notizen zur Alltagsplanung.

Thomas Welskopp zählt den „promovierte[n] Staatswissenschaftler und Handelsschullehrer“ sowie „freie[n] Schriftsteller“ August Otto-Walster zu den „radikalen bürgerlichen Intellektuellen“, jener Fraktion der Parteiredakteure, die in diesem Beruf „ihr politisches Engagement und ihre publizistische Kompetenz“ miteinander kombinierten, um „daraus eine Art ‚politische Unternehmerschaft‘“ zu machen.³³⁶ In einer kurzen Notiz zum Autor betont Peter Sprengel, dass in Otto-Walsters Erzähltexten die „didaktische Vermittlung“ Vorrang vor

³³⁵ August Otto-Walster, ‚Wo liegt die Rettung? Aus dem Tagebuche eines Sozialisten‘, *Volksstaat-Kalender für das Jahr 1875*, 40-44. Im Folgenden zitiert mit der Sigle ‚WR‘, Seiten- und Spaltenangabe. Diese Erzählung fand 100 Jahre nach der Erstveröffentlichung 1975 Aufnahme in die von Cäcilia Friedrich edierte Anthologie *Kalendergeschichten* – ausnahmsweise ohne nennenswerte Eingriffe, lediglich die Orthografie wurde angepasst: August Otto-Walster, ‚Wo liegt die Rettung? Aus dem Tagebuch eines Sozialisten‘, Friedrich, *Kalendergeschichten*, S. 19-32. Als Beispiel dafür, dass die Herausgeberin prinzipiell nicht vor Kürzungen der Kalendergeschichten zurückschreckte und die Texte derart um bedeutende Handlungsstränge ‚erleichterte‘, kann Robert Schweichels ‚Im Hinterhause‘ dienen (vgl. die Analyse auf den Seiten 234-238).

³³⁶ Welskopp, *Das Banner der Brüderlichkeit*, S. 450.

ästhetischen Fragestellungen gehabt habe. Während es sich bei den „Reden seiner Revolutionäre vor Gericht und auf Parteiversammlungen“ um „Musterbeispiele sozialistischer Rhetorik“ handle, „deren Qualität und Effizienz auch die Zensur anerkannte“, kämen „demgegenüber die psychologische Motivation und die Glaubwürdigkeit der Handlung zu kurz“.³³⁷ Bürgel wiederum geht von der Bewertung der literarischen Qualität zur Quantität der Publikationen über: Otto-Walster sei „ohne Zweifel“ einer der „produktivsten und bekanntesten Prosaautor der Arbeiterbewegung“ der 1860er und 70er Jahre gewesen (TB 171), wobei sein „nachhaltiger Einfluß auf die Entwicklung der Literatur in der Arbeiterbewegung“ erst „nach Gründung der Eisenacher Partei“ eingesetzt habe. Als einen der Gründe für seine Popularität nennt Bürgel die Tatsache, dass seine „Werke in großem Umfang bei Bracke als Buchveröffentlichungen erschienen, während die Werke anderer sozialdemokratischer Autoren meist ausschließlich in Zeitungen und Kalendern gedruckt wurden“ (TB 172). Im Folgenden soll aber gerade ein Kalendertext Otto-Walsters im Mittelpunkt der Untersuchung stehen.

Kurz zur Handlung von ‚Wo liegt die Rettung? Aus dem Tagebuche eines Sozialisten‘: Am Weihnachtsabend begegnen sich in einer Gastwirtschaft drei Handwerksgesellen, die sich in ein Gespräch über die ‚richtige‘ politische Gesinnung vertiefen, das von einem einsamen Häusler und dem Wirt verfolgt wird. Am Ende geht der sozialdemokratische Handwerksgeselle aus dem Wortgefecht mit dem Gewerksvereinler und dem ‚Zweifler‘ als Sieger hervor und kann auch die beiden Zuhörer von seiner Position überzeugen.

³³⁷ Peter Sprengel, ‚Politischer Tendenzroman, sozialistische Erzählprosa‘, Peter Sprengel, *Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1870-1900. Von der Reichsgründung bis zur Jahrhundertwende* (München: Beck, 1998), S. 210-214 (S. 213).

Weihnachtsabend

Gleich der erste Ausrufesatz der Erzählung macht deutlich, dass es sich um eine besondere Situation handelt. Hier wird die bedrohlich erfahrene Natur gegen die traute Heimlichkeit des Hauses gesetzt und dann der Wirtsstube ein Sonderstatus zugewiesen: „War das ein schlimmer Weihnachtstag! Die Natur schien keine Ahnung von seiner Bedeutung für die Menschen all zu haben.“ (WR 40, 1) Diese Bedeutung liegt zum einen darin, dass die „Lebenszeit des Menschen“ „durch das Fest in den Zusammenhang des Mythos bzw. der Heilsgeschichte integriert und so des Heilszustands teilhaftig“ wird.³³⁸ Zum anderen ist sie begründet in der Wandlung vom „Kirchenfest“ zum „Familienfest schlechthin“³³⁹ mit dem „Vorbild der idealen Familie, das in den Gestalten der Heiligen Familie in der klassischen Krippenszene künstlerischen Ausdruck findet“.³⁴⁰ Die Oppositionsbildung (Naturgewalt – friedvolles Heim) entspricht einem standardisierten Verfahren, wohingegen das Nichterfüllen des vom Leser erwarteten Schemas – die Schilderung eines Weihnachtsabends – auf etwas Besonderes hinweist, um das es dem Text hier geht.

Funktionalisiertes Figureninventar

Unter Anwendung der Kontrasttechnik wird der stille Zuhörer, Häusler Kunz, als Ausnahme von der Regel eingeführt: „An einem solchen Abend ist Alles Daheim. Nur Einer von Allen ist treu geblieben, der alte Kunz, denn er hat keine Familie.“ (WR 40, 1) In einem Rückblick führt der Erzähler das Schicksal des Landwirts als Negativschablone vor: Seinen Söhnen ist der „Rock des

³³⁸ Wolfhart Pannenberg, ‚Mythos und Dogma im Weihnachtsfest‘, *Das Fest*, hg. von Walter Haug und Rainer Warning (München: Fink, 1989), S. 53-63 (S. 55).

³³⁹ Alexander Demandt, ‚Der Ursprung des Weihnachtsfestes‘, Alexander Demandt, *Historica minora*, Bd. 3: *Sieben Siegel. Essays zur Kulturgeschichte* (Köln u.a.: Böhlau, 2005), S. 1-18 (S. 15).

³⁴⁰ Susan K. Roll, ‚Weihnachten/Weihnachtsfest/Weihnachtspredigt I‘, *Theologische Real-encyklopädie*, hg. von Gerhard Müller (Berlin u.a.: de Gruyter, 2003), 453-468 (464).

Königs“ zum „Sterberock“ geworden, seine Tochter „wurde die Beute eines gewissenlosen Verführers“ „in der glänzenden Residenz“ (WR 40, 1). In nur wenigen Sätzen umreißt der Erzähler damit eine Gesellschaft, in der Bauernsöhne zu Kanonenfutter werden und weibliche Bedienstete den Avancen (fürstlicher) Herren ausgeliefert sind. Diese Lebensbeschreibung des einsamen Bauern dient als Rahmung der Diskussion zwischen den drei Handwerksgesellen und liefert Begründungszusammenhänge für deren Suche nach einem richtigen politischen Weg.

Dass die Figurenwahl in der Kalendergeschichte auf Handwerker und nicht auf die 1874 schon zahlreich vertretenen Fabrikarbeiter fällt, erklärt sich dadurch, dass die ideologische Radikalisierung seit den 1830er und 40er Jahren vornehmlich auf wandernde Handwerksgesellen zurückzuführen ist, die aufgrund ihrer flexiblen Beschäftigungsverhältnisse in unterschiedlichen Ländern als Multiplikatoren regimekritischen und sozialreformerischen Gedankenguts fungierten.³⁴¹ Mit dem Scheitern der 1848er Revolution wurde diese emanzipatorische Bewegung durch die Reaktion erstickt. Dadurch, dass die Erzählung solche sozialistischen Frühformen anzitiert, werden das Bewusstsein über die historischen Wurzeln der Arbeiterbewegung betont sowie ihr Zukunftsoptimismus legitimiert. Gerade 1874, kurz vor dem Zeitpunkt der sozialdemokratischen Einigung in Gotha, stellt die über die Grenzen der

³⁴¹ Jürgen Kocka beschreibt die Rolle der wandernden Gesellen wie folgt: „In den deutschen Staaten [...] schrieben die Zunftartikel und das Gewerberecht eine mehrjährige Wanderpflicht der Gesellen seit dem 16. Jahrhundert fest“. Im „Vormärz und in der Revolutionszeit“ befürchtete man zunehmend, dass „die wandernden, sich zünftiger und staatlicher Aufsicht entziehenden jungen Handwerker zu Trägern aufrührerischen Betragens und sozialen Sprengstoffs würden“ (Jürgen Kocka, *Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen. Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert* [Bonn: Dietz, 1990], S. 339f. und 340). So vergleicht der Rechtsprofessor Perthes im Jahr 1856 die wandernden Gesellen mit einem „Heerd, auf welchem mancher politische Giftrunk gebraut“ und „von hier aus schnell in weite Kreise des Volkslebens verbreitet“ wurde. „Der Handwerksbursche ist beweglicher und entzündlicher wie der Bauernbursche“ (Clemens Theodor Perthes, *Das Herbergswesen der Handwerksgesellen* [Gotha: F.A. Perthes, 1856], S. 28f.).

Arbeiterbewegung hinausgehende Solidarisierung, die in der Kalendergeschichte vorgeführt wird, eine bemerkenswerte Ausnahme dar.

Sackgasse Tagebuch, *de facto* Lehrgespräch

Die Bezeichnung als Tagebuch impliziert bestimmte, aus dem bürgerlichen Raum entstammende stilistische Merkmale: Der Leser erwartet intime Aufzeichnungen,³⁴² eine eher offene und lineare Form, eine monologische Schilderung subjektiver und damit authentischer Erfahrungen. Der Nachsatz ‚eines Sozialisten‘ ist dann der Hinweis, wie sich das Vorliegende von solcher Erwartung unterscheidet. Letztlich bricht die Kalendergeschichte auch mit dem korrigierten Erwartungshorizont, denn es handelt sich auch nicht um die persönlichen Notizen eines Sozialisten, sondern um ein Streitgespräch zwischen den drei Handwerkern, das in der (Objektivität vorgebenden) 3. Person Singular und nicht aus der Innenperspektive eines Einzelnen heraus verfasst ist. Also trifft man auf Dialog und Rhetorik statt auf fingierte Unmittelbarkeit und ungeordnete Subjektivität. In dem Lehrgespräch werden unterschiedliche Anschauungsweisen miteinander konfrontiert und auf didaktische Art die vermeintlich ‚richtige‘ politische Überzeugung und ‚Rettung‘ hervorgehoben. Damit verweist es auf ein der Erziehung und Unterweisung verpflichtetes Gespräch, das im „Katechismus Luthers“ wurzelt.³⁴³ In der Folge sind aus der „kritischen Auseinandersetzung“ mit diesem „Urtyp“ zwei

³⁴² Diese Leseerwartung liegt darin begründet, dass sich in Deutschland „in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus der pietistischen Bewegung, in der Beichte und Mitteilungen über die eigenen Seelenerlebnisse ja ein wichtiger Bestandteil des Verkehrs der Frommen untereinander waren, eine Tradition der literarischen Selbstdarstellung“ herausbildete (WE 17).

³⁴³ Jörg Kilian, *Lehrgespräch und Sprachgeschichte. Untersuchungen zur historischen Dialogforschung* (Tübingen: Niemeyer, 2002), S. 160. Im Folgenden zitiert mit der Sigle ‚JK‘. Bei Luther heißt es wie folgt: „Catechismus aber heyst eyne unterricht, damit man die heyden, so Christen werden wollen, leret und weyset, was sie gleuben, thun, lassen und wissen sollen ym Christenthum [...], nemlich die drey stuck, die zehen gebot, der glaube und das vater unser.“ (Martin Luther, ‚Deutsche Messe und Ordnung Gottesdiensts, 1526‘, *D. Martin Luthers Werke: kritische Gesamtausgabe*, Bd. 19 [Weimar: Böhlau, 1897], S. 44-113 [S. 76]).

entgegengesetzte Prototypen hervorgegangen: „das geschlossene *katechetische Gespräch*“ sowie „das offenere *sokratische Gespräch*“ (JK 181), wobei das erste auf ein „*Abfragen* des Gelernten“, das zweite auf ein „*Ablocken* des Gewussten“ abzielt (JK 193). Als Mischform gilt das Fachgespräch, das seine Wurzeln in den *Moralischen Wochenschriften* der Aufklärung hat und dessen Merkmale, wie im Folgendem zu zeigen sein wird, auch auf Otto-Walsters Kalendergeschichte zutreffen: Für die Redner entsteht „eine symmetrische Gesprächskonstellation“, die „*mutatis mutandis* dann auch zwischen dem Autor des Fachgesprächs und seinem Leser angestrebt wird.“ Hauptsächlich wird es verwendet, um „einen Gegenstand oder Sachverhalt vor einem größeren Publikum von verschiedenen Seiten zu beleuchten, sei es, um tatsächlich volksaufklärerisch zu wirken, sei es, um die Meinung des Autors als die wahre, richtige, angemessene zu erweisen“ (JK 214f.).

Auch der Leser von ‚*Wo liegt die Rettung?*‘ wähnt sich als heimlicher Teilnehmer eines Fachgesprächs. In der Erzählung wird Überzeugungsarbeit geleistet, die auf dem wechselseitigen Fragen der zu Belehrenden und den Antworten des Lehrers basiert. Das beharrliche Erklären seines Standpunktes sowie das Widerlegen vorgefertigter Meinungen zeichnen den sozialdemokratischen Handwerksgesellen als Gesprächsleiter aus. Das soll nun konkret am Text belegt werden.

In der Wirtschaft treffen die drei Handwerksgesellen aufeinander, die sich gegenseitig als Arbeiter erkennen und für „*Schicksalsgenossen*“ halten (WR 40, 2). Doch stellt sich schnell heraus, dass alle drei zwar der gleichen sozialen Schicht angehören, allerdings divergierende politische Ansichten vertreten. Der zuletzt Hinzugestoßene, selbst Sozialdemokrat, initiiert die

Unterhaltung, übernimmt deren Leitung und grenzt nach und nach die verschiedenen Positionen voneinander ab.

Zunächst sucht der Sozialdemokrat die Konfrontation mit dem Gewerkvereiner, den er als „orthodoxe[n] Schüler von Schulze-Delitzsch, von Dunker oder Marx Hirsch, wie ein Sparvereiner von ächtem Schrot und Korn“ identifiziert (WR 40, 2). Dieser gibt sich auch als ein solcher Gewerkvereiner zu erkennen und ruft zum eigenverantwortlichen Handeln der Arbeiter und zur Organisation im Verein auf:

„Wir Arbeiter sind in einer traurigen Lage, einmal weil wir kein Kapital, und dann, weil wir keine ausreichende Bildung haben. Beide Uebelstände sind aber zu beheben durch gemeinsames Streben, und dazu dienen die Sparkassen unseres hochverehrten Freundes Schulze-Delitzsch, sammt den Gewerkvereinen seiner Freunde Hirsch und Duncker.“ (WR 41, 1)

Den „wüsten Agitationen und überspannten Ideen der Sozialdemokraten“ stellt er „Sparsamkeit und Bildung“ als Prinzipien seiner „verehrten Apostel“ entgegen (WR 41, 1). Weil der Sozialdemokrat aber Untätigkeit trotz Einsicht in die Situation des Proletariats scharf verurteilt, kann er die Anerkennung des Gewerkvereiners gewinnen: „Ihr Sozialdemokraten seid überhaupt schlagfertige Leute, und in vielen Stücken gebe ich ihnen auch Recht. Wenn sie sich nur nicht so viel mit Politik befassen wollten.“ Erneut kontert der Sozialdemokrat: „Ihr Gewerkvereiner befaßt Euch auch damit, nur nicht selbstständig, sondern unter der Leithammelschaft Eurer natürlichen Gegner, der liberalen Bourgeois“ (WR 43, 1).

Zu dieser Konstellation gesellt sich der Zweifler.³⁴⁴ Weil dieser den Gewerkvereiner kritisiert – „So viel habt Ihr also in Euren

³⁴⁴ Eine potentielle geschichtliche Folie für diesen Gesellentypus bildet die Philosophie Nietzsches in Bezug auf das Verhältnis von Individualität und Allgemeinheit sowie die Kritik der Moralvorstellung. Obgleich die Nietzsche-Rezeption in der Arbeiterbewegung des

Arbeiterbildungsvereinen auch nicht einmal rechnen gelernt, um herauszubekommen, wie viel ein Arbeiter so ungefähr in seinem Leben zusammensparen kann?“ (WR 41, 2) –, vermutet der Sozialdemokrat in ihm einen „Gesinnungs- und Parteigenossen“, „einen Sozialdemokraten voll klaren Bewußtseins der Lage, in welcher sich die Arbeiterklasse befindet“ (WR 42, 1). Diese Annahme wird von dem Kritiker allerdings verneint, da er sowohl Lassalleaner als auch Eisenacher „für Phantasten halte“: „Was können die Arbeiter thun? Sie werden Arbeiter bleiben, wie bisher, Plagethiere ihr Lebtag“ (WR 42, 1). Daher prognostiziert er den Sozialdemokraten: „Ihr sterbt an der Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit der großen Masse der Arbeiter“ (WR 42, 2). Diese resignative Haltung verurteilt der Sozialdemokrat. Im Gegensatz zum Skeptiker habe der Gewerkvereiner zumindest „die Elementarbegriffe der Arbeiterbewegung zur Erreichung einer menschenwürdigeren Lebenslage begriffen“ (WR 42, 2) und halte lediglich „unzureichende Mittel für genügend“ (WR 43, 1): „Leute aber, wie Ihr, die Bescheid wissen, aber nicht theilnehmen am gemeinschaftlichen Kampfe ihrer Arbeiterbrüder aus müssiger Selbstsucht oder Bummelei [...] – die können wir

19. Jahrhunderts m.W. nicht belegt ist, weist ein Textdokument die Auseinandersetzung organisierter Arbeiter mit dem *Buch für Alle und Keinen, Also sprach Zarathustra*, zu Beginn des 20. Jahrhunderts nach: In dem Band *Friedrich Nietzsche im Urteil der Arbeiterklasse* sprechen zahlreiche Arbeiter von ihren Lektüreerfahrungen und den Auswirkungen auf die Lebenspraxis. „Wie kamen nun diese gehetzten, ruhelosen Menschen“ zum „exklusivste[n] aller Philosophen“? Die Antwort des Herausgebers Adolf Levenstein lautet: „Nietzsche, der Lebensentfremdete, [...] und der aus dem Gefüge eines lebensvollen Volksorganismus seit Jahrhunderten herausgerissene Arbeiter, der, vom Beherrscher des Werkzeugs zum Maschinenbestandteil herabgesunkene, die erdrückende Fremdheit der auf ihm lastenden Materie, durch ein Uebermaß von Innenleben zu kompensieren sucht: Sie teilen im Grunde ein und dasselbe Zeitschicksal, isolierte Emporstrebende zu sein, Verkünder eines verzweiferten, individuellen Imperialismus.“ (Adolf Levenstein, ‚Vorwort‘, *Friedrich Nietzsche im Urteil der Arbeiterklasse*, hg. von Adolf Levenstein, 2. Aufl. [Leipzig: Felix Meiner, 1919], S. III-VI [S. III]). Im Bericht eines Anstreichers z.B. schlägt sich die Ablehnung sowohl der christlichen Welterlösung als auch eines utopischen (sozialistischen) Fortschrittsglaubens nieder: „Der Menschheit ist es auf unabsehbare Zeit nicht möglich und wird voraussichtlich unmöglich bleiben, den Planeten Erde in andere Bahnen zu lenken, wodurch er in ein anderes gewünschtes Stadium träte.“ (‚Ein Anstreicher‘, Levenstein, *Friedrich Nietzsche*, S. 13-29 [S. 16]). Durch Nietzsche gewinnt der Arbeiter die Erkenntnis, dass der Mensch als selbstbestimmter Schöpfer agieren muss: „Was gab mir Nietzsche? – Nichts. – Er konnte mir nichts geben. Und dennoch brachte er sein Opfer, der Wille brachte es: Er gab ihn selbst.“ (‚Ein Anstreicher‘, Levenstein, *Friedrich Nietzsche*, S. 29).

nur verachten, denn sie leben nutzlos dahin.“ (WR 43, 1) Dieses Urteil wirkt *ex negativo* wie ein Aufruf zur Partizipation an der ‚Bewegung‘.

Stellenweise ist die Argumentation des sozialdemokratisch gesinnten Handwerkers vergleichbar mit einer Situation vor Gericht, in der die Anklage durch Gegenrede entkräftet und ins Positive umgedeutet wird. So wenn der Sozialdemokrat die herausfordernde Frage des Zweiflers – „Was habt Ihr denn erreicht?“ (WR 42, 2) – zu Gunsten seiner Partei auswertet. Mithilfe des Topos der *agri cultura*, der Kultivierung des unfruchtbaren Ackers, veranschaulicht er die Leistung der Sozialdemokratie für die Verfeinerung der menschlichen Verstandeskraft:

„Was wir erreicht haben? Ei, seht Euch doch nur um! Ist nicht seit 10 Jahren die Welt mit unseren Ideen beschäftigt? Werden jetzt nicht täglich ganze Ballen Papier über die Arbeiterfrage vollgeschrieben? Seht, die große Arbeiterklasse lag da, wie ein weiter, dürrer, unfruchtbarer Acker, der lange Zeit für die Cultur werthlos erschien. Er wollte beackert, gesäubert, gewässert, besät und bepflanzt, gepflegt und gedüngt sein, aber wenn Jeder, der den Acker liebt und um seiner Selbst willen lieben muß, das Seinige daran thut, dann wird er eine Lust und eine Pracht für Alle, für Diejenigen aber am Meisten, die sich sagen können: Du hast Dein gut Theil dazu beigetragen.“ (WR 43, 1)

Nachdem der Eisenacher seine beiden Kontrahenten übertrumpft hat, gelingt es ihm zum Schluss der Erzählung noch, auch den Landmann Kunz von den Werten seiner Partei zu überzeugen. Der Häusler, der als stiller Beobachter Zeuge der verbalen Auseinandersetzung wurde, greift erst relativ spät in das Gespräch ein:

„Es ist mir recht lieb, daß ich einmal ganz unvermuthet etwas Näheres von den Sozialdemokraten, die man uns immer als abscheuliche Ungeheuer hinstellt, höre. Aber sagt, ist es denn wahr, daß die Sozialdemokraten an keinen Gott glauben, daß sie die Familie abschaffen wollen und verlangen, daß Alles getheilt werde?“ (WR 43, 2)

Indem er verbreitete Vorurteile gegen die Sozialdemokratie aufwirft, liefert er dem Diskussionsleiter eine glänzende Vorlage für deren Widerlegung. Die Argumentationskette beginnt – ganz im Sinne des bäuerlichen Rezeptionshintergrundes – mit der Berufung auf die Heilige Schrift, die, oft das einzige „Buch in den Händen der ärmsten Leute“,³⁴⁵ hier als Autorität und „sprachlicher ‚Hebel‘“³⁴⁶ eingesetzt wird: „Das ist eine alte Geschichte, so alt, daß schon die Bibel sich dagegen mit der Mahnung wendet: „Prüfet Alles und das Beste behaltet!“ Was den Glauben anbelangt, so läßt die Sozialdemokratie Jedem volle Freiheit, zu glauben, was er will“ (WR 43, 2). Damit wäre der erste Vorwurf entkräftet. Auch der zweiten Anschuldigung entzieht der Sozialdemokrat den Boden: „Was dann die Abschaffung der Familie anbelangt, so sieht doch Jeder, [...] daß es gerade die Kapitalisten, die Großindustriellen, die Ausbeuter, die liberalen Bourgeois sind, welche die Familie zerreißen“, und wird darin vom Häusler Kunz bestätigt: „Ach, wie wahr das ist, habe ich leider selbst bitter in Erfahrung bringen müssen“ (WR 43, 2). Schließlich bedient sich der ‚Lehrmeister‘ der Kontrasttechnik, um den Häusler von seiner Wahrheit zu überzeugen:

„Was aber das Theilen anbetriefft, so seht Ihr ja, wie die Gegner der Sozialdemokratie das Theilen verstehen. Von der Jahresarbeit von Tausend Arbeitern zieht der Großindustrielle nach und nach seine Millionen, während die Tausend nichts über ihren nöthigsten Lebensunterhalt verdienen [...]. Das Gegentheil ist wahr: die Socialdemokraten wollen verhindern, daß künftighin der Kapitalist sich in den redlichen Erwerb des Arbeiters theile.“ (WR 43, 2-44, 1)

Die Nachfrage des Bauern „Und das wollen die Sozialdemokraten?“ wird von deren Vertreter zur Bekräftigung seines Standpunktes genutzt: „Das wollen sie,

³⁴⁵ Heinrich Heine, ‚Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland‘, DHA, Bd. 8/1 (1979), S. 9-120 (S. 40).

³⁴⁶ Hans-Joachim Ruckhäberle, *Flugschriftenliteratur im historischen Umkreis Georg Büchners* (Kronberg/Ts.: Scriptor, 1975), S. 147f.

so haben sie ihre Ziele in ihrem Programm³⁴⁷ aller Welt verkündigt.“ (WR 44, 1)
 Derart gelingt es ihm, die populären Vorurteile gegen „die Apostel der Wahrheit und Gerechtigkeit“ als „Lügen und Verläumdungen“ zu enttarnen (WR 43, 2).
 Dadurch, dass der Handwerker die wirtschaftliche Lage analysiert und dabei speziell auf die Situation der „kleinen Grundbesitzer“ eingeht, akquiriert er routiniert neue Wählerschichten:

„Ja freilich geht's dem kleinen Landmann jetzt gerade so wie dem kleinen Handwerker [...], die Konkurrenz durch den Großgrundbesitz, der alle möglichen Maschinen jetzt in Anwendung bringen kann, stellen eine totale Umwälzung auch in landwirtschaftlicher Beziehung in Aussicht [...].“ (WR 44, 1)

Dann wendet er sich direkt an den Häusler Kunz: „Ihr müßt doch zugestehen, daß diese Umwälzung sich viel besser und gerechter für den kleinen Mann vollziehen muß, wenn die Socialdemokratie [...] die Prinzipien der Gerechtigkeit und Billigkeit durchgesetzt hat“ (WR 44, 1-44, 2), und erfährt dessen Zustimmung: „So ist's“, so „etwas Herzerfrischendes“ rette ihm den „Weihnachtstage“, der „so trüb und hoffnungslos anbrach“ (WR 44, 2).

Zuletzt bleibt nur noch eine einzige Person skeptisch, der Wirt. Doch auch diese letzte Hürde auf dem Weg der Erkenntnisförderung meistert der sozialdemokratische Redner auf anschaulich-witzige Weise. Auf die Unterstellung des Wirts – „Ja ja' [...], wenn nur die Arbeiter – Jeder gönnt ihnen

³⁴⁷ Einige Programmpunkte seien hier erwähnt: „1) Die sozial-demokratische Arbeiter-Partei erstrebt die Errichtung des freien Volksstaats. 2) Der Kampf für die Befreiung der arbeitenden Klassen ist nicht ein Kampf für Klassenprivilegien und Vorrechte, sondern für gleiche Rechte und gleiche Pflichten und für die Abschaffung aller Klassenherrschaft. 3) Die ökonomische Abhängigkeit des Arbeiters von dem Kapitalisten bildet die Grundlage der Knechtschaft in jeder Form, und es erstrebt deshalb die sozial-demokratische Partei unter Abschaffung der jetzigen Produktionsweise (Lohnsystem) durch genossenschaftliche Arbeit den vollen Arbeitsertrag für jeden Arbeiter. 4) Die politische Freiheit ist die unentbehrlichste Vorbedingung zur ökonomischen Befreiung der arbeitenden Klassen. Die soziale Frage ist mithin untrennbar von der politischen, ihre Lösung durch diese bedingt und nur möglich im demokratischen Staat.“ ([N.N.], „Programm und Statuten der sozial-demokratischen Arbeiter-Partei“, *Demokratisches Wochenblatt. Organ der sozialdemokratischen Arbeiterpartei*, unveränderter fotomechanischer Nachdruck der Originalausgabe [Leipzig: Zentralantiquariat der DDR, 1973], Nr. 33, 14. August 1869, 374).

etwas – nicht gar zu hohe Lohnansprüche machten“ – entgegnet der Handwerker: „Das denkt Ihr nur, oder Ihr sprecht's nur nach“ (WR 44, 2). Er schlägt ihn mit den eigenen Waffen, nämlich dem Argument der Kaufkraft, von welcher der selbstständige Gastwirt abhängig ist:

„Hat der große Arbeiterstand schlechte Zeit, so haben alle Produzenten und Verkäufer auch schlechte, denn dann fehlen die meisten Käufer. Wann giebt's mehr Verdienst, wenn ein Rothschild jährlich 3 Millionen einsackt oder wenn 30,000 Arbeiter jährlich 100 Thlr. mehr verdienen?“ (WR 44, 2)

Im Sinne aller Anwesenden – und vom Erzähler auch für den mitgedachten Leser erhofft – schließt der Wirt: „Ihr habt in allen Stücken recht.“ (WR 44, 2) Auf diese Weise wird in der Erzählung doppelte Belehrungsarbeit geleistet: textimmanent wirkt die Botschaft unmittelbar auf die Diskussionspartner und die im Hintergrund Zuhörenden ein, die zudem einem anderen Berufsfeld angehören; ihre Außenwirkung entfaltet sich im Akt der Lektüre. Die Einrahmung der Diskussion soll gewährleisten, dass der in ihr thematisierte Erkenntnisstand über die Grenzen der Arbeiterschaft hinaus propagiert wird. Der Häusler Kunz tritt als verarmter Bauer und Dorfbewohner ohne Land auf, der sich in Lohnabhängigkeit vom Gutsbesitzer befindet und in dieser Stellung eine Schnittstelle zur Arbeiterexistenz herstellt; der Wirt fungiert als Stellvertreter der untersten bürgerlichen Schicht. Es geht also um Solidarisierung auch jenseits der Arbeiter- bzw. Handwerkerschaft – ein ungewöhnlicher Blickwinkel, bedenkt man, dass der Text 1874 entstanden ist, also zur Zeit der Vereinigung der sozialdemokratischen Bewegung. Die ‚Apotheose‘ der Sozialdemokratie durch den Wirt beschließt die Gesprächsrunde, die von dem gemeinsamen Punschumtrunk besiegelt wird. Eigentlich ein der Unterhaltung geschuldetes triviales Handlungselement, diskreditiert er die ideologische Botschaft hier nicht, denn das Anstoßen Aller

wirkt als Solidarisierungsgeste und utopisches Bild für eine neue, geeinte Gesellschaft – quasi ein Ersatz der paternalistisch organisierten, bürgerlichen Kleinfamilie. Mit dem Beitritt zur ‚sozialistischen Familie‘ ist auch der Häusler Kunz nicht länger allein. Auf diese Weise wird auch der Bogen zum Erzählzeitpunkt der Kalendergeschichte geschlagen. Die Frage ‚Wo liegt die Rettung?‘ am Weihnachtsabend beschwört heilsgeschichtliche Assoziationen herauf und appelliert an christliche Pflichten wie die Nächstenliebe, hier allerdings in ein säkularisiertes Gewand gekleidet. Dieses Anknüpfen an die christliche Überlieferung und deren Umdeutung stellt eine Kontinuität her und schafft einen eigenen Mythos, der das Bewusstsein einer sozialistisch ausgerichteten Geschichte transportiert.

Entindividualisiertes Erzählen

Abgesehen vom Beginn der Kalendergeschichte sind erzählende Passagen nahezu vollständig eliminiert. Demgegenüber gewinnt das Element der Wechselrede die Überhand, so dass sich die ‚Tagebuch-Erzählung‘ als ein dialogisch in Szene gesetztes Pamphlet entpuppt. Dass „direkt und ausführlich politische Streitgespräche oder Agitationsreden in die Handlung eingearbeitet wurden“, bewertet Bürgel positiv und führt die Erzählung als gelungenes Beispiel für die Synthese „von literarischer Unterhaltung und politischer Agitation“ an (TB 175). Es stimmt, dass die Positionsbestimmung des Handwerkers narrativ eingebettet wird. Allerdings wirkt das Ergebnis dieses Versuchs, Erzählen und sozialistische Botschaft zusammenzubringen, noch nicht organisch, sondern eher, als würden beide Muster gegeneinander arbeiten. Hier soll der Text als Entwurf einer neuen Ästhetik gelesen werden, die der bürgerlich präfigurierten Geschmacksbildung entgegentläuft.

Auffällig ist der Verzicht auf persönliche Namensgebung. Doch Mangel an Individualisierung muss nicht zwangsläufig auf anspruchsloses Erzählen hinweisen, sondern kann auch vom entgegengesetzten Standpunkt aus betrachtet werden: Entindividualisierung als Mittel zur Aktivierung des Lesers. Die Erzählung verabschiedet sich vom Konzept des ‚Charakters‘ und setzt auf ‚Figuren‘, die nicht nur als Sprachrohr, sondern darüber hinaus als Projektionsfläche dienen. Warum sollen nur psychologisch motivierte Charaktere das Identifikations- und Empathiepotenzial des Lesers ansprechen – auch ‚Figuren als Funktionen‘ laden dazu ein, während der Lektüre unterschiedliche Rollen und Positionen auszuprobieren und den Weg der Entscheidungsfindung spielerisch zu gestalten. An die Stelle einer individualisierten Geschichte treten austauschbare Erlebnisse wie die spiegelverkehrten Wanderrouten der Handwerksgesellen: „Hätte ich mich besser umgesehen, als ich auf der Station C. ausstieg, so kam ich heute noch trocken nach M. [...] | ‚Ich komme gerade von der entgegengesetzten Richtung, bin in M. eingestiegen und wollte nach C.“ (WR 40, 2) Der einzige Name, der fällt, ist der des Häuslers Kunz; er bildet auch in Bezug auf biografische Angaben die Ausnahme. Allerdings handelt es sich bei Hinz und Kunz „um alte, heute nur noch als Familiennamen vorkommende Kurzformen der Vornamen ‚Heinrich‘ und ‚Konrad“.“³⁴⁸ Diese wiederum „waren die häufigsten Kaisernamen des 11. und 12. Jh. und entsprechend volkstümlich bzw. auch im Volk verbreitet.“ Diese Verbreitung führte dazu, dass „schon bei dem Mystiker Meister Eckhart (1260-1327) die Wendung ‚Hinz und Kunz‘ in der Bedeutung *jedermann* anzutreffen ist“.³⁴⁹ Von den höheren Ständen schließlich

³⁴⁸ ‚Hinz und Kunz‘, *Duden – Redewendungen*, 364.

³⁴⁹ ‚Hinz und Kunz‘, *Lexikon der Redensarten*, 263.

„abgewertet“,³⁵⁰ wurden die Namen „im Bauernstand immer beliebter“.³⁵¹ Folglich vermittelt selbst diese Namensgebung in der Kalendergeschichte nur vorgeblich Individualität, im Endeffekt betont sie die Austauschbarkeit umso mehr.

Wiederaufnahme in Anna Seghers' *Aufstand der Fischer von St. Barbara*

„Wo liegt die Rettung?“ ist also ein Versuch, ob und wie man entindividualisiert erzählen kann – ein neues ästhetisches Programm, das sich nicht länger an der bürgerlich individualisierten Sichtweise orientiert. Damit bildet „Wo liegt die Rettung“ im Kontext der sozialdemokratischen Kalendergeschichte des 19. Jahrhunderts eine relative Ausnahme. Dieses Erzählverfahren, das Otto Walster 1874 ausprobiert, wird im 20. Jahrhundert weitergeführt und findet gewissermaßen zu einem Höhepunkt, wenn in Anna Seghers' 1928 veröffentlichtem *Aufstand der Fischer von St. Barbara* die kollektive Erhebung personifiziert wird:

Aber längst, nachdem die Soldaten zurückgezogen, die Fischer auf der See waren, saß der Aufstand noch auf dem leeren, weißen, sommerlich kahlen Marktplatz und dachte ruhig an die Seinigen, die er geboren, aufgezogen, gepflegt und behütet hatte für das, was für sie am besten war.³⁵²

Ebenso wie in „Wo liegt die Rettung?“ geben auch die Ortsnamen im *Aufstand der Fischer* „keinen Aufschluß über die ungefähre geographische Lage des Schauplatzes“: „Ein ‚realistischer‘ Raum soll offenbar nicht geschaffen werden.“³⁵³ Die Abgeschlossenheit des Wirtshauses von der winterlichen Naturgewalt korrespondiert mit der Isoliertheit der Insel und der Bedrohung

³⁵⁰ „Hinz und Kunz“, *Duden – Redewendungen*, 364.

³⁵¹ „Hinz und Kunz“, *Lexikon der Redensarten*, 263.

³⁵² Anna Seghers, *Aufstand der Fischer von St. Barbara. Erzählung* (Berlin: Aufbau, 1993), S. 5. In der Folge zitiert mit der Sigle ‚AdF‘.

³⁵³ Nicole Suhl, *Anna Seghers: „Grubetsch“ und „Aufstand der Fischer von St. Barbara“*. *Literarische Konstrukte im Spannungsfeld von Phänomenologie und Existenzphilosophie* (Frankfurt a.M.: Lang, 2002), S. 222 und 223.

durch das Meer: „Wie Schüsse in der Nacht, krachte das Meer gegen die Felsen.“ (AdF 28) Auch auf der Insel fungiert eine Schenke als Rückzugsraum, doch während sich dort „ein Haufen Menschen grundlos zusammendrückte“ (AdF 71), wird in ‚Wo liegt die Rettung?‘ aus der Zweck- eine Wahlgemeinschaft. Ähnlich wie hier – mit Ausnahme des Häuslers Kunz – erfährt der Leser auch in Seghers’ Roman kaum biographische Informationen, stattdessen werden die Figuren „anhand weniger charakteristischer Details beschrieben“.³⁵⁴ Dass Otto-Walsters sozialdemokratischer Geselle als Letzter auf die bereits Anwesenden trifft und seine Überzeugung und Erfahrungswerte mitteilt, wiederholt sich abgewandelt im *Aufstand der Fischer*, wenn der Rebell Hull zu den Insulanern stößt und als Katalysator wirkt: „Jetzt wird es ernst, das kann man daran sehn, daß er gekommen ist.“ (AdF 16) Die *settings* beider Prosatexte liegen gleichsam in einem „Niemandland“, das einen „Mikrokosmos“ darstellt, in dem die stattfindenden Ereignisse „Allgemeingültigkeit“ und eine prognostische Dimension erlangen.³⁵⁵ Der niedergeschlagene Aufstand hat „eine geschichtliche Kontinuität begründet, in der dieser Kampf weitergeführt werden und letztlich siegreich bleiben wird“.³⁵⁶ Obwohl – oder gerade weil – die Geschichte von Anna Seghers „unbestimmt in ihrer geographischen und historischen Situierung“ bleibt, beschreibt sie „mit ihrem plastisch modellierten Bild vom Aufstand“ so treffsicher „das aktuelle Zeit- und Lebensgefühl in der von wirtschaftlichen, sozialen und ideologischen Krisen und Kämpfen erschütterten Weimarer Republik“.³⁵⁷ Auch ‚Wo liegt die Rettung?‘, zwischen ‚C.‘ und ‚M.‘ nicht eindeutig zu verorten, verhandelt die

³⁵⁴ Suhl, *Anna Seghers*, S. 228.

³⁵⁵ Suhl, *Anna Seghers*, S. 234.

³⁵⁶ Dieter Heilbronn, ‚Von der Trostlosigkeit zum sozialen Profil. Zur Figurenzeichnung in *Grubetsch* und *Aufstand der Fischer von St. Barbara*‘, *Anna Seghers, Materialienbuch*, hg. von Peter Roos und Friederike J. Hassauer-Roos (Darmstadt u.a.: Luchterhand, 1977), S. 42-51 (S. 48).

³⁵⁷ Sonja Hilzinger, ‚Nachwort‘, AdF, S. 111-119 (S. 112).

politisch brisanten Fragen zum Entstehungszeitpunkt der Kalendergeschichte 1874, als ADAV und SDAP zusammengeführt werden.

Weiterentwicklung in Peter Weiss' *Ästhetik des Widerstands*

Hinsichtlich des entindividualisierten Erzählens kann Otto-Walsters Text auch als Vorläufer von Peter Weiss' *Ästhetik des Widerstands* gelesen werden, einem diskursiven Text, der gleichzeitig als Roman ‚von unten‘ funktioniert. Als „literarisches Modell, in dem ästhetische und politische Reflexionen sich aufeinander beziehen, sich miteinander verbinden und ineinander übergehen“,³⁵⁸ setzt die *Ästhetik des Widerstands* der ‚aufoktroierten‘ Geschichtsüberlieferung mit dem Ziel der „Demoralisierung und Verdummung“³⁵⁹ eine Figur der „Umkehrung“ entgegen (ÄdW I, 53):

Von oben her war die Geschichte gegeben worden, dort wurde überzeugend dargestellt, daß jeder Aufruhr erstickt werden konnte, und ebenso selbstverständlich wechselten die Profiteure. Alles vollzog sich nach unveränderlichen Prinzipien, denn sie, die uns das Bild der Welt überlieferten, standen immer auf Seiten derer, die die Regeln der Welt bestimmten. Die Widersacher gab es von Anfang an, für sie war die Geschichte eine einzige Folge von Entsetzen und Aufbegehren, nur kamen sie, unter all den Oligarchen, nicht zu Wort [...]. (ÄdW I, 72f.)

Der „Subjektbegriff“ in der *Ästhetik des Widerstands* „meint das *handelnde, lernende und sich bildende Kollektiv der Widerstehenden*“: „Subjekte werden die Menschen erst im Rahmen einer solidarisch betriebenen geschichtlichen Praxis, in der Bildung eine zentrale Rolle spielt.“³⁶⁰ Der Ich-Erzähler tritt hier als einer dieser Widersacher auf, der die Geschichte in seinem Sinne zu

³⁵⁸ Jost Müller, *Literatur und Politik bei Peter Weiss: die „Ästhetik des Widerstands“ und die Krise des Marxismus* (Wiesbaden: Dt.-Univ.-Verl., 1991), S. 9.

³⁵⁹ Peter Weiss, *Ästhetik des Widerstands, Roman, Erster Band* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1975), S. 35. In der Folge zitiert mit der Sigle ‚ÄdW I‘.

³⁶⁰ Armin Bernhard, *Kultur, Ästhetik und Subjektentwicklung: edukative Grundlagen und Bildungsprozesse in Peter Weiss' „Ästhetik des Widerstands“* (Frankfurt a.M.: dipa, 1994), S. 85 und 85f.

rekonstruieren bemüht ist. Walter Benjamin hat den sozialdemokratischen Fortschrittsglauben einmal als „Fortschritt der Menschen selbst (nicht nur ihrer Fähigkeiten und Kenntnisse)“, als „unabschließbare[n] (einer unendlichen Perfektibilität der Menschheit entsprechende[n])“ sowie als „wesentlich unaufhaltsame[n] (als ein selbsttätig eine grade oder spiralförmige Bahn durchlaufende[n])“ Prozess ausdifferenziert.³⁶¹ In der *Ästhetik des Widerstands* drückt sich die Vorstellung dieser spiralförmigen Entwicklung nicht nur im politischen, sondern auch im künstlerischen Bereich aus:

Auch die Geschichte der Kunst glich einer Spirale, in deren Verlauf wir immer in der Nähe des Früheren waren, und alle Bestandteile ständig aufs Neue moduliert und variiert sahn, und wenn sich eine für uns bedeutsame Veränderung ergab, so lag sie darin, daß wir den anfänglichen Wert der Kunst wiederentdeckt hatten, denn sie war, seitdem es ein Denken gab, Eigentum aller, verwachsen mit unsern Impulsen und Reflexen. (ÄdW I, 75f.)

Anders als in ‚Wo liegt die Rettung?‘ sind die Romanfiguren in der *Ästhetik des Widerstands* als „Repräsentanten – Allegorien – bestimmter Haltungen und Reaktionsmöglichkeiten in einem konkreten historischen Prozeß“ angelegt.³⁶² Sie können als „Begriffsallegorie“ bezeichnet werden, als Verkörperung „eines Begriffs durch ein rational faßbares Bild“.³⁶³ Durch die wechselseitige Kommunikation und Interaktion der Figuren werden sie zu Komponenten einer „Geschehensallegorie“, dienen somit zur „Veranschaulichung [...] eines abstrakten Vorstellungskomplexes oder Begriffsfeldes durch eine Bild- und Handlungsfolge“.³⁶⁴ Ihre „fehlende Tiefe“ wird in der Forschung als „Verfremdungseffekt[] in dem Sinne“ verstanden, „dass die endgültige Deutung

³⁶¹ Walter Benjamin, ‚Über den Begriff der Geschichte‘, Walter Benjamin, *Gesammelte Schriften*, Bd. I,2: *Abhandlungen*, hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1974), S. 691-704 (S. 700).

³⁶² Achim Kessler, „Schaffe die Einheit!“ *Die Figurenkonstellation in der „Ästhetik des Widerstands“ von Peter Weiss* (Berlin u.a.: Argument, 1997), S. 19.

³⁶³ ‚Allegorie‘, *Metzler-Literatur-Lexikon: Stichwörter zur Weltliteratur*, hg. von Günther und Irmgard Schweikle (Stuttgart: Metzler, 1984), 9.

³⁶⁴ ‚Allegorie‘, *Metzler-Literatur-Lexikon*, 9.

nicht aus der Tiefe des Kunstwerks erfolgt, sondern dem Leser oder Zuschauer überlassen bleibt“.³⁶⁵ Vom Rezipienten wird gefordert, sich „auf die literarischen Inszenierungen der gesellschaftlichen Verhältnisse und Beziehungen“ einzulassen.³⁶⁶ In der Kalendergeschichte Otto-Walsters begegnet allerdings keine Verfremdung und auch die dialogische Ausrichtung wird eingeschränkt, denn das Ergebnis steht fest. Die Figuren repräsentieren politische Ansichten und Affiliationen, stellen jedoch keine Allegorien von Begriffen dar.

Performative Anlage

In Otto-Walsters Kalendergeschichte wird der ‚ewige Klassenkampf‘ positiv als Emanzipationsstreben der Klasse in Szene gesetzt. Während die didaktische Verfahrensweise, das rhetorische ‚Handwerkszeug‘ und die eingesetzte Kontrasttechnik den Prosatext in die Nähe der Manifest-Literatur rücken, erinnert er durch seine ausgeprägte Dialogizität, den schnellen Wechsel von Rede und Gegenrede an ein Theaterstück, hat demnach ein performatives Potenzial.

Auf dem Gebiet des Arbeitertheaters hatte sich vor allem Johann Baptist von Schweitzer mit seinen Dialogen ‚Ein Schlingel‘ (1867) und ‚Eine Gans‘ (1870) verdient gemacht, in denen er Auszüge aus Marx’ *Kapital* publikumswirksam umsetzte: „Durch die Aufführungen wurden mehr Arbeiter und Parteifunktionäre mit der Lehre über den Mehrwert vertraut gemacht, als durch den Absatz des ersten Bandes des Buches von Marx selber.“³⁶⁷ Auch Otto-Walster konnte sich neben kürzeren Prosaformen (Kalendergeschichten und Feuilletonerzählungen)

³⁶⁵ Karen Hvidtfeldt Madsen, *Widerstand als Ästhetik. Peter Weiss und die Ästhetik des Widerstand*, aus dem Dänischen von Ursula Kleinen und Monika Wesemann (Wiesbaden: Dt. Univ.-Verl., 2003), S. 112.

³⁶⁶ Müller, *Peter Weiss*, S. 108.

³⁶⁷ Peter von Rügen, *Sozialdemokratisches Arbeitertheater (1848-1914). Ein Beitrag zur Geschichte des politischen Theaters* (Frankfurt a.M: Athenäum, 1973), S. 39.

und umfangreichen historischen Romanen als Schriftsteller von Theaterstücken einen Namen machen. So verfasste er basierend auf Wilhelm Liebknechts Broschüre ‚Zur Grund- und Bodenfrage‘ das zweiaktige Lustspiel ‚Ein verunglückter Agitator oder Die Grund- und Bodenfrage‘ (1874),³⁶⁸ das „in der Dramaturgie der Agitationsstücke der Arbeiterbewegung eine neue Entwicklung“ markiert. Denn Otto-Walster „legt hier nicht mehr ein schwer spielbares Lesedrama vor“, sondern „bringt eine bühnenwirksame Komödie“.³⁶⁹ Allerdings habe ‚Ein verunglückter Agitator‘ aufgrund der „vergleichsweise große[n] Zahl langer und wichtiger Rollen“ die „personellen und schauspielerischen Möglichkeiten“ der Arbeitervereine überfordert, weshalb das Lustspiel nur selten zur Aufführung kam und damit als Agitationsstück scheiterte.³⁷⁰ Zwar hätten die Kammerspiel-Eigenschaften von ‚Wo liegt die Rettung?‘, das mit nur einem Schauplatz und lediglich fünf Figuren auskommt, der Kalendergeschichte womöglich einen gewissen Erfolg auf der Bühne beschert. Doch trifft auf den Prosatext Otto-Walsters auch zu, was Peter von Rügen in Hinblick auf zeitgleiche Theaterstücke als gestalterisches Problem feststellt: „Die Entfaltung differenzierter politischer und ökonomischer Meinungen der Sozialdemokratie in Streitgesprächen machte die Texte undramatisch, handlungsarm“, was „die beabsichtigte Agitationswirkung stark beeinträchtigten“ musste: Information war an Unterhaltung gekoppelt.³⁷¹ Diese Koppelung kommt hier zu kurz, wodurch das emanzipatorische Potenzial der Kalendergeschichte geschmälert wird.

³⁶⁸ Das Stück erschien erstmals im *Volkskalender für 1875* in Braunschweig und wurde 1877 als Buchausgabe von der *Volksstimme des Westens* in St. Louis publiziert (Otto-Walster war 1876 in die USA ausgewandert und kehrte erst 1890 nach Deutschland zurück). ‚Ein verunglückter Agitator‘ fand Aufnahme in den ersten, von Ursula Münchow herausgegebenen Band *Aus den Anfängen der sozialistischen Dramatik* (Berlin: Akademie, 1987), S. 33-77.

³⁶⁹ Rügen, *Sozialdemokratisches Arbeitertheater*, S. 45.

³⁷⁰ Rügen, *Sozialdemokratisches Arbeitertheater*, S. 50.

³⁷¹ Rügen, *Sozialdemokratisches Arbeitertheater*, S. 52.

IV.4.2 ‚Im Hinterhause‘ von Robert Schweichel

Nun soll ein Blick in den Parteikalender *Der arme Conrad* geworfen werden, der im Zuge der Vereinigung der sozialdemokratischen Partei in Gotha 1875 zum ersten Mal *auf das Schaltjahr 1876* erscheint. Im Kalendertitel wird das Publikationsmedium vermenschlicht – in der Manier des vorindustriellen Volkskalenders *Der Hinkende Bote*. Jan Knopf bringt diese Personifizierung in Zusammenhang mit der „Art der Verbreitung durch Kolporteur“: in einem „Kalendermann“ werde „eine identifizierbare Person“ geschaffen, die sich als „Dialogpartner des Lesers kundtut“.³⁷² Darüber hinaus spielt der Titel auf eine historische Erscheinung an: die Bauernaufstände im frühen 16. Jahrhundert in Süddeutschland. *Armer Konrad* – so nannten sich die im Geheimen agierenden Bauernbünde, die 1514 gegen ihren Landesherrn Herzog Ulrich von Württemberg protestierten.³⁷³ In der ersten Ausgabe des Parteikalenders wird gleich zu Beginn der geschichtliche Hintergrund erläutert. Die Vereinigung „des armen Konrad“ stellte eine frühe Form demokratischer Organisation dar: „Der Bund gab sich seine eigenen Gesetze und hatte seine bestimmten Versammlungsorte und Tage.“³⁷⁴ Durch die Überlieferung der Gründungslegende der (ersten) Arbeiterverbrüderung wird an eine revolutionäre Phase der deutschen Geschichte angeknüpft:

Als [...] die neue Kapitalsteuer ausgeschrieben wurde, nahm der Hauptmann des armen Konrad in großer Versammlung auf freiem Felde eine Schaufel, zog damit einen großen Ring und rief, indem er sich darein stellte:

„Der arme Konrad heiß ich, bin ich, bleib ich,

Wer nicht will geben den bösen Pfennig,

³⁷² Knopf, *Die deutsche Kalendergeschichte*, S. 23.

³⁷³ Vgl. Hans-Martin Maurer, ‚Der Arme Konrad – ein Aufstand in Württemberg‘, *Der Gerechtigkeit einen Beistand thun... Vorträge und Dokumente zum Bauernkrieg*, hg. im Auftrag der Stadt Weinstadt von Thomas Schwabach (Remshalden-Buoch: Hennecke, 2004), S. 17-33.

³⁷⁴ [N.N.], ‚Der arme Konrad‘, *Der arme Conrad. Illustrierter Kalender für das arbeitende Volk auf das Schaltjahr 1876*, III-VII (S. VI).

Der trete mit mir in diesen Ring.“

Und es traten an die zweitausend Bauern und Bürger [!] nach einander in den Ring.³⁷⁵

Im Anschluss schlägt der Herausgeber den Bogen zur zeitgenössischen Situation, indem er die Lage der Bauern zu Beginn des 16. Jahrhunderts mit der Situation der Arbeiter in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vergleicht: „Der ‚böse Pfenning‘ ist aus der Welt nicht verschwunden. Der Arbeiter in den Städten und auf dem Lande zahlt ihn fort und fort von seinem Schweiß, so daß er die Früchte seines Fleißes eben so wenig genießen mag, wie Würtembergs armer Konrad.“³⁷⁶ Das gesellschaftliche Ungleichgewicht aus vorindustrieller Zeit wird für die kapitalistisch regierte Gegenwart geltend gemacht, die „dem arbeitenden Volke das Blut aussaugt, ganz so wie die Fürsten, Raubritter und Pfaffen des Mittelalters es gethan“, und die „eine neue Leibeigenschaft begründet hat“.³⁷⁷ Schließlich kulminiert die Entsprechung von Historie und Jetzt-Zustand in der Forderung, es den Aufständischen gleichzutun und „den Bund des arbeitenden Volks“ zu gründen.³⁷⁸

In diesem sozialdemokratischen Medium *für das Jahr 1878* wurde Robert Schweichels Kalendergeschichte ‚Im Hinterhause‘ veröffentlicht. Dass die Erstpublikation³⁷⁹ unter dem Pseudonym Heinrich Friedmann erfolgte, mag mit den durch das Sozialistengesetz bedingten Restriktionen zusammenhängen. Dieser Gesetzesentwurf wird in der Forschung nahezu einhellig als „Präventivschlag“ und weniger als eine „spontane Abwehrreaktion“

³⁷⁵ N.N., *Der arme Konrad*, S. VI.

³⁷⁶ N.N., *Der arme Konrad*, S. VII.

³⁷⁷ N.N., *Der arme Konrad*, S. VII.

³⁷⁸ N.N., *Der arme Konrad*, S. VII. Thematisch wird an die Vorrede angeschlossen, indem Robert Schweichels kurze Erzählung ‚Florian Geyers Heldentod‘ folgt, die die tragende Rolle des fränkischen Reichsritters im Bauernaufstand von 1525 beleuchtet.

³⁷⁹ 1900 wird sie erneut, und um Illustrationen ergänzt, im Wochenblatt *In freien Stunden* abgedruckt.

aufgefasst.³⁸⁰ Um die erstarkende Arbeiterbewegung und ihre politische Vertretung, die Sozialdemokratie, unter Kontrolle zu halten, bediente sich der neue deutsche Staat einer „Doppelstrategie“: „Dem Sozialistengesetz zeitlich und politisch parallel lief der Aufbau des Sozialversicherungssystems.“³⁸¹ Diese „Kombination von polizeistaatlichen und sozialstaatlichen Mitteln“, die „Gleichzeitigkeit von Repression und Integration“ wird generell als „ganz spezifische Form des Klassenkampfes von oben“ mit weitreichenden Auswirkungen auf die politische Landschaft Deutschlands interpretiert.³⁸²

Schweichels Werdegang und zeitgenössische Stimmen

Geboren 1821 in Königsberg, engagierte sich Robert Schweichel bereits in seiner Jugend im dort ansässigen Arbeiterverein. Anfang der 1860er Jahre gründete er mit dem Politiker Wilhelm Liebknecht das *Demokratische Wochenblatt*. Allerdings trat er nur selten aktiv auf die politische Bühne, so ausnahmsweise 1868, als er für den in Nürnberg tagenden *Vereinstag der Arbeitervereine* das Hauptreferat hielt.³⁸³ Dass sich Schweichels literarisches Schaffen keiner politischen Richtung eindeutig zuordnen lässt, belegt die Tatsache, dass er Ende der 60er Jahre den Posten als Feuilletonredakteur bei

³⁸⁰ Arno Klönne, *Die deutsche Arbeiterbewegung. Geschichte – Ziele – Wirkungen*, unter Mitarbeit von Barbara Klau und Karl Theodor Stiller (Düsseldorf u.a.: Diederichs, 1980), S. 58.

³⁸¹ Klönne, *Die deutsche Arbeiterbewegung*, S. 58.

³⁸² Klönne, *Die deutsche Arbeiterbewegung*, S. 59.

³⁸³ Ein Auszug aus dieser Rede: „Es ist eine hohle Phrase, eine leere Redensart, wenn die Bourgeoisie der Arbeiterpartei ‚die Heiligkeit der individuellen Freiheit‘ entgegenhält. Wohl ist die individuelle Freiheit heilig, aber wo ist sie? Freiheit setzt gleiches Recht voraus; doch vergebens suchen wir im Staate nach der Gleichstellung der Arbeiter gegenüber den beiden herrschenden Klassen. Das größere Maß der Rechte, das größere Maß der Freiheit gehört der Bourgeoisie und Aristokratie, und diese Ungleichheit stempelt die individuelle Freiheit, welche die herrschenden Klassen im Munde führen, zur Willkür. Diese individuelle Freiheit der Bourgeoisie heißt: Unantastbarkeit der Kapitalherrschaft!“ (‚Bericht über den Fünften Vereinstag der Deutschen Arbeitervereine am 5., 6. und 7. September 1868 zu Nürnberg, hg. vom Vorort Leipzig, 2. Aufl., Leipzig o. J.‘, *Berichte über die Verhandlungen der Vereinstage deutscher Arbeitervereine 1863-1869*. Nachdrucke, hg. von Dieter Dowe [Berlin u.a.: Dietz, 1980], S. 145-184 [S. 150f.]).

der *Deutschen Roman-Zeitung* übernahm,³⁸⁴ einige Jahre darauf dann vor allem Kalendergeschichten in sozialdemokratisch ausgerichteten Parteizeitungen veröffentlichte, im weiteren Verlauf zahlreiche Rezensionen zu europäischen Prosawerken und literarischen Strömungen für die *Neue Zeit* verfasste³⁸⁵ und um die Jahrhundertwende schließlich in der Autorenbibliografie der Wochenschrift *In freien Stunden* an prominenter Stelle steht.³⁸⁶ Im 20. Jahrhundert hingegen geriet Robert Schweichel, der 1907 in Berlin verstarb, in Vergessenheit.³⁸⁷ Obwohl der Autor zeit seines Lebens mit dem sozialdemokratischen Gedankengut sympathisierte und Arbeitsmaterial für seine fiktiven Geschichten aus sozialistischen Quellen entnahm, schätzte er sich in erster Linie als künstlerisch freier (Berufs-)Schriftsteller ein, dessen Werk nicht auf die getreue Wiedergabe der sozial, politisch und historisch verorteten Realität reduziert werden kann. In einem Brief an Wilhelm Liebknecht zieht

³⁸⁴ Die *Roman-Zeitung* präsentierte dem Leser Romane und Erzählungen bekannter zeitgenössischer Autoren aus dem zumeist liberalen bürgerlichen Lager wie Gutzkow, Heyse, Lewald, Raabe und Spielhagen. Als breit rezipiertes Medium der Familien- und Unterhaltungsliteratur wirkte sie geschmacksbildend und beeinflusste das öffentliche Bild der deutschen Literaturlandschaft.

³⁸⁵ *Die Neue Zeit. Revue des geistigen und öffentlichen Lebens* (ab 1901 *Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie*), 1883 gegründet und hg. von Karl Kautsky. Von Schweichel erschienen u.a. die eigene Erzählung ‚Ein Blatt aus dem Leben der Enterbten‘ (*Die Neue Zeit* 17 [1898/99], 2. Bd. [1899], H. 44, 571-576; H. 45, 605-608; H. 46, 636-640; H. 47, 668-672) sowie die Rezension ‚Der naturalistische Roman bei den Russen und Franzosen‘ (*Die Neue Zeit* 5 [1887], H. 1, 1-14; H. 2, 62-70; H. 3, 105-114).

³⁸⁶ Hierbei handelt es sich um eine frühe Variante der Illustrierten, die für das recht weit gefasste ‚arbeitende Volk‘ sowohl deutschsprachige als auch europäische Literatur in Übersetzung in Text-Bild-Kombination bereithielt.

³⁸⁷ Die letzten Lebensjahre Robert Schweichels und seiner Frau Elise Langer, apropos auch Berufsschriftstellerin, müssen, wenn nicht von finanzieller Not, so doch von Geldknappheit gezeichnet gewesen sein. Das lässt zumindest eine Bittschrift seines Freundes Liebknecht von 1891 vermuten, in der er Schriftstellerkollegen und Parteimitglieder um eine Spende zu Schweichels 70. Geburtstag auffordert: „Robert Schweichel nimmt einen hervorragenden Platz unter den Männern ein, welche mit selbstloser Hingebung bemüht waren, das Standesinteresse der deutschen Schriftsteller und Journalisten zu kräftigen, ihnen durch genossenschaftliche Vereinigung die Früchte ihrer Arbeit zu sichern. [...] | Es scheint nur Pflicht der Dankbarkeit, die Gelegenheit der Feier seines 70. Geburtstags zu benutzen, um dem Veteranen unter den Journalisten, dem beliebten Schriftsteller, dem hochverdienten Präsidenten des Deutschen Schriftstellerverbandes eine **Ehrengabe** zu stiften, die ihn in den Stand setzt, den Abend seines Lebens sorgenfrei herannahen zu sehen.“ (Nachlass Wilhelm Liebknecht, ‚Aufruf, Spende für eine Ehrengabe zum 70. Geburtstag v. Robert Schweichel, 1. März 1891‘, BArch, NY 4034/53, Hervorhebung im Original).

Schweichel klar die Trennlinie zwischen politischem Engagement und dichterischer Autonomie:

[...] ich habe meine sozialpolitischen Ansichten nie verleugnet und in den Kreisen, in welchen ich mich hier bewege, kennt sie jeder. Auch weißt Du, daß ich die Partei unterstütze, wo und wie ich kann. [...] Aber ein Parteimann in Deinem Sinne bin ich nie gewesen und werde es nie sein, einfach weil mir dazu das Zeug fehlt und weil mir als Novellisten die Schranken der *Partei* zu eng sind.³⁸⁸

Diese Tatsache hebt auch Tanja Bürgel in ihrer biografischen Kurznotiz zu Robert Schweichel hervor, wenn sie bemerkt, dass er im „Unterschied zu anderen Prosautoren, die in den 70er Jahren für die Organe der Arbeiterbewegung zu schreiben begannen [...], strikt zwischen seiner politischen Haltung und seinen Ambitionen als Schriftsteller“ zu trennen verstand. Er habe sich selbst vielmehr „als Volksschriftsteller“ gesehen, „der vom starken Kern im Leben und Denken proletarischer Schichten überzeugt war“ und damit „die Hoffnung auf eine Gesundung der gesamten Gesellschaft in einer zukünftigen ‚sozialen Demokratie‘“ verband.³⁸⁹

Schweichels literarische Anfänge stehen in enger thematischer Verwandtschaft zur Dorfgeschichte; er konzentrierte sich „auf überschaubare, ländlich-kleinstädtische Schauplätze“, „auch wenn er das Proletariat beschrieb“ (FT 225). Seine frühen, in den 50er und 60er Jahren des 19. Jahrhunderts veröffentlichten Erzählungen sind vor allem von einem bürgerlichen Publikum rezipiert worden. Rezensionen einiger seiner Prosatexte erschienen in eher konservativ ausgerichteten Journalen. So bemerkt ein Literaturkritiker 1865 im *Magazin für die Literatur des Auslandes* wohlwollend, Schweichels

³⁸⁸ Brief Robert Schweichels an Wilhelm Liebknecht, Berlin Juni [1873], Wilhelm Liebknecht, *Briefwechsel mit deutschen Sozialdemokraten*, Bd. 1: (1862-1878), hg. und bearb. von Georg Eckert (Assen: van Gorcum, 1973), S. 494-499 (S. 496).

³⁸⁹ Tanja Bürgel, ‚Schweichel, Robert (Ps.: Heinrich Friedmann)‘, *Lexikon sozialistischer Literatur*, 428.

Novellensammlung *Jura und Genfersee* habe „die Beachtung des gewählteren deutschen Publikums“ verdient.³⁹⁰ Es handle sich um „eine reine Dorfgeschichte mit derben Bauern, richtig gezeichneten Handwerkern, Landdirnen, Jahrmärkten und lebensfrischen Naturbildern, nach denen man malen könnte“, „ein natürliches Meisterstück, welches entsprungen ist aus dem Genius des Dichters und der realen Wirklichkeit, aber beide so innig vermischt, daß man nicht herauszufühlen vermag, wo die Gränze von beiden ist.“ Nach diesem Lob, das sich beim Vokabular des Poetischen Realismus bedient, ermahnt der Kritiker den Schriftsteller abschließend, tunlichst die literarischen Bedürfnisse der ‚richtigen‘ Zielgruppe zu befriedigen; anstatt eine „leicht bestellbare Portion ‚Caviar für’s Volk‘“ abzuliefern, solle er lieber Novellen schreiben, die „sich nur für Kreise, die wir die unsrigen zu nennen gewöhnt sind“, eigneten „und auf deren volle Befriedigung [...] es einem Dichter wie Robert Schweichel allein ankommen“ dürfe. Zusammengefasst: Wirklichkeitsgetreue, jedoch den poetisierenden Abstand zum Erzählgegenstand wahrende und vorbildhafte Wiedergabe ohne zu viel Pathos und Volksnähe wird vom bildungsbürgerlichen Rezipienten eingefordert – und dem Autor im Gegenzug dafür die Aufnahme in den kanonischen Dichterolymp in Aussicht gestellt.³⁹¹

Auch drei Jahre darauf gesteht die Kritikerin Emmy von Dincklage-Campe in ihrer Besprechung der Novellensammlung *Im Hochland* dem Autor noch „ein

³⁹⁰ F. M., ‚Kleine literarische Revue‘, *Magazin für die Literatur des Auslandes* 34, Nr. 18, 29. April 1865, 252. Alle Zitate in diesem Absatz sind dieser Quelle entnommen.

³⁹¹ Als Randnotiz sei an dieser Stelle angemerkt, dass der Privatmensch Robert Schweichel bereits zur Zeit der Veröffentlichung seiner Novellensammlung in den 1860er Jahren eine radikaldemokratische Ansicht vertrat, wie aus einem Brief an Wilhelm Liebknecht hervorgeht: „Wird denn nie in Deutschland eine Zeit kommen, wo man geistige Arbeit angemessen bezahlt? Ich hoffe, sie wird kommen, wir aber werden freilich keinen Vortheil davon haben. O, es ist entsetzlich, daß wir fort u[nd] fort mit unserem geistigen Schweiß diese Bourgeois mästen müssen. Und da kommen noch Leute u[nd] wundern sich, daß wir für das Proletariat kämpfen!“ (Brief Schweichels an Liebknecht, 8. Februar 1866 aus Hannover. Liebknecht, *Briefwechsel mit deutschen Sozialdemokraten*, Bd. 1, Nr. 64, S. 154-158 [S. 157]).

ungewöhnliches Talent“ zu.³⁹² Schweichels Erzählungen seien „sehr fesselnd, umso fesselnder, weil naturwahr“. Doch einschränkend fügt die Rezensentin hinzu:

Auch der Leser ist nicht immer für erschütternde Effecte gestimmt – man sieht gerne eine gut gemalte Gewitterlandschaft aber ein Dutzend Gewitterlandschaften hängt man nicht gern in's Zimmer. Schriftsteller, die wie Herr Schweichel, ein ‚Genre‘ erfassen, haben sich vor ‚Manier‘ zu hüten.

Unmissverständlich eine Warnung vor Kitsch: Schweichel müsse zukünftig darauf achten, dass die „poetische Staffage“ nicht auf Lasten der „glaubwürdig[en]“ Handlung gehe, „die Neigung zu traurigen Katastrophen“ kein „künstlichen Parfüm“ erzeuge. Gerade seine bereits unter Beweis gestellte „poetische Begabung“ habe die Erwartungshaltung des Publikums in die Höhe getrieben.

Spätestens für 1873 lässt sich nachweisen, dass sich das demographische Milieu, in dem Schweichels Texte rezipiert werden, wandelt. Es ist nicht länger ausschließlich das Bildungsbürgertum, das seine Romane diskutiert. Vielmehr findet sich eine Besprechung seiner Werke nun auch im demokratischen Wochenblatt *Die Wage*, das einen Ausgleich zwischen Bürgertum und Arbeiterbewegung anstrebt. Hier ernten die Prosatexte Schweichels die einhellige Zustimmung des Kritikers Albert Dulk. Der Autor bringe „im Einzelnen stets Allgemeinleben zu Tage, so daß das Bild ein kompakt-organisches“ werde und „nicht mehr das Individuum nur, sondern in ihm den höheren Kreis der Menschheit“ zeige.³⁹³ Dulks Einschätzung zufolge führt Schweichel „unsern

³⁹² E. von Dincklage-Campe, *Im Hochland. Novellen aus der romanischen Schweiz von Robert Schweichel. Dritte Sammlung.* Berlin 1868. C. H. Lüderitz'sche Verlagshandlung, *Allgemeine Literatur-Zeitung zunächst für das katholische Deutschland* 15, 64. Alle Zitate in diesem Absatz sind dieser Quelle entnommen.

³⁹³ Albert Dulk, ‚Robert Schweichel. Der Bildschnitzer vom Achensee. Roman in drei Bänden. Berlin. – Janke. 1873‘, *Die Wage. Wochenblatt für Politik und Literatur* 1, Nr. 1, 3. October 1873, 8-12 (S. 10).

Blick, unser Bewußtsein in die Adern der Gesellschaft“.³⁹⁴ Pathetisch bezeichnet er die Schreibweise Schweichels als „Vorboten eines neuen Romans, der mit sittlicher Tiefe als den wahren Lebensgrund des Einzelnen das Leben der Gesellschaft erfaßt und künstlerisch in das Bewußtsein bildet“.³⁹⁵ Die Schlagwörter ‚Sittlichkeit‘ und ‚Wahrheit‘ sowie die Verknüpfung von Besonderem und Allgemeinem spiegeln eine Auffassung wider, die sich nicht allzu stark von den Positionen der bürgerlichen und poetischen Realisten unterscheidet und bisher schon oft aufgefundene ethische Positionen aufgreift:³⁹⁶ In der künstlerischen Gestaltung eines signifikanten *pars pro toto* offenbart sich der Gesamtzusammenhang. Allerdings weise Schweichel über diese bürgerliche Konzeption hinaus, gerade weil er sich auf der Suche nach dem Besonderen im Allgemeinen in die niederen gesellschaftlichen Schichten begeben. Diese Verlagerung des Interesse ‚nach unten‘ wird konsequent weitergeführt, indem sich der Autor von der ländlichen Dorfgeschichte ab- und der sozialdemokratischen Kalendergeschichte zuwendet, in der er den Übergang von der Hand- zur Industriearbeit nachzeichnet.

Stellvertretend dafür soll hier ‚Im Hinterhause‘ diskutiert werden – eine ‚untypische‘ Kalendergeschichte, die in den wesentlichen Punkten von Otto Walsters ‚Wo liegt die Rettung?‘ abweicht. Im Gegensatz zum Streitgespräch, dessen rhetorisch-didaktische Ausprägung und entindividualisierte Figurenkonzeption eindeutig in die Richtung einer sozialistischen Ästhetik weist,

³⁹⁴ Dulk, *Robert Schweichel*, S. 11.

³⁹⁵ Dulk, *Robert Schweichel*, S. 12.

³⁹⁶ Mit den Worten Otto Ludwigs: Der Dichter „nimmt den einzelnen Fall, wie er in der gemeinen Wirklichkeit ist, und zieht das Allgemeine daraus ab, dieses verbesondert er wiederum und bringt so ein höheres Wirkliches hervor, das poetisch Wirkliche. [...] Das Wirkliche wird zum Ideal simplifiziert und wiederum zum poetisch Wirklichen individualisiert.“ (Zitiert nach: Ulf Eisele, *Realismus und Ideologie: zur Kritik der literarischen Theorie nach 1848 am Beispiel des ‚Deutschen Museums‘* [Stuttgart: Metzler, 1976], S. 63). Auch Theodor Fontanes bekannte Äußerung kann vergleichend herangezogen werden: „Der Realismus [...] will am wenigsten das bloß Handgreifliche, aber er will das Wahre.“ Als „Interessenvertretung‘ nach seiner Art“ sei er angelegt auf die „Wiederspiegelung alles wirklichen Lebens, aller wahren Kräfte und Interessen im Elemente der Kunst“ (Fontane, *Unsere lyrische und epische Poesie*, S. 359).

ist die erzähltechnische Beschaffenheit der Kalendergeschichte Schweichels nicht so leicht zu greifen. In der Folge wird ‚Im Hinterhause‘ als Text gelesen, der sich sowohl dem Kontext der Arbeiterliteratur als auch dem Kontext der bürgerlichen Geschichte entzieht, und sich also an zwei Folien gleichzeitig abarbeitet. Damit steht die Frage im Raum, ob durch diese doppelte Abgrenzung etwas Neues gelingt.

Originalveröffentlichung gegen Anthologieverision

Für die vorliegende Untersuchung werden zwei unterschiedliche Versionen der Erzählung herangezogen, weil sich aus deren Vergleich signifikante Aussagen ableiten lassen: Im Gegensatz zum Original aus dem Arbeiterkalender *Der arme Conrad für 1878* liegt der Text in der von Cäcilia Friedrich herausgegebenen Anthologie *Kalendergeschichten* (1975) in einer stark gekürzten Fassung vor.³⁹⁷ Durch das künstlich herbeigeführte *Happy ending* werden hier die sozialistische Botschaft und der Zukunftsoptimismus der Kalendergeschichte betont. Der Protagonist findet sowohl Liebesglück als auch wirtschaftliches Auskommen und darüber hinaus Anerkennung als Arbeiterdichter.

Der Inhalt sei an dieser Stelle gemäß der Originalversion wiedergegeben: Das erste Kapitel stellt die Ausgangslage des Protagonisten Gustav Rosen vor. Der Erzähler schildert sein familiäres Umfeld und skizziert seine Kindheit auf dem Land. Außerdem entdeckt der Buchbindergeselle Gottlieb Brauser, ein Bekannter Gustavs, dessen poetische Veranlagung. Das zweite Kapitel bringt Gustav mit der Arbeiterfamilie Starke zusammen, wodurch einerseits seine

³⁹⁷ Robert Schweichel, ‚Im Hinterhause. Eine Erzählung‘, *Der arme Conrad. Illustrierter Kalender für das arbeitende Volk für 1878*, 3. Jg., 61-88. Im Folgenden zitiert mit der Sigle ‚IH-AC‘. Wiederaufnahme in Friedrich, *Kalendergeschichten*, S. 91-117; im Folgenden gekennzeichnet mit der Sigle ‚IH-KG‘. Friedrich nennt als Jahr der Erstveröffentlichung *für 1879*, nicht *für 1878*, was auf eine nicht allzu genaue Recherche schließen lässt.

Weiterbildung in sozialistischen Lehren gewährleistet und seine dichterische Produktion angeregt, andererseits die Liebesgeschichte zwischen ihm und Emilie initiiert wird. Das dritte Kapitel baut allmählich Spannung auf und endet mit der Antizipation der Katastrophe: „Gustav, du hast getrunken!“ | „Nein, Mutter“, kam es heiser über seine Lippen. „Ich wollte, ich hätte es gethan, vielleicht ertrüge ich's denn. Es geht alles zu Ende!“ (IH-AC 78, 2) In einer Rückschau, in der die zwischenzeitlich stattgefundenen Ereignisse aufgeholt werden, erfährt Gustav im vierten Kapitel durch eine Arbeiterin vom Unglück Emiliens, wobei das Gespräch als prosaischer Botenbericht oder Mauerschau inszeniert wird. Der durch die unerwiderte Liebe zu Emilie in seiner Eitelkeit gekränkte Brauser ist ihr Todesschütze, aufgestachelt und in seinem Vorhaben bestärkt von Lina, einer Bekannten Gustavs aus Kindheitstagen. Während sich der Täter der Polizei stellt, spielt Lina ein falsches Spiel. Sie, die zuvor von Gustav mittel- und obdachlos aufgefunden und vom Selbstmord abgehalten wurde, verschweigt dem Lebensretter ihr Involviertsein in den Todesfall. Im fünften Kapitel liegt der Fokus auf dem moralischen Konflikt Gustavs. Der Tod Emiliens hat seinen agitatorischen Ehrgeiz und die dichterische Produktion zum Erliegen gebracht. Er wird erfolgreich von Lina umworben, doch bevor es zur geplanten Hochzeit kommen kann, nehmen seine Schuldgefühle Überhand und er endet tragisch in der Irrenanstalt. Dadurch dass diese Privatgeschichte in enger Korrelation mit der wirtschaftlichen Lage steht, weist die Erzählung auch eine geschichtliche, überindividuelle Dimension auf.

Während das Original vor allem gegen Ende das tragische Individuum in den Mittelpunkt rückt, liegt der Fokus in der Anthologie auf der Genese einer eigenständigen Arbeiterliteratur für das Kollektiv. Die Abschnitte, die nach Ansicht der Herausgeberin Schweichels Erzählung „in eine einfache

Liebesgeschichte“ verwandelten, wirkten sich nachteilig auf die übergeordnete Aussage des Textes aus. Somit sind gerade diejenigen Personen, welche den fatalen Fortgang der Handlung motivieren, also Lina und Brauser, in der Anthologie ausgeklammert bzw. übernehmen dort keine tragende Rolle. Friedrich rechtfertigt ihren Eingriff damit, dass sie die Aufmerksamkeit auf das zentrale „Thema von außerordentlicher Bedeutung“ habe lenken wollen: „Der Held Gustav Rosen entwickelt sich von einem lesenden zum schreibenden Arbeiter.“³⁹⁸ Schweichels Kalendergeschichte stelle den „Versuch“ dar, „ein entscheidendes Merkmal der proletarischen Klasse zu erfassen: den Prozeß der Lösung von der bürgerlichen Ideologie, der vor allem durch sozialistische Lektüre gefördert wurde“.³⁹⁹ Dass der Text durch das Herausstreichen eines kompletten Handlungsstrangs, der Brausers und Gustavs ‚Konkurrenzkampf‘ um Emilie sowie Linas Werben um Gustav gestaltet, in Hinblick auf thematische und stilistische Komplexität ‚verarmt‘, wird allerdings nicht reflektiert. Vielmehr bietet die editorische Auswahl dem Leser folgendes amüsant-versöhnliche Schlusstableau: „und während Starke sich nach Hause begab, um für Frau und Tochter die Abendkartoffeln an das Feuer zu setzen, ging Gustav seiner Braut entgegen“ (IH-AC 79, 1; IH-KG 117). Beide finden den Weg aus der Arbeitslosigkeit, indem sie als Erdarbeiter an einer neuen Eisenbahnlinie bauen. Obwohl der Erzähler explizit sagt, dass „man in Bezug auf die Kräfte nicht wählerisch“ war, verlegen sich die beiden Protagonisten angesichts ihrer ‚Beförderung‘ auf „Galgenhumor“, „denn eigentlich wären sie von jetzt ab Staatsbeamte“ (IH-AC 78, 2; IH-KG 117).

Die Kürzungen lassen einige Merkmale der Originalfassung umso deutlicher hervorstechen. So ist der Erstveröffentlichung ein Motto vorangestellt:

³⁹⁸ Friedrich, *Einleitung*, S. XXVI.

³⁹⁹ Friedrich, *Einleitung*, S. XXVII.

„Macht nicht so viel Federlesen,

Laßt mich immer nur herein:

Denn ich bin ein Mensch gewesen

Und das heißt ein Kämpfer sein.“ (IH-AC 61, 1)

In leichter Abwandlung sind diese Verse Goethes *West-östlichem Divan* entnommen, genauer dem ‚Chuld Nameh‘.⁴⁰⁰ In diesem ‚Buch des Paradieses‘ bittet der Dichter um Einlass in ebenjenes. Eigentlich läuft das Zitat Goethes der Intention einer autarken Arbeiterliteratur entgegen, doch im Kontext der Kalendergeschichte wird der Anspruch erhoben, mit der Erzählung einen Beitrag für den Kampf der Arbeiterbewegung zu leisten. Nicht die Integration in das Bürgertum wird angestrebt, sondern die Emanzipation als Arbeiterklasse.

Auch die äußere Gliederung der ursprünglichen Erzählung weicht bedeutend von der Version in der Anthologie ab: Im Kalender ist der Text in fünf Kapitel unterteilt.⁴⁰¹ Durch diesen Umstand wird das Drama als strukturelle Folie ins Spiel gebracht. Nicht unwichtig in diesem Zusammenhang ist auch die Funktion, die das dramatische Genre in der Anfangsphase der Arbeiterliteratur erfüllte: „Für die Agitation der sechziger und siebziger Jahre war das gesprochene, gesungene und gespielte Wort gewiß wichtiger als das geschriebene.“ (FT 192) Allerdings dominierte beim „Agitationstheater“ die „Komödie“, in der sich oft ein „Doppelkonflikt“ gestaltete: „die Auseinandersetzung zwischen Arbeiter- und Unternehmerinteressen neben einer dadurch verkomplizierten Liebesgeschichte“ (FT 195). Dagegen stellt ‚Im

⁴⁰⁰ Vgl. Johann Wolfgang von Goethe, *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*, hg. von Karl Richter in Zusammenarbeit mit Katharina Mommsen und Herbert G. Göpfert, Bd. 11, 1/2: *West-östlicher Divan* (München u.a.: Hanser, 1998), S. 117.

⁴⁰¹ Diese Vorgehensweise kann man auch in anderen Erzählungen Robert Schweichels beobachten, so in der Bergarbeiter-Kalendergeschichte ‚In Acht und Bann‘ (*Der arme Conrad für 1877*, 1-28) oder in den Weber-Kalendergeschichten ‚Die Weber von Ober-Geiersdorf‘ (*Volksstaat-Kalender für das Jahr 1873*, 41-63) und ‚Umsonst geopfert‘ (*Der arme Conrad für 1879*, 33-55).

Hinterhause' eher eine Tragödie in Prosa dar.⁴⁰² Zwar findet sich auch hier die obligatorische *histoire d'amour*, doch geht sie über die lediglich unterhaltende Funktion hinaus. Die Tatsache, dass die Kalendergeschichte mit einer Katastrophe endet, setzt die Fallhöhe des proletarischen Protagonisten voraus. Der Handlungsstrang um Intrige, Liebeständel und den persönlichen Wahnsinn des Protagonisten verdrängt das bisher vorherrschende Thema der entstehenden Arbeiterliteratur. Am Ende wagt der Erzähler keinen utopischen Ausblick, sondern fokussiert auf das individuelle Leiden.

Arbeitermilieu vs. private Welt

Der Einstieg führt den Ort der Erzählung, eine Hauptstadt, „im Entstehen begriffen“ vor. Gleich zu Beginn wird die Stadt als Sitz der Industrie charakterisiert: Es „stiegen die schlanken Riesensäulen von Fabrikschornsteinen in die Luft, und aus einigen qualmte auch jetzt noch der Rauch, obgleich es auf Mitternacht ging, und aus den Gebäuden tönte das Rasseln und Pochen der Maschinen in die Stille“ (IH-AC 61, 1; IH-KG 91).

Der Titel der Erzählung evoziert ein spezifisches *social dwelling* und nimmt eine Kartographierung vor: Dem Vorderhaus mit der Beletage als Prestigesitz des Bürgertums folgt nach hinten versetzt eine zweite Reihe von Häusern, bis schließlich die sozial schwächsten Handwerker den letzten Innenhof mit ihren Arbeitsplätzen einnehmen. Die Erzählung schneidet quasi die Front ab und legt

⁴⁰² Zum Entstehungszeitpunkt der Kalendergeschichte war Gustav Freytags Abhandlung *Die Technik des Dramas* von 1863 populär, welche die Dramentheorien Aristoteles' und Schillers zusammendenkt. Da die Erzählung Schweichels in ihrem Aufbau durchaus mit dem von Freytag aufgestellten pyramidalen Schema korrespondiert, mag seine Studie als bürgerliche Schablone gedient haben: „[Das Drama] steigt von der Einleitung mit dem Zutritt des erregenden Moments bis zu dem Höhepunkt, und fällt von da bis zur Katastrophe. Zwischen diesen drei Teilen liegen die Teile der Steigung und des Falles. [...] Diese Teile des Dramas, a) Einleitung, b) Steigerung, c) Höhepunkt, d) Fall oder Umkehr, e) Katastrophe, haben jeder Besonderes in Zweck und Baurichtung. Zwischen ihnen stehen drei wichtige szenische Wirkungen [...]. Sie heißen hier: das erregende Moment, das tragische Moment, das Moment der letzten Spannung.“ (Gustav Freytag, *Die Technik des Dramas*, unveränderter reprographischer Nachdruck der 13. Aufl. Leipzig 1922 [Darmstadt: Wiss. Buchges., 1969], S. 102 und 170).

den Blick frei auf eine bestimmte gesellschaftliche Schicht:⁴⁰³ „Während an dem Vorderhause noch im Innern gebaut wurde, war das ganze Hintergebäude bereits von Arbeitern und Arbeiterfamilien bewohnt, und früh Morgens und Abends spät glich es einem Bienenstocke.“ (IH-AC 61, 1; IH-KG 91) Wie in Lübecks Erzählung ‚Der Arme darf nicht weinen‘ korrespondiert auch hier der räumliche Aufstieg mit einem sozialen Abstieg: „Die über vier schmale und steile Stiegen gelegene Stube [...] hatte nur ein Fenster. [...] An dem Tische saß ein junger Mensch von neunzehn bis zwanzig Jahren; er las, und machte von Zeit zu Zeit einige Aufzeichnungen mit Bleistift auf einem Blatte Papier“, auch wenn seine „Schriftzüge“ „ungelenk und steif“ waren (IH-AC 61, 2-62, 1; IH-KG 92). Gustav Rosen heißt der Protagonist dieser Kalendergeschichte, der als Repräsentant des lesenden und schreibenden Arbeiters eingeführt wird. Der Erzähler beschreibt ausführlich das Äußere des jungen Mannes, den seine Verehrerinnen in der Fabrik den „Prinzen“ nennen:

[Er] hatte ein hübsches Gesicht mit großen braunen, sanften Augen. Die langen Wimpern warfen einen Schatten auf die nur schwach gerötheten Wangen. Lockiges braunes Haar fiel über eine weiße Stirn. Die Hand, welche gelegentlich zum Bleistift griff, war schmal und lang [...]. Man hätte es ihr nicht angemerkt, daß sie schon seit beinahe zehn Jahren Fabrikarbeit verrichtete. (IH-AC 62, 1; IH-KG 92)

Anders als der Erzählbeginn, der die Residenzvorstadt als Reich der Industrie kennzeichnet, erwarten lässt, wird der Arbeiter also nicht beim eigentlichen Ausüben seines Broterwerbs, bei der entfremdeten Fabrikarbeit, gezeigt, sondern dem Leser wird der zum Bewusstsein kommende und eine eigene

⁴⁰³ Dieses Vorgehen ähnelt z.B. Gutzkows Darstellung der „Brandgasse: Nummer Neun“ in den *Rittern vom Geiste*, in der die Häuser „hoch und mit überhängenden Stockwerken so gebaut [sind], daß sie sich oben mehr nähern als unten. Alle diese Häuser, aus altem Sandstein und dicken geschwärzten Eichenbalken gebaut, haben eine ungewöhnliche Tiefe und werden meist noch durch Höfe verlängert, von denen einige neuer sind als die Vorderhäuser, da zu verschiedenen Zeiten in diesem alten Stadtteil Feuersbrünste wüteten“. (Karl Gutzkow, *Die Ritter vom Geiste: Roman in neun Büchern*. In drei Teilen hg. mit Einl. und Anm. vers. von Reinhold Gensel, 2. Teil: *Viertes bis sechstes Buch* [Berlin u.a.: Bong, ca. 1900], S. 47). Vgl. Vonhoff, *Vom bürgerlichen Individuum zur sozialen Frage*, S. 213ff.

Literatur schaffende Arbeitertypus präsentiert.⁴⁰⁴ Obwohl der Fokus auf der Privatwelt im Armenmilieu liegt, dient die breitgefächerte Darstellung unterschiedlicher Berufsfelder der sozialen Perspektivierung der Handlung. Gustav arbeitet anfangs in einer Knopffabrik (IH-AC 63, 1; IH-KG 94). Nachdem ihm gekündigt wurde, zieht er eine Anstellung als Dienstmann in Betracht, doch diese Überlegung scheitert an der nicht aufzubringenden Bürgschaft (vgl. IH-AC 76, 2; IH-KG 114). Ohne Gustavs Wissen versucht seine Mutter, das Pfand von seinem tot geglaubten Vater, dem Superintendenten Blechner, zu erbitten, doch dieser kennt das Gebot der Nächstenliebe für seinen unehelichen Sohn nicht. Schließlich findet Gustav Beschäftigung als Erdarbeiter für den Ausbau des Eisenbahnsystems. Frau Rosen verdient ihren Lebensunterhalt mehr schlecht als recht als Anwärterin, die Starkes arbeiten in einer Spitzenweberei. Als Buchbindergeselle bildet Gottlieb Brauser eine Ausnahme, ist er durch seinen Beruf doch dem traditionellen Handwerk, der alten Mittelschicht und darüber hinaus der Avantgarde der Handwerkerbildungsbewegung zugehörig. Indem er seine Aufstiegschancen zum Meister betont, versucht er, Emilie für sich zu gewinnen:

Diesmal schilderte er ihr das glänzende Loos, das sie als seine Frau erwartete. Es hing nur von ihm ab, Meister zu werden; sein Fach verstände Niemand so gut wie er und an eine Verbindung mit Rosen dachte sie wohl selbst kaum noch. In jedem Falle würde es aber eine Ehe voll schwerer Arbeit und Entbehrung. (IH-AC 76, 1)

⁴⁰⁴ Das ist dann etwas, das Gutzkow 1851 noch nicht leistete. Vielmehr ist die Darstellung der Brandgassen-Bewohner noch von einer herabblickend-mitleidigen Erzählerhaltung gekennzeichnet: „Welche Fülle des Elends! Wieviel körperlicher und sittlicher Jammer zusammengedrängt, Ergebung in sein Loos neben der Verzweiflung, es gewaltsam zu ändern. Armut und Verbrechen und zwischen beiden Laster an Laster.“ (Gutzkow, *Ritter vom Geiste*, S. 51f.). Dieses Zusammendenken von ‚Armuth und Verbrechen‘ erinnert an die gleichnamige ‚Polizeigeschichte‘ Dronkes, in der sich der Erzähler allerdings darum bemüht, eine unterbürgerliche Perspektive einzunehmen, und für die Unterdrückten Partei ergreift. (Vgl. Ernst Dronke, ‚Armuth und Verbrechen‘, *Polizei-Geschichten* von Ernst Dronke [Leipzig: Lorck, 1846], S. 1-46).

In seinem Handeln und Gestus wird er als Bourgeois gezeichnet, nämlich als Verräter an dem Potenzial, das sein Beruf birgt. Zugleich wird er den ‚echten‘ Arbeitern Gustav und Starke gegenübergestellt. Lina rundet als Wirtstochter das Bild der verschiedenen Erwerbszeige ab.

Interessant ist also, dass hier nicht der Gegensatz zwischen Fabrikant und Arbeiter dargestellt, sondern die gesellschaftliche Dichotomie ausdifferenziert wird. Als Arbeiter begegnet Gustav ‚Gegenspielern‘ aus den sozial höheren Schichten, wodurch mehrfach die Möglichkeit eröffnet wird, einen gesellschaftlichen Aufstieg zu diskutieren: Ohne es zu wissen, ist Gustav der Sohn des Superintendenten Blechner, der als Geistlicher dem gehobenen Bürgertum angehört. Aber der Text lässt keinen Zweifel daran, dass Gustav, selbst wenn er von seiner Herkunft erführe, seine ideelle Zugehörigkeit zum Proletariat nicht verraten würde: „Der Reichthum und Luxus, den er überall sah, hatte ihn noch nie mit Neid erfüllt; er war zufrieden mit seinem materiellen Loose und wollte nichts anderes sein als ein Arbeiter.“ (IH-AC 64, 2; IH-KG 97) Darüber hinaus wird ihm durch die Heirat mit Lina die Übernahme der Gastwirtschaft in Aussicht gestellt, was den Schritt in die wirtschaftliche Selbstständigkeit und Unabhängigkeit bedeutete: „Lina sollte nach ihrer Verheirathung mit Gustav zu ihr [Linias Mutter] ziehen und die Wirthschaft übernehmen.“ (IH-AC 87, 1) Doch diese Möglichkeit wird von Gustav nicht in Betracht gezogen: „Er, der stets so stolz gewesen war, sollte seine Existenz nicht seiner Arbeit, sondern dem Vermögen einer Frau verdanken, die er nicht liebte!“ (IH-AC 88, 1) Grundsätzlich kann man diese gesellschaftliche Ausdifferenzierung anstelle von Blockbildung als Leistung dieser Kalendergeschichte werten.

Metaebene: Text im Text

Die mit dieser Ausdifferenzierung erlangte Vermeidung einer Arbeiter-Unternehmer-Stereotypie wird dazu genutzt, eine neue Thematik einzuführen. Laut Ursula Münchow handelt es sich bei ‚Im Hinterhause‘ um „die einzige Stelle in der frühen sozialistischen Prosaliteratur, in der zum Problem des schreibenden Arbeiters und einer Literatur der Arbeiterklasse überhaupt Stellung genommen wird“ (UM 301). Dass die Entstehung einer ‚echten‘ Arbeiterliteratur ausgerechnet in einer Kalendergeschichte thematisiert wird, belegt den ursprünglichen didaktischen Charakter dieses Textgenres und lässt zunächst auf eine appellative, zur Nachahmung anregende Wirkungsintention schließen. Genauer gesagt handelt es sich bei der vorgeführten Arbeiterliteratur um Lyrik, eingebettet in und vermittelt durch die Prosaform der Erzählung. Bei eingehender Betrachtung fällt allerdings auf, dass lediglich ein Gedicht wörtlich wiedergegeben ist;⁴⁰⁵ alle anderen werden in indirekter Rede oder kurzer Zusammenfassung angeführt.⁴⁰⁶ Auf Gustavs Weg zum Arbeiterdichter können unterschiedliche Entwicklungsstufen ausgemacht werden:

Einerseits wird Gustav als „geschickter Arbeiter“ charakterisiert, der seit seinem zehnten Lebensjahr in einer Knopffabrik „die mit Glasstein überzogenen Knöpfe“ herstellt (IH-AC 63, 1; IH-KG 94). Dass er „auch gleich nach seiner Ankunft Arbeit“ findet, wird allerdings nicht seinem Geschick als Arbeiter zugeschrieben, sondern der wirtschaftlichen Lage: „verschiedene Industriezweige befanden sich in der Zeit der steigenden Fluth, und man konnte in den betreffenden Fabriken nicht Maschinen und Hände genug bekommen“ (IH-AC 62, 2-63, 1; IH-KG 94). Andererseits beschreibt ihn der Erzähler als

⁴⁰⁵ ‚Die verkehrte Welt‘ (IH-AC 75, 1-2).

⁴⁰⁶ Das betrifft die ‚Klage der Armuth‘ (IH-AC 66, 1; IH-KG 71), eine Auswahl an Gedichten und heimlichen Liebesgedichten (IH-AC 70, 2), die gefühlvollen Lieder für die Arbeiterzeitung (IH-AC 74, 1) und schließlich das Gedicht ‚Unsere Gräber‘ (IH-AC 87, 2).

empfindsamen Außenseiter, der „am liebsten allein“ „in Feld und Wald“ umherstreifte und „deshalb so manche Hänselei ertragen“ musste (IH-AC 63, 1; IH-KG 94f.). Dabei stellt sich dem Leser allerdings die Frage, wann genau Gustav eigentlich zur Schule ging, wenn er seit seinem zehnten Lebensjahr arbeiten musste und trotzdem noch Zeit fand, durch die Natur zu wandern. Mehrfach stellen Andeutungen Gustavs Sonderstatus heraus, so wenn sein Lehrer „wohl ahnen, aber auch nur ahnen“ mochte, „daß in dem stillen Gemüthe seines Schülers Keime schlummerten, die eines anderen Lebenskreises, als desjenigen, in welchen der Zufall der Geburt ihn gestellt hatte, zu ihrer Erweckung und Entfaltung bedurften“ (IH-AC 63, 1; IH-KG 95). Das Wortfeld des Wachsens wird symbolisch verwendet, um Gustavs Reifungsprozess darzustellen. Bisher hatte er den „Stimmen der Natur“ „ahnungsvoll träumerisch gelauscht“, doch durch ein „Bändchen mit Schiller's Gedichten“ (IH-AC 64, 1; IH-KG 96) lernt er intuitiv, den „poetischen Zauber“ (IH-AC 63, 2; IH-KG 95) der Umwelt in Worte fassen.⁴⁰⁷ Der Lektüre wird also eine katalytische Funktion zugesprochen; erst durch sie wird der Arbeiter zum Schreiben motiviert. Gustavs Erweckung wird fast wörtlich aus Schillers ‚Der Taucher‘ zitiert: „Sein Inneres“ geriet „in ein Wogen und *Wallen, Brausen, Sieden, Zischen*“ (IH-AC 64, 1; IH-KG 96; Hervorhebung BS). Bei Schiller heißt es:

Und es *wallet und siedet und brauset und zischt,*

Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,

Bis zum Himmel sprizet der dampfende Gischt,

⁴⁰⁷ Schiller dient Robert Prutz in seinem Aufsatz ‚Ueber die Unterhaltungsliteratur‘ (1847) als Beispiel dafür, dass sich literarische Qualität sowie an der Realität ausgerichteter Idealismus und Massentauglichkeit nicht zwangsläufig ausschließen müssen: Schiller habe nie „aufgehört, dem Publikum eine innige und aufrichtige Liebe zu widmen“; er habe „es nicht verschmäht, durch Effecte, welche der Menge verständlich sind, auf dieselbe zu wirken und sie mit sich zu ziehen in seine ideale Welt“. Weil das Publikum „wie ein Kind“ sei – „es liebt den wieder, von dem es merkt, daß er es liebt“ –, sei „Schiller von allen unsern großen Dichtern bei Weitem derjenige, den das Volk am Meisten kennt und wirklich im Besitze hat“. Man könne „seine Balladen und Tragödien“ daher „in der That der deutschen Unterhaltungsliteratur beirechnen, wenigstens was die Art und die Ausdehnung anbetrifft, in welcher sie das Publikum genießt“ (UL 199).

Und Flut auf Flut sich ohn Ende drängt,
 Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
 Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.⁴⁰⁸

In Analogie zum Bild vom ‚Meer‘, das aus sich selbst heraus ‚mehr‘ entstehen lässt, wird auf den Genietopos verwiesen und Gustav als wahrer Künstler charakterisiert, der auf „sein Inneres“ hört und eine natürliche Gabe besitzt. Er „[murmelt] die Stimme der Natur“ nicht nur „[nach]“, sondern vervollkommnet sie und wandelt sie in seine eigene um – sein „erstes Lied“ ist „ein Naturlaut des Gefühls, das erste Stammeln einer zum Selbstbewußtsein erwachenden Seele“ (IH-AC 64, 1; IH-KG 96). Der Erzähler beschreibt Gustav nicht als handwerklichen, sondern als intuitiv vorgehenden Dichter, wodurch angeborenes Talent höherrangig bewertet wird als die Beherrschung der Regeln. Damit verabschiedet sich die Erzählung von der normativen Poetik: „Er verstand natürlich von langen und kurzen Sylben und Versfüßen nichts, allein ein Gedicht war es dennoch. Dichter werden eben geboren.“ (IH-AC 64, 1; IH-KG 96) Darüber hinaus hängt Gustavs künstlerische Tätigkeit auch mit seinem Wissensdurst zusammen. Seine autodidaktische Weiterbildung, sein Bücherstudium und das Dichten sind miteinander verschränkt. Das romantisierende Traum- und Sehnsuchtsmotiv bildet folglich den Kontrapunkt zum an der empirischen Realität ausgerichteten Bildungs- und Erkenntnisprogramm. In einem Vergleich der ländlichen Heimat mit dem „großstädtischen Leben“ (IH-AC 64, 1; IH-KG 97) wird das verlorene „Paradies“ (IH-AC 64, 1; IH-KG 96) mit naiver Unwissenheit, die Stadt mit Erkenntnis korreliert: „Daheim hatte er geträumt; hier wurde sein Nachdenken herausgefordert.“ (IH-AC 64, 2; IH-KG 97) Er beklagt den erschwerten Zugang

⁴⁰⁸ Friedrich Schiller, ‚Der Taucher‘, *Schillers Sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden*, Bd. 1 (Stuttgart: Cotta, 1867), S. 86 [Hervorhebung BS].

zur Bildung und schlägt dabei den Bogen vom Individuum zur Gesellschaft: „Aber es war doch gar zu hart, daß er von dem Schicksale zur Unwissenheit verdammt sein sollte, weil er arm war. Und war sein Schicksal nicht das von Hunderttausenden, von Millionen?“ (IH-AC 64, 2; IH-KG 97) Dagegen protestierend, wählt sich Gustav – in Abwandlung der Maxime Liebnechts ‚Wissen ist Macht‘ – den Leitspruch „Das Wissen ist die Pforte zur Freiheit“ (IH-AC 64, 2; IH-KG 97). Während Liebnechts Formulierung dem Machtdiskurs Nietzsches nahesteht,⁴⁰⁹ scheint der Erzähler hier eher auf ein gemäßigteres bildungsbürgerliches Konzept zu rekurrieren. Auch eine Ähnlichkeit mit der Lehre Luthers ist nicht von der Hand zu weisen,⁴¹⁰ wobei der Gottesglaube durch das Wissen substituiert und das versprochene Paradies mit der Freiheit (von der Lohnabhängigkeit) gleichgesetzt wird.

Den Antrieb zur Publikation seiner Gedichte findet Gustav allerdings noch nicht in sich selbst, sondern ist auf einen Impuls von außen angewiesen. Gerade der als nicht sehr kunstsinnig eingeführte Buchbindergeselle Gottlieb Brauser⁴¹¹ übernimmt diese Aufgabe: „Was Teufel, Rosen, du machst ja Verse!“, „Mensch, [...] hast du das alles aus dir selber gedacht und gemacht? Weiß Gott, es ist so, wie du es aufgeschrieben hast, es ist wahr, wahr und es geht einem zu Herzen in deiner Sprache.“ (IH-AC 66, 1; IH-KG 100) Der bislang sehr selbstkritische Gustav, der „sich recht kindisch in seinen Versen“

⁴⁰⁹ Vgl. „Wollen befreit: das ist die wahre Lehre von Wille und Freiheit [...]“ | „Wo ich Lebendiges fand, da fand ich Willen zur Macht; und noch im Willen des Dienenden fand ich den Willen, Herr zu werden.“ | „Nur, wo Leben ist, da ist auch Wille: aber nicht Wille zum Leben, sondern – so lehre ich’s dich – Wille zur Macht!“ (Friedrich Nietzsche, *Sämtliche Werke*, Bd. 4: *Also sprach Zarathustra I-IV*, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari [München: dtv, 1999], S. 111, 147f. und 149).

⁴¹⁰ Die Stelle aus dem Römerbrief „Der Gerechte lebt aus Glauben“ wird für Luther „wahrhaft“ zur „Pforte des Paradieses“. (Vorrede zum 1. Bande der Gesamtausgaben seiner lateinischen Schriften, Wittenberg 1545, *D. Martin Luthers Werke: kritische Gesamtausgabe*, Bd. 54 [Weimar: Böhlau, 1928], S. 179-187 [S. 185f.]).

⁴¹¹ „Gottlieb Brauser [...] war seines Zeichens ein Buchbindergeselle, aber es fiel ihm nicht ein, in den Büchern zu lesen, die er einband. Das einzige Buch, welches er studierte, war nach seinem eigenen Geständnis das Leben. Indessen mochte er auch in ihm kaum über die ersten Seiten hinweggekommen sein, that sich aber auf seine Lebensweisheit nicht wenig zu gut.“ (IH-AC 65, 1; IH-KG 98).

vorkam (IH-AC 65, 1; IH-KG 98), fasst durch die „aufrichtige Anerkennung“ Brausers Vertrauen in sein Können, wie die Erzählersentenz deutlich macht: „Aus der Wirkung erkennt man die Kraft.“ (IH-AC 67, 1; IH-KG 102) Er verschreibt sich vollends der „geistigen Ausbildung“, „nicht bloß zur eigenen Genugthuung, sondern auch um Andere[n] davon mitzutheilen“ (IH-AC 67, 2; IH-KG 102). Sein ‚Erziehungsauftrag‘ ist dem Zweck der Allgemeinheit verpflichtet.

Nach dieser Vorbereitung gestaltet die Kalendergeschichte parallel zueinander ein Mentor-Schüler-Verhältnis sowie eine Liebesgeschichte. Dazu führt der Erzähler den schreibenden Arbeiter mit dem politisch erfahrenen, praktisch veranlagten und theoretisch versierten Arbeiter Starke⁴¹² und dessen Tochter Emilie zusammen, bezeichnenderweise auf dem Friedhof der Barrikadenkämpfer von 1848. Was sich nun anschließt, ist die Schilderung der Herausbildung und Verbreitung proletarischen Liedgutes. Starke macht Gustav mit sozialistischen Theoretikern – Lassalle, Marx und Engels – bekannt und bestärkt ihn in dem Vorhaben, Literatur über und für die Arbeiterbewegung zu veröffentlichen, wobei er die prognostische Qualität einer authentischen Kunst ‚aus den eigenen Reihen‘ betont. In seiner Ansprache an Gustav bricht sich die Überzeugung Bahn, dass der Kampf der Arbeiterbewegung letztlich erfolgreich sein werde, dass sich der historische Fortschritt zugunsten der Arbeiter auswirken müsse. Deutlich wird die mit dem ‚Auftrag‘ verbundene Wirkungsintention in Worte gefasst:

„Wir Arbeiter brauchen unseren eigenen Dichter, der aus unserem eigenen Herzen
heraussingt, der mit uns klagt und lacht und weint, der uns in dem schweren Ringen und
Kämpfen um ein menschliches Loos, um Freiheit und Gesittung die Fahne voranträgt,
uns mit seinen Liedern tröstet, ermuthigt und begeistert und das Ziel, das vielleicht erst

⁴¹² Sprechende Namen werden eingesetzt, um die Charaktereigenschaften der Figuren zu betonen. Der zupackende Starke und der empfindsame Rosen ergänzen einander.

unsere Kinder oder Enkel erreichen, in hellen, lichten Farben malt.“ (IH-AC 71, 1; IH-KG 108)

Als Auserwählter verfüge Gustav über ein Talent, das verpflichtet: „Unser Herrgott hat Ihnen die Gabe verliehen, das auszusprechen, was wir Andern nur fühlen!“ (IH-AC 71, 1; IH-KG 108). Starke kritisiert die bürgerlichen ‚Verschmiede‘, die unter ‚Form‘ lediglich das Einhalten von Formregeln verstehen: „Ob Ihre Verse vor den Zunftmeistern Gnade finden, das soll Sie nicht bekümmern, wenn sie nur den Ton voll anschlagen, der unsere Herzen trifft!“ (IH-AC 71, 1; IH-KG 108) Damit verweist Starke also auf eine ‚wahre‘ Form, zu der Gustav instinktiv findet. Schiller, der in dieser Kalendergeschichte so oft als Orientierungsgröße fungiert, hatte in seinen *Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen* geschrieben, dass „durch die Form allein [...] auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt“ werden könne. Somit gab Schiller der Form, von der allein „wahre ästhetische Freiheit zu erwarten“ sei, eindeutig Vorrang vor dem Inhalt, der sich „jederzeit einschränkend auf den Geist auswirke“,⁴¹³ wohingegen die Gedichte Gustavs mit ihrer Botschaft zur ‚politischen Freiheit‘ der Arbeiterklasse beitragen sollen. Doch ist beiden Autoren, sowohl Schiller als auch Schweichel, gemein, dass sie eine ‚wahre‘, mehr als mechanische Form im Sinne haben.

Nach der Veröffentlichung von Gustavs Gedicht vollzieht sich auch der nächste Schritt, die öffentlichkeitswirksame Verbreitung, der Vortrag vor Publikum. Emilie berichtet Gustav, dass ihr Vater sein „Gedicht während der Vesperpause laut vorgelesen“ und es „Allen sehr gefallen“ habe (IH-AC 71, 1-2; IH-KG 108f.). Dabei wirkt Gustavs Zuneigung für Emilie, die sein Schreiben im Dienste der Arbeiterinteressen gutheißt, als zusätzlicher Ansporn. Zum einen

⁴¹³ Friedrich Schiller, ‚Über die ästhetische Erziehung des Menschen. In einer Reihe von Briefen, Zweiundzwanzigster Brief‘, *Schiller's sämtliche Werke in Zwei Bänden*, Bd. 2, S. 538f. (S. 539).

übernimmt Starkes Tochter die Rolle der ‚Lektorin‘, wenn Gustav „ihr eine Abschrift von denjenigen Gedichten“ gab, „die er für seine besten hielt. Er hätte ihr nichts Kostlicheres schenken können“ (IH-AC 70, 2; IH-KG 108). Zum anderen wird das Verfassen gesellschaftlich engagierter Gedichte ergänzt um die ihr gewidmete Liebeslyrik: „Es verstand sich von selbst, daß er auch sie jetzt besang; diese Werke aber wagte er nicht, ihr zu geben.“ (IH-AC 70, 2; IH-KG 108) Dadurch wird Gustav zu einer Art proletarischem Romanzensänger: „Ein elektrischer Strom ging von Herzen zu Herzen und ihm entsprang eine Fülle hübscher gefühlvoller Lieder“ (IH-AC 74, 1; IH-KG 111f.) im Dienste der Arbeiterbewegung. Die Verwandtschaft zwischen Lyrik und Musik begünstigt die Weitergabe seiner Gedichte:

Wie es geschah, wußte er nicht, aber alle diese Lieder kleideten sich in ihm in irgend eine bekannte Melodie, die er dabei notirte, und mit ihrer Angabe wurden sie auch in dem Blatte abgedruckt. Soweit dessen Leserkreis reichte, wurde er, ohne es zu ahnen, ein berühmter Mann. (IH-AC 74, 1; IH-KG 111f.)

Seine Verse erzielten eine hohe Massenwirksamkeit: „Ueberall sangen die Arbeiter seine Lieder“ (IH-AC 74, 1; IH-KG 111f.) und mögen „als Erkennungssignal bei Demonstrationen und Versammlungen“ gedient haben (KMB 169).

Ein Gedicht wird besonders detailliert wiedergegeben, die ‚Verkehrte Welt‘. Ursprünglich ein barockes Topos,⁴¹⁴ klagten die so betitelten Verse die Umkehrung der Geschlechterrollen als Folge ökonomischer Umwälzungen an. Damit antwortet Gustav auf die Entlassung der Männer aus der Fabrik bei

⁴¹⁴ Dieses Motiv findet sich u.a. bei Andreas Gryphius. Im 12. Teil seiner Ode ‚Das vierte Buch oder über Tränen über das Leiden Jesu Christi‘ von 1657 ruft das lyrische Ich in der ersten Strophe aus: „O Blindes Volck; verkehrte Welt! Der nur was schädlich wol gefällt!“ (*Andreas Gryphius, Gesamtausgabe der deutschsprachigen Werke*, Bd. 1: *Sonette*, hg. von Marian Szyrocki [Tübingen: Niemeyer, 1963], S. 132). Auch der sächsische Hofdichter Johann Ulrich König verfasste 1725 ein Lustspiel mit dem Titel ‚Die verkehrte Welt‘ (vgl. Volker Meid, *Die deutsche Literatur im Zeitalter des Barock. Vom Späthumanismus zur Frühaufklärung* [München: Beck, 2009], S. 460).

gleichzeitiger Weiterbeschäftigung der Frauen. Er, „welcher unter solchen Umständen seine Verbindung mit Emilie in das völlig Ungewisse hinausgeschoben sah, gab der allgemeinen Empfindung in einem Gedichte Ausdruck“ (IH-AC 75, 1-2; IH-KG 112f.). Betrachtet man die ‚Verkehrte Welt‘ genauer, fällt auf, dass das Gedicht auf Reim verzichtet und eher einem Pamphlet ähnelt. Die moderne Form und der gesellschaftsanalytische Anklagetone haben eine avantgardistische Wirkung, wohingegen im Gedicht selbst die traditionellen Geschlechterrollen verteidigt werden.⁴¹⁵ Gustav hebt mit einer Anklage an:

„Seht her [...], wohin eure hochgepriesenen Wirthschaftsgesetze, eure Produktionsweise führen! Wenn die Falschheit und Unsittlichkeit derselben noch eines Beweises bedürfen, was könnte ihn schlagender liefern, als diese Verkehrung der natürlichen Ordnung?“ (IH-AC 75, 1-2; IH-KG 113)

Im sarkastischen Gestus fährt er fort, indem er die „Nichtsthuer der sogenannten guten Gesellschaft“, die „nicht darüber erröthen, sich von dem Vermögen ihrer Frauen ernähren zu lassen“, unter Verweis auf das Moralgefühl mit dem Arbeiter kontrastiert, der „noch nicht so weit demoralisirt“ ist, „daß es seine Würde und seinen Stolz [...] nicht bis in das tiefste Herz träfe, das tägliche Brod von den Frauen empfangen zu müssen“ (IH-AC 75, 2; IH-KG 113). Nach dieser religiösen Anspielung wird der Anklage durch eine

⁴¹⁵ August Bebel's Schrift *Die Frau und der Sozialismus*, die 1879 unter den Sozialistengesetzen verboten und dann in Zürich publiziert wurde, greift diese Frage nur kurze Zeit nach Erscheinen der Kalendergeschichte Schweichels wieder auf. Darin vertritt Bebel die Auffassung, dass Frauen aus der Arbeiterklasse sowohl nach Geschlecht als auch nach gesellschaftlicher Zugehörigkeit benachteiligt werden: als Frau und als Arbeiterin. Die Befreiung von dieser doppelten Beeinträchtigung gehe einher mit der Lösung der sozialen Frage. Vgl. August Bebel, *Die Frau und der Sozialismus (die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft)*, 9. Aufl. (Stuttgart: Dietz, 1891). 1889 hält die sozialdemokratische Frauenrechtlerin Clara Zetkin ihre Rede ‚Für die Befreiung der Frau!‘ auf dem Internationalen Arbeiterkongress, in der sie die Sozialisten daran erinnert, „[d]aß es nicht die Frauenarbeit an sich ist, welche durch Konkurrenz mit den männlichen Arbeitskräften die Löhne drückt, sondern die Ausbeutung der Frauenarbeit durch den Kapitalisten, der sich dieselbe aneignet“ (Clara Zetkin, ‚Für die Befreiung der Frau! Rede auf dem Internationalen Arbeiterkongreß zu Paris, 19. Juli 1889‘, Clara Zetkin, *Ausgewählte Reden und Schriften*, Bd. 1: *Auswahl aus den Jahren 1889 bis 1917*, mit einem Vorwort von Wilhelm Puck [Berlin: Dietz, 1957], S. 3-11 [S. 4]).

Aneinanderreihung von Fragen Nachdruck verliehen: „Wer möchte über solche Zustände nicht bittere Thränen weinen? [...] Glaubt ihr, sie fühlten die Entwürdigung ihrer Männer nicht? Und wenn darüber die Liebe verloren geht [...], wer trägt die Schuld?“ (IH-AC 75, 2; IH-KG 113) Natürlich kennt der Verfasser die Antwort – „Das moderne Gesellschafts-System!“ – und endet mit einem dringlichen Appell: „Aendert es.“ (IH-AC 75, 2; IH-KG 113) Es ergibt sich ein – für die Erzählung durchaus produktiver – Widerspruch zur ‚Verkehrten Welt‘, denn genau diese wird ja gelebt: Die Liebesbeziehung zwischen Gustav und Emilie konterkariert die in dem Gedicht artikulierten stereotypen Geschlechterrollen. Zwar trifft Emilie, wenn „sie Abends von der Arbeit“ heimkehrt, Gustav (noch nicht) „beim Kochen und Kinderwiegen“ an, wie es im Gedicht heißt (IH-AC 75, 2; IH-KG 113). Doch sie wird zum einen als wirtschaftlich *und* geistig gleichberechtigte Partnerin Gustavs beschrieben, zum anderen ist sie Inspirationsquelle für seine literarische Tätigkeit. Mit dem Tod Emiliens, Muse und Qualitätsrichter in einem, tritt eine Schreibkrise ein:

wenn es ihm sonst gegeben war, was ihn freute oder betrübte, in Verse zu kleiden und so die Brust davon zu befreien, so schien ihn diese Gabe jetzt ganz verlassen zu haben. Für diesen größten und tiefsten Schmerz seines Lebens fand er keinen dichterischen Ausdruck [...]. (IH-AC 82, 2)

Gustav ist es also unmöglich, seine Empfindungen zu objektivieren. Sein dichterisches Verstummen entspricht dem Verlust seines Glaubens an die Veränderlichkeit der Gesellschaft. Der Protagonist kapselt sich immer weiter ab und teilt sich auch seiner Mutter nicht mehr mit, die „Kummer über Gustav's verändertes Wesen“ empfindet (IH-AC 83, 2). Seine Isoliertheit wird mit dem Motiv der Schwermut kombiniert, der wiederum eine kreative Kraft innewohnt: „Auf Gustavs Stirn trat das Gepränge der Melancholie immer deutlicher hervor. In dieser gedrückten Stimmung schien die Gabe der Dichtung wieder über ihn

zu kommen.“ (IH-AC 87, 2) Der Erzählerkommentar antizipiert den tragischen Ausgang: „Es fand sich wenigstens später unter seinen wenigen Papieren ein Gedicht, welches aus dieser Zeit stammen mußte. Ueberschrieben war es: ‚Unsere Gräber.‘“ (IH-AC 87, 2) Mit dieser Doppelung des Friedhofmotivs rekuriert die Erzählung auf die Kennenlern-Szene von Gustav und Emilien, und auf diese Weise wird auch der private Handlungsstrang mit der sozialistischen Botschaft verknüpft: „Er gedachte darin, wie er an den Gräbern derjenigen Männer, die für die Freiheit vergebens gestorben waren, Emilie zuerst erblickt habe.“ (IH-AC 87, 2) Die progressive Positionsbestimmung wird in der indirekten Gedichtwiedergabe zurückgenommen, weist doch der Gebrauch des Irrealis bereits auf die unwahrscheinliche Verwirklichung hin:

In seiner Liebe wäre sie als der Genius einer schöneren und größeren Zukunft aus jenen Gräbern erstanden. Sie hätte ihn emporgetragen und ihm in Sonnenglorie das Ziel gezeigt: die Ueberwindung aller Klassengegensätze durch eine höhere Kultur, die Verwirklichung der Gerechtigkeit in der wahren Freiheit Aller. (IH-AC 87, 2)

Diese utopische Vision ist allerdings zum Scheitern verurteilt: „Mitten in dem erhabenen Fluge aber hätte sie das Geschick mit tückischem Pfeilschuß in das Herz getroffen; sie wäre herabgestürzt und er mit ihr.. Alle Hoffnung, alle Zukunft umschlösse nun dieses letzte, dunkle Grab.“ (IH-AC 87, 2) In dieser Kalendergeschichte übernimmt das Dichten keine therapeutische Funktion, vielmehr obsiegt der Lebensüberdruß.

Analytisches Potenzial oder Konsolidierung des Status quo?

Wie bereits angedeutet, verfügt die Kalendergeschichte durchaus über analytisches Potenzial, indem sie Kritik an dem Bildungs- und Schulsystem, der wirtschaftlichen Situation und der Institution Kirche äußert. Allzu oft scheint dieser hinterfragende Impetus aber wieder auf die Bestätigung konservativer

Muster zurückzufallen. Ein Blick auf entsprechende Textpassagen soll zeigen, inwieweit die politische und gesellschaftskritische Brisanz bewahrt oder unterminiert wird.

Die Ebene der bewussten Analyse ökonomischer Missstände zieht sich wie ein roter Faden durch die gesamte Erzählung. Gleich zu Beginn wird auf vernachlässigte Kinder und schlechte Wohnbedingungen der Armen aufmerksam gemacht: „Tag über hörte man dort [im „Hintergebäude“] nur kleine Kinder schreien und weinen“, denn „da die Väter und die überwiegende Mehrzahl der Mütter täglich zehn bis zwölf Stunden außerhalb beschäftigt waren, so blieben die kleinen Geschöpfe unterdessen sich selbst überlassen“. Und weil „das Haus noch nicht ausgetrocknet war, so hatte der Armenarzt dort viel Praxis unter den Kindern“ (IH-AC 61, 1-2; IH-KG 91f.). Dieser Misere verleiht die Kalendergeschichte Nachdruck, indem sie betont, dass die dürftigen Lebensumstände eine existenzielle Dimension haben, über Leben oder Tod entscheiden können. Nach dem Anschlag auf Emilie wird die Kritik als Diagnose des Arztes wiederholt: „Ihr [der Kugel] Gang läßt um so Schlimmeres fürchten, als die Kräfte der Patientin durch angestrengte Arbeit und unzulängliche Ernährung geschwächt sind.“ (IH-AC 80, 2)

Diese Analyse konkreter Lebensumstände wird ergänzt um die Ursachenforschung der historischen Gesamtlage. Neben zwei weiteren Textstellen⁴¹⁶ gibt vor allem der folgende Satz Aufschluss über den Erzählzeitpunkt: „Der große Krach und die Niederlage unserer Industrie auf der Weltausstellung zu Philadelphia [1876], das waren die Folgen davon [vom ‚Geldmachen und Genießen‘].“ (IH-AC 68, 2-69, 1; IH-KG 105) In der Figurenrede Starkes, der „viele Jahre als politischer Flüchtling in England

⁴¹⁶ Gustav war „ein junger Mensch von neunzehn bis zwanzig Jahren“ (IH-AC 62, 1; IH-KG 92); „Das Revolutionsjahr [1848] lag weit vor Gustav's Geburt“ (IH-AC 68, 1; IH-KG 103).

gelebt hat“ (IH-AC 70, 1; IH-KG 107) und somit die Vorgänge im Deutschen Reich von einer außenstehenden Perspektive beurteilen kann, wird die Zeit seit der verfehlten Revolution kritisch beleuchtet: es sei die Phase „der wahnsinnigsten Reaktion“ gewesen, „in welcher der Junker der unumschränkte Herr im Lande war und Polizeiwillkür das einzige Gesetz“. Mit einem wirtschaftlich geschulten Blick analysiert er die Auswirkungen auf die Erzählgegenwart:

„Das schlimmste aber ist, daß wir die Folgen jener Zeit noch immer nicht überwunden haben. Da die Menschen nicht frei sein durften, so warfen sie sich wie toll und blind auf das Börsenspiel und die Industrie. Geldmachen und Genießen, einen anderen Zweck hatte das Leben nicht, und darüber sind dann alle Grundsätze zum Teufel gegangen.“
(IH-AC 68, 2; IH-KG 104f.)

Ein Partei ergreifender Erzählerkommentar beschreibt die Folgen des wirtschaftlichen Wandels und zergliedert die Wechselbeziehung von Angebot und Nachfrage. Machte es zunächst den Eindruck, „als ob die ganze Welt von einer leidenschaftlichen Begierde nach Knöpfen ergriffen worden wäre“ (IH-AC 63, 1; IH-KG 94), genau dem von Gustav hergestellten Produkt, so ergab es sich, dass „die Menschen müde wurden, fortwährend Knöpfe oder Spitzen zu tragen. Die unter günstigen Conjunkturen angehäuften Vorräthe dieser und ähnlicher Waaren hörten auf, Absatz zu finden“ (IH-AC 75, 1; IH-KG 112). Aufgrund der „Ueberproduktion“ in den Fabriken werden die männlichen Arbeiter entlassen, „nur die schlechter bezahlten Arbeiterinnen hatte man beibehalten und hoffte mit ihnen durch die Krisis sich flott zu erhalten“ (IH-AC 75, 1; IH-KG 112). Die anschließende Erzählerwertung beschuldigt die Fabrikanten der Eigennützigkeit: „Wie die Arbeiter sich während derselben erhalten sollten, darnach fragten die Herren Produzenten natürlich nicht.“ (IH-AC 75, 1; IH-KG 112) Doch die Kritik, die dem Text eine innovative Note hätte

verleihen können, bleibt im festgefügt konservativen Rollenverständnis verhaftet. Denn die „Umkehrung der Verhältnisse“, die Tatsache, dass die „Frauen und Töchter“ nun „die Ernährer ihrer Männer und Väter“ wurden und „die Männer“ dementsprechend „die Pflichten und Beschäftigungen der Frauen“ übernahmen, wird nicht als Chance für eine neue Geschlechterauffassung gewertet, sondern der traditionellen Aufteilung nachgetrauert: „War es ein Wunder, wenn sich darüber in den Herzen der Männer eine Verstimmung ansammelte?“ (IH-AC 75, 1; IH-KG 112)

An anderer Stelle versucht der Erzähler eine Einschätzung der wirtschaftlichen Lage, die den Zusammenhang von Arbeitslosigkeit und Revolte beleuchtet und eine frühe Form der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen begünstigt. Als Zeichen der Fortschrittlichkeit, der besseren und schnelleren Vernetzung „sollte eine neue Eisenbahnlinie von der Hauptstadt aus nach dem Süden gebaut werden“ (IH-AC 78, 2; IH-KG 116). Zwar verfügen Gustav und Starke über keine spezielle Ausbildung, „Erdarbeiten waren allerdings nicht diejenige Beschäftigung, zu der sie sich unter anderen Umständen entschlossen haben würden“ (IH-AC 78, 2; IH-KG 116), doch „keine ehrliche Arbeit schändet und da die Bahn rasch in Angriff genommen werden sollte, so war man in Bezug auf die Kräfte nicht wählerisch“ (IH-AC 78, 2; IH-KG 116f.). Als Mutmaßung getarnt, äußert sich der Erzähler zum ‚sozialen Brennpunkt‘ Massenarbeitslosigkeit: „Vielleicht war man es um so weniger, als die industrielle Krisis zahllose Arbeiter brodlos gemacht hatte und man ihre Unthätigkeit und Noth fürchtete.“ (IH-AC 78, 2; IH-KG 117) Dieser zur Zeit der Reichsgründung im Bürgertum grassierenden „Revolutionsfurcht“ versuchte

man von offizieller Seite durch Beschwichtigungsstrategien zu begegnen, wozu auch der „Ausbau des Sozialstaats“ gehörte.⁴¹⁷

Indem der Erzähler abstrakte Größen wie das Geld personifiziert, erreicht er in nur einem Satz eine anschauliche Analyse der ökonomischen und politischen Landschaft: „An dem politischen Horizonte Europas stiegen drohende Wolken auf; das Geld, welches nur die Furcht kennt, verkroch sich, und Handel und Industrie erlahmten immer mehr.“ (IH-AC 82, 2) Die Kalendergeschichte spielt also auf Gründerkrach, Arbeitslosigkeit, Industrialisierung und ihre Auswirkungen explizit an – und verhandelt diese bzw. deren Auswirkungen dann auf persönlicher Ebene.

Ein weiterer Schwerpunkt der Kritik liegt auf dem Schul- und Bildungssystem.⁴¹⁸ Obwohl die Mutter-Sohn-Beziehung als innig beschrieben wird – „Sie lebte nur in der Sorge für ihn, und er liebte und ehrte sie von ganzem Herzen“ (IH-AC 63, 1; IH-KG 94) –, begegnet Frau Rosen Gustavs autodidaktischer Weiterbildung mit Unverständnis: „Das viele Wachen bei den dummen Büchern wird Dich noch krank machen [...]. Es kommt bei dem Lernen doch nichts heraus; Deine Arbeit wird Dir darum nicht besser bezahlt.“ (IH-AC 62, 2; IH-KG 93) Vor dem Ist-Zustand hat sie kapituliert, lediglich im Rückblick äußert sie Kritik am Schulunterricht:

„Freilich, wenn Du etwas Ordentliches hättest lernen können, als Du noch in die Schule gingst, anstatt der ewigen Bibelsprüche und Lieder aus dem Gesangbuch, aber die

⁴¹⁷ Kocka, *Das lange 19. Jahrhundert*, S. 105.

⁴¹⁸ Diese Kritik lässt sich in Anlehnung an Wilhelm Liebknechts Vortrag ‚Wissen ist Macht‘ lesen. Darin vertritt er den Standpunkt, die Schule zähle neben der Kaserne und der Presse zur „Dreieinigkeit der Volksverdummung“: „Der dressierende Schulmeister und der drillende Unteroffizier sind die beiden Hauptpfeiler des heutigen Staates [...]. Durch mechanisches Auswendiglernen wird das Denkvermögen erstickt, blinder Glaube – der Bruder des blinden Gehorsams, welchen die Kinder später in der Kaserne zu üben haben – als oberste Pflicht, die freie Forschung als Teufelswerk hingestellt, jede selbständige Regung ertötet.“ (WiM 147). Auf der anderen Seite ergibt sich durch die generalisierende Missbilligung der Schule ein (leichter) textimmanenter Widerspruch, denn schließlich war es Gustavs Lehrer, der die in ihm ‚schlummernden Keime‘ erst ‚zum Sprießen brachte‘, indem er ihm ein Buch Schillers schenkte (IH-AC 63, 1f.; IH-KG 95f.).

Schulen, wo Einer was lernen könnte, sind gewöhnlich für reiche Leute.“ (IH-AC 62, 2; IH-KG 93)

Durch die Wiederholung aus der Perspektive Gustavs, in der sich Figurennensicht und Erzählerkommentar vermischen, wird auf der resignativen Sichtweise insistiert: „Die Mutter hatte wohl recht: es war zu spät, jetzt noch nachholen zu wollen, was ihm der dürftige Unterricht der Volksschulen, die zu seiner Zeit überdies unter dem Zwange der Regulative⁴¹⁹ vollends verkümmert waren, nicht hatte bieten können.“ (IH-AC 62, 2; IH-KG 93) Dressur anstelle von Förderung der individuellen Anlagen standen auf dem pädagogischen Lehrplan: „Schulmeisterstecken sind kein Mosesstab. Versifaxe werden zur Qual der Menschheit leider genug auf Schulen gedrillt.“ (IH-AC 64, 1; IH-KG 96) Somit können Gustavs autodidaktische Weiterbildung und seine ungebundenen, ungereimten Gedichte als impliziter Gegenentwurf gewertet werden.

Auch in der Figurenrede des Buchbindergesellen wird ausführlich Kritik geübt, wobei ihr die ironische Erzählerhaltung gegenüber Brauser die Schärfe nimmt. Zum einen äußert er sich im Gespräch mit Gustav noch recht unkonkret zur allgemeinen Ungerechtigkeit: „Ja, Freund, es ist vieles faul im Staate Dänemark, und wenn Einer alle die Mißbräuche aufschreiben wollte, unter denen wir Arbeiter zu leiden haben, das Buch würde noch dicker als die Bibel“ (IH-AC 66, 1; IH-KG 99f.) Zum anderen polemisiert er gegen die kirchliche Institution: „Wir armen Leute sind ja des Himmelreichs gewiß, wenigstens steht's so im Evangelium und seit fast zweitausend Jahren predigen sie es von

⁴¹⁹ Damit dürften die „drei preußischen Regulative“ (1854) gemeint sein, die „dem Volksunterricht die religiös nationale Aufgabe“ stellten, „die Jugend zu erziehen in christlicher, vaterländischer Gesinnung wie häuslicher Tugend, während ihre pädagogisch didaktischen Grundsätze, um [...] Sicherheit der Kenntnisse [...] zu erzielen, die Beschränkung des Lern- und Wissensstoffes auf das Wesentliche [...] anstrebten“. (Stiehl, Anton Ferdinand Wilhelm; *Allgemeine Deutsche Bibliographie*, hg. durch die Historische Commission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften, Bd. 36, Neudruck der 1. Aufl. 1893 [Berlin: Duncker & Humblot, 1971], 180-184 [S. 182f.]).

allen Kanzeln“ (IH-AC 66, 2; IH-KG 101). Zu guter Letzt tadelt er die Berichterstattung in den Medien:

„die Zeitungen gucken in alles hinein. Wenn jetzt die vornehmen Leute ein Fest feiern, Tags darauf können sie es gedruckt lesen [...], was die eine für schöne weiße Schultern, die andere für runde Arme oder kleine Füße hat [...]. Ja, ja, wir sind sehr öffentlich geworden. Nur eine Dame darf sich nicht öffentlich zeigen und bloß gehen: die Wahrheit!“ (IH-AC 67, 1; IH-KG 102)

Diese Anklagen werden eingeschränkt, indem Frau Rosen die Glaubwürdigkeit Brausers anzweifelt: „Ach gehen Sie [...], Sie sind ein gottloser Spötter!“ (IH-AC 66, 2; IH-KG 101) Gegen Ende der Kalendergeschichte tritt die Diskrepanz zwischen Brausers anfänglichen Spottreden und seiner Reue unter Berufung auf die göttliche Autorität deutlich zu Tage: „O du barmherziger Gott“, „Rosen, o, du mein himmlischer Vater! Rosen, kannst Du mir das je verzeihen?“, „Bei Gott, dem Allmächtigen, ich habe sie nicht tödten wollen!“ (IH-AC 81, 2) Brauser entpuppt sich wahrhaft als ein ‚Gottlieb‘, wodurch seine Kritik an der Institution Kirche relativiert wird. An anderer Stelle wiederum wird die Glaubensinstanz nachhaltiger hinterfragt. Die Unterhaltung zwischen Gustavs Mutter und seinem Vater, dem Superintendenten Blechner, legt dessen Schein-Heiligkeit bloß:

„Beten, beten!“ rief Frau Rosen außer sich, „und ich schreie nach Brod für sein Kind! Helfen, helfen sollen Sie! [...] Und dieser Mann, der sein eigenes Fleisch und Blut in der Noth verkommen läßt, wagt es, das Evangelium der Liebe zu predigen [...]. All' Ihr Reden ist nichts als Hohn auf Ihren Schöpfer.“ (IH-AC 78, 1; IH-KG 116)

Durch seine Unerbittlichkeit straft der Geistliche die christlichen Gebote Lügen und der Text demaskiert auf diese Weise die Moral der bürgerlichen Welt.

Auch zu den Arbeitern positioniert sich die Erzählung. Indem Gustavs Mutter ihren Eindruck von der Nachbarsfamilie Starke mitteilt, entkräftet sie weit verbreitete Klischees über den gewalttätigen und ständig betrunkenen Arbeiter:

„Es scheinen ordentliche Leute zu sein [...]. Die Frau lobt ihren Mann [...]. Er behandelt sie gut und trinkt nicht und die Tochter soll fleißig und rechtschaffen sein.“ (IH-AC 70, 1; IH-KG 106f.) Im weiteren Verlauf bedient der Text allerdings auch eine verzerrte, weil verallgemeinernde Wahrnehmung, indem die Mehrheit der Arbeiter als „rohe Gesellen“ bezeichnet wird, von denen sich Gustav bewusst fernhält (IH-AC 82, 2).

Das Gefühl der moralischen Überlegenheit artikuliert sich unverkennbar auch an anderer Stelle. Hier ist es nicht ein direkter Arbeitskollege, sondern Gottlieb Brauser, dessen Auffassung als reaktionär disqualifiziert wird. Gustav, von Starke in sozialistische Schriften eingeführt, geht über Marx, Engels und Lassalle hinaus und bereichert das Konzept von Freiheit und Gerechtigkeit für seine Klasse um moralische Kategorien. Als Negativfolie wird die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verbreitete, aber erst Anfang des 20. Jahrhunderts mit der Bezeichnung ‚Sozialdarwinismus‘ versehene Vorstellung abgerufen. Bei der Übertragung der Evolutionstheorie der natürlichen Selektion von der Tierwelt auf die menschliche Gesellschaft werde oft „statt einer eigentlichen Theorie des Evolutionsverlaufs nur eine unspezifische [...] Kampfterminologie verwendet“⁴²⁰ – so auch von Brauser, der sich auf darwinistisches Vokabular beruft, die Formeln ‚struggle for life‘ und ‚survival of the fittest‘ allerdings falsch interpretiert. Denn richtig übersetzt handelt es sich dabei um Wettbewerb und die bestmögliche Anpassungsfähigkeit,⁴²¹ nicht um den „Kampf Aller gegen Alle“, wo „nur Derjenige [...] als Sieger aus ihm hervor[geht], der die Anderen rücksichtslos zu Boden tritt“ (IH-AC 69, 1; IH-KG 105). Diesem Standpunkt widerspricht Starke entschieden und reiht Brauser so implizit in das bürgerliche

⁴²⁰ ‚Sozialdarwinismus‘, *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*, in Verbindung mit Martin Carrier und Gereon Wolters hg. von Jürgen Mittelstraß (Stuttgart u.a.: Metzler, 1995), 852-855 (852).

⁴²¹ ‚Sozialdarwinismus‘, *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*, 852.

Lager ein: „Damit suchen es die Bourgeois zu rechtfertigen, daß sie sich untereinander aus Konkurrenzneid das Leben verkümmern und gemeinschaftlich uns Arbeiter bedrücken.“ (IH-AC 69, 1; IH-KG 105) In Abgrenzung von Brauser eröffnet sich eine von Schiller beeinflusste Lesart: Gustavs anschließender Monolog über „Sittengesetz“ und „Moralgefühl“ (IH-AC 69, 1; IH-KG 105) weist Ähnlichkeiten mit den *Philosophischen Schriften* Schillers auf. In seinen Bemerkungen „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ hatte Schiller konstatiert, dass die „moralische Zweckmäßigkeit“ dann „am lebendigsten erkannt“ werde, „wenn sie im Widerspruch mit anderen die Oberhand behält; nur dann erweist sich die ganze Macht des Sittengesetzes, wenn es mit allen anderen Naturgesetzen im Streit gezeigt wird, und alle neben ihm ihre Gewalt über ein menschliches Herz verlieren“.⁴²² Zwar liege der „moralische Sinn“ „in allen Menschen“, aber in unterschiedlicher „Stärke und Freiheit“, daher sei „ein heller Verstand und eine von jeder Naturkraft“ „unabhängige Vernunft“ erforderlich, um „die Verhältnisse moralischer Pflichten zu dem höchsten Princip der Sittlichkeit richtig zu bestimmen“.⁴²³ Im Vergleich damit liest sich Gustavs ‚moralische Erziehung‘ wie folgt:

„Wenn die Menschen aber noch ärger gegeneinander hausen, wie Löwen und Tiger, so beweist das nur, daß sie der Leidenschaftlichkeit des rohen Triebs die Herrschaft eingeräumt haben über das Sittengesetz, ohne welches ein Zusammenleben in Gesellschaft und Staat nicht möglich ist. Was den Menschen von dem Thier unterscheidet, ist das uns innewohnende Moralgefühl. Ist es stumpf geworden und verloren gegangen, nun, so ist es an uns, dasselbe wieder zu erwecken und zu schärfen. Ja, das ist die Aufgabe von uns Arbeitern, die wir die neue Zeit der gleichen Freiheit für Alles, was Menschen-Angesicht trägt, erhoffen und erstreben.“ (IH-AC 69, 1; IH-KG 105)

⁴²² Friedrich Schiller, ‚Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen‘, *Schiller's sämtliche Werke in Zwei Bänden*, Bd. 2, S. 494-499 (S. 497).

⁴²³ Schiller, *Ueber den Grund des Vergnügens*, S. 498.

Gustavs Anliegen kann demnach nicht nur als politische Emanzipation des Proletariats beschrieben werden, vielmehr bezieht sich sein Vorhaben auf die Verbesserung der gesamten Gesellschaft. Hier artikuliert sich der Aneignungsprozess einer ursprünglich bürgerlichen Vorstellung aus vorindustrieller Zeit durch die Arbeiterklasse. Doch was einst progressiv war, ist es nicht mehr unter den Bedingungen der entwickelten Klassengesellschaft. Dies macht der Text bewusst, indem er den moralischen Appell Gustavs sowie das traditionelle Geschlechterverständnis Starkes mit den Rahmenbedingungen der industrialisierten Gesellschaft konfrontiert. Die angekündigte Liebesheirat von Gustav und Emilie dient Starke als Anlass für eine dozierende Rede über *Gender* und Familie, in der er sich über das „Unnatürliche“ der Ehe in Zeiten von kapitalistischer Produktionsweise und Urbanisierung äußert (IH-AC 72, 2; IH-KG 110). An die anfängliche Kritik anknüpfend, argumentiert er solide materialistisch, wenn für ihn die Arbeitsbedingungen die Ursache allen Übels bilden:

„Unser Herrgott hat Mann und Weib für einander geschaffen; unsere Produktionsverhältnisse aber heben die Ehe auf, indem sie das Familienleben zerstören. Wenn Mann und Frau und Kinder von früh bis spät in den Fabriken arbeiten müssen, [...] dann beschränkt sich das ganze Familienleben nur noch darauf, daß man gemeinschaftlich unter demselben Dache schläft. Von einem innigen Ineinanderleben, wie es doch in der Ehe sein soll, ist nicht mehr die Rede.“ (IH-AC 72, 2-73, 1; IH-KG 110)

Er analysiert also die negativen Auswirkungen des kapitalistischen Systems auf den privaten Bereich, welcher gegenüber der öffentlichen Sphäre der Arbeit zu kurz kommt. Seiner Ansicht nach unterdrückt die entfremdete Arbeit das Persönliche und Emotionale innerhalb des Familienlebens. Starkes Argumentationsgang ähnelt einer Abwärtsspirale, bei der eine schon ungünstige Situation einen noch schlechteren Zustand nach sich zieht. Dabei

beruft er sich auf bürgerlich geprägte Vorstellungen von dem Zusammenleben und der Rollenaufteilung zwischen den Geschlechtern: Der Vater erscheint, basierend auf seiner Rolle als Ernährer, als Autorität repräsentierender Patriarch; die Mutter ist generell für die Haushaltsorganisation und frühe Kindererziehung zuständig. Starkes Auffassung nach sollte die Familie also der Ort der Erziehung und Vermittlung von Werten sein:

„Aber wenn nachher Kinder da sind? Die Frau darf nicht daheim bleiben, um sie zu pflegen, zu beaufsichtigen und über ihre Erziehung zu wachen. [...] Woher sollen denn die armen Geschöpfe, die ihre Eltern knapp des Morgens und des Abends zu sehen bekommen, ihre Eltern lieben und sie ehren?“ (IH-AC 73, 1; IH-KG 110f.)

Dass ihm die Erziehung der Töchter zu fleißigen und anständigen Hausfrauen Sorge bereitet ist demnach eine der Tradition verpflichtete Ansicht: „Können unsere Mädchen dort [in den Arbeitssälen] etwa lernen, was eine Frau braucht, um das Haus sauber und in Ordnung zu halten und eine tüchtige Wirthin zu werden?“ (IH-AC 73, 1; IH-KG 111) Durch die ‚Entfremdung‘ der Frau von der ihr eigentlich zugewiesenen Aufgabe sieht Starke das eheliche Zusammenleben gefährdet: „Und wenn eine Frau das Haus nicht in Ordnung zu halten weiß, es aus Arbeitslast nicht in Ordnung halten kann, glaubst du, daß es dann dem Mann in seiner Stube gefallen wird?“ (IH-AC 73, 1; IH-KG 111) Mit diesen rhetorischen Fragen unterstützt Starke gewissermaßen Gustavs Appell an das Moralgefühl und die Sittlichkeit.

Die Kalendergeschichte setzt sich folglich mit der „Trennung von Privatraum und Öffentlichkeit“ im Zuge der Industrialisierung auseinander⁴²⁴ und überträgt die Folgen für das (familiale) Zusammenleben auf die gesamtgesellschaftliche Ebene, ohne jedoch einen konkreten Lösungsvorschlag anzubieten.

⁴²⁴ Hermann L. Gukenbiehl, ‚Familie‘, *Grundbegriffe der Soziologie*, hg. von Bernhard Schäfers (Opladen: Leske u. Budrich, 1986), 83-86 (S. 85).

Kippfigur: Von der sozialistischen Positionsbestimmung zur persönlichen Leidensgeschichte

Wo Schweichels Kalendergeschichte dogmatischen Setzungen eine größere Differenziertheit entgegensetzt, geht sie immer wieder in Kippfiguren über.⁴²⁵ Das, was zunächst als Inkonsistenz des Textes erscheint – immer die logische, thematische, stilistische Geschlossenheit als narratives Ideal vorausgesetzt –, könnte sich auch zu seiner Stärke entwickeln: Hier wird der Leser nicht mit einem banalen *Happy ending* beschwichtigt, sondern durch das tragische Ende eines Arbeiters aufgerüttelt. Anders als in vielen zeitgenössischen Erzählungen ist es einem im Arbeitermilieu sozialisierten Protagonisten vergönnt, tief zu fallen; er wird des Scheiterns für würdig empfunden. Dass der Hoffnungsträger der Arbeiterliteratur untergeht und dabei seinen gesellschaftlichen Auftrag aus den Augen verliert, widerspricht der didaktischen Ausrichtung des Textes nicht, denn dem Scheitern wohnt ein starker Apell inne. Das Oszillieren zwischen sozialistischer Positionsbestimmung und dem Festhalten an der bürgerlichen Individualästhetik und -ethik kennzeichnet die Kalendergeschichte.

⁴²⁵ In der Psychologie meint der Terminus ‚Kippfigur‘ „bedeutungsambivalente visuelle Vorlagen, die sich auf wenigstens zwei unterschiedl. Weisen sehen lassen [...]. Die Wahrnehmung variiert in Abhängigkeit von Kontext sowie Erwartungen u. Einstellungen des Betrachters, die sich durch unterschiedl. Instruktionen steuern lassen“. (‚Kippfiguren‘, Thomas Städtler, *Lexikon der Psychologie: Wörterbuch, Handbuch, Studienbuch* [Stuttgart: Kröner, 2003], 527ff. [528]). Ralf Grüttemeier hat den Begriff für die Interpretation literarischer Texte übernommen. Er geht davon aus, „daß im 19. Jahrhundert Konzepte entstehen, die es ermöglichen, auch Fragen der Intentionalität als Kippfigur aufzufassen: Je nach Fokussierung sieht man entweder die *intentio auctoris* oder die *intentio operis*“. (Ralf Grüttemeier, *Intentionalität als Kippfigur* [Oldenburg: Bis, 1999], S. 21). In einem semiotischen Kontext wird der Begriff von Moritz Baßler in Hinblick auf die Literatur des Poetischen Realismus angewendet, um den Zusammenhang zwischen „Programm der Verklärung“ und „Befund der Entsagung“ zu erläutern. Baßlers Theorie basiert auf der Annahme, dass in Goethes Symbolik, die der poetisch-realistischen Programmatik als „regulative Idee“ zugrunde liege, eine Wechselwirkung zwischen „Erscheinungen der realen Welt“ und der ihr innewohnenden „Gesetzmäßigkeit“ bestehe. Eben dieser „den Sinn der Erzählung stabilisierende[] Metacode“ fehle aber dem Poetischen Realismus, weshalb das „geschlossene und stabile Modell“ Goethes zur „Kippfigur“ werde. (Moritz Baßler, ‚Figurationen der Entsagung. Zur Verfahrenslogik des Spätrealismus bei Wilhelm Raabe‘, *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2010, hg. von Dirk Göttsche und Ulf-Michael Schneider [Berlin u.a.: de Gruyter, 2010], S. 63-80 [S. 65 und 66]). Hier bezieht sich ‚Kippfigur‘ nicht auf die Entscheidung zwischen Autor- oder Textintention, sondern bezeichnet die potentielle, durch bestimmte Motivketten entstehende Doppeldeutigkeit der Kalendergeschichte.

Versuch einer Psychologisierung

Zur Komplexität trägt die im Verlauf der Kalendergeschichte zunehmende psychologische Dimension bei. In einer Zeit, in der man sich noch nicht auf Freuds Kategorien der unterschiedlichen Bewusstseinssebenen berufen konnte, erscheint Schweichels Erzählung in einem fortschrittlichen Licht, werden hier doch in Ansätzen Erkenntnisse der Psychologie berücksichtigt.⁴²⁶ Wie im Folgenden zu zeigen sein wird, werden dem Leser gegen Ende der Narration Einblicke in Gustavs Seelenleben gestattet und dadurch eine Strategie der Aufwertung verfolgt: Der Protagonist, ein einfacher Arbeiter, ist zugleich als vielschichtige, zuweilen undurchschaubare Persönlichkeit dargestellt. Der Text scheint sich von der einheitlichen, festen Figurenkonzeption zu verabschieden; auch das vormals kohärente Weltbild löst sich allmählich auf.⁴²⁷ Das Erzählte wird durch die subjektive Perspektive des Protagonisten gebrochen, für den keine verlässliche objektive Wirklichkeit mehr existiert.⁴²⁸

Die Abwendung Gustavs vom gesellschaftlichen Leben korreliert mit der Hinwendung zur dargestellten Innerlichkeit. In der Empfindung von Leere wird die mit dem Tod seiner Braut einsetzende Dissoziation von (Um-)Welt und Ich offenbar: „Gustav hörte die Trauerbotschaft und empfand nichts dabei. Es war wie eine Grabesstille in ihm. Er stand und starrte.“ (IH-AC 81, 1-2) Dass der Erzähler sich in Gustavs Innenperspektive versetzt, verdeutlicht eine anaphorische Reihung. Durch bildhafte Vergleiche und annähernde

⁴²⁶ Werner Neuse weist Innenperspektive und unmittelbares Erzählen bereits für einige deutschsprachige Autoren des 18. Jahrhunderts, unter ihnen Wieland, nach. (Vgl. Werner Neuse, ‚Die Anfänge der „erlebten Rede“ und des „inneren Monologs“ in der deutschen Prosa des 18. Jahrhunderts‘, *Theatrum Mundi. Essays on German Drama and German Literature Dedicated to Harold Lenz on His Seventieth Birthday*, hg. von Edward R. Haymes [München: Fink, 1980], S. 1-21).

⁴²⁷ Dieser Hang zur Dissoziation stellt laut Silvio Vietta und Mario Andreotti ein Kennzeichen des modernen Romans dar. (Vgl. Silvio Vietta, *Der europäische Roman der Moderne* [München: Fink, 2007], S. 21; Mario Andreotti, *Die Struktur der modernen Literatur. Neue Wege in die Textinterpretation*, 2. Aufl. [Bern u.a.: Haupt, 1990], S. 22).

⁴²⁸ Vgl. Vietta, *Der europäische Roman*, S. 27f.

Beschreibungen wird versucht, den Gefühlszustand des Protagonisten zu versprachlichen: „Er sah nichts, er dachte nichts und wußte nicht, was er that. Er hörte nur ununterbrochen das eine Wort in sich rufen: todt! | Einmal war es ihm, als ob er sich bei Namen nennen hörte.“ (IH-AC 81, 2) Die Todesnachricht löst bei Gustav also einen temporären Realitätsverlust aus und nur allmählich erkennt der Trauernde den Unterschied zwischen Einbildung und Wirklichkeit: „„Todt!“ murmelte Gustav wie geistesabwesend. | ‚O du barmherziger Gott‘, wehklagte Brauser, ‚also doch todt.‘ | Gustav starrte ihn an. ‚Ach. Du bist Brauser!‘, murmelte er nach einer Weile.“ (IH-AC 81, 2) Für ihn verliert die zeitliche Struktur an Bedeutung, Indifferenz ersetzt Interesse: „Die Tage flossen für Gustav leer und öde dahin; keiner von ihnen ließ eine Spur in seinem Gedächtnis zurück. [...] Gustav war es in seiner gegenwärtigen Stimmung gleichgiltig, was er arbeitete.“ Eine rhetorische Frage erlaubt Einsicht in seine Gedankenwelt: „Wogegen war er es nicht?“ (IH-AC 82, 2)

Mittels der Schilderung der Beziehung von Lina und Gustav wird versucht, über eine triviale Liebesgeschichte hinauszugehen. Der Erzähler erklärt Schritt für Schritt, wie Gustav seine Sehnsucht – nach dem Wissen, nach der Heimat, nach Emilie – auf Lina projiziert und wie dieser Versuch der Substituierung letztlich scheitert. Der Prozess der Annäherung beginnt mit Gesprächen über die Tote: „Es war für ihn eine schmerzliche Wollust, von Emilie zu erzählen und Lina ermüdete nicht, ihm mit Theilnahme zuzuhören.“ (IH-AC 84, 1) Schon an dieser Stelle weist der Erzähler darauf hin, dass Gustav „es wohl kaum [beachtete], daß sie [...] ihr Interesse für ihn in den Vordergrund treten ließ“ (IH-AC 84, 1). Gustav, bereits lebensmüde – „Ihm schien das Leben weder werthvoll noch schön“ –, ist zunächst „von tiefem Mitleid zu ihr bewegt“. Sie „erinnerte ihn an die Heimath“ und „er betrachtete sie wie seine Schwester“ (IH-

AC 84, 2). Indem Lina Gustav seine regelmäßigen Besuche ins Gedächtnis ruft, knüpft sie an ihre gemeinsame Vergangenheit an. Dass sie ihn dabei das erste Mal direkt mit dem Vornamen anspricht – „Erinnern Sie sich noch jenes letzten Sonntags, Gustav?“ – „bemerkte e[r] indessen nicht“ (IH-AC 85, 2). Im Anschluss wiederholt sich die Episode des ersten Kusses, wobei sich Gustav seiner Beweggründe – wie damals – nicht bewusst ist. Von Linas leidenschaftlicher Liebeserklärung überwältigt, „versetzte er aufgeregt und verwirrt, ‚ich habe Dich lieb, ich bin Dir gut!‘“ (IH-AC 86, 1) Doch als Lina ihre Verbindung unmittelbar danach öffentlich macht, bereut Gustav sein unbewusstes Handeln: Er „sah beschämt vor sich nieder“ (IH-AC 86, 1). Von ihren Zukunftsplänen, der Übernahme der Wirtschaft, zeigt sich Gustav „peinlich berührt“ (IH-AC 86, 1). Und in der Folge kommt er durch die Mischung von Linas sinnlichen Reizen und ihren unermüdlichen Hochzeitsvorbereitungen „kaum zur Besinnung“ (IH-AC 86, 1). Es wird also deutlich gemacht, dass Gustav nicht aktiv und bewusst am Geschehen teilnimmt.

Die Kommunikation zwischen Gustav und den Menschen in seiner Umgebung ist zunehmend gestört, so wenn er Lina „in Augenblicken der Zärtlichkeit zuweilen mit dem Vornamen der Verstorbenen nannte“ (IH-AC 86, 2). Während er von Emilie „Anregung“ empfangen hatte, „regte“ Lina „ihn auf“ (IH-AC 86, 2). Die Vergleiche zwischen seiner verunglückten Geliebten und seiner zukünftigen Braut nehmen Überhand und führen dazu, dass er die Vergangenheit herbeisehnt. Aus der Perspektive Gustavs wird die Realität mit dem Wunschbild verglichen: Lina „war ein praktisches, heiteres, sinnliches Geschöpf, nichts mehr, ihre Liebe hatte keine geistige Tiefe, ihre Empfindung keinen Schwung. [...] in um so wärmeren, idealischen Farben trat ihm Emilie vor sein inneres Auge“ (IH-AC 87, 1). Die anschließende Frage vermittelt

Gustavs Empfindungen und macht deutlich, wie sehr die Tote seine Lebenswirklichkeit beeinflusst: „War nicht Emiliens letztes Wort an ihn gewesen, daß er sie ewig lieben würde?“ (IH-AC 87, 1) Wie sich Gustav als moralisch empfindsamer Mensch durch Einsicht in sein ‚falsches Spiel‘ in Schuldgefühlen verliert, wird vom Erzähler eindringlich geschildert. Wiederholt suggerieren Interjektionen und rhetorische Fragen seine Innensicht:

[Linus] Herz hatte es nach seiner Ansicht nicht verdient, daß er sie durch seinen Rücktritt in der letzten Stunde noch unglücklich machte. Und seine arme Mutter! Wohl, er wollte sich dem Glücke dieser beiden Wesen opfern. Was lag an ihm, war er doch bankerott an allen Idealen seines Lebens! (IH-AC 87, 2)

Zuweilen erreichen die Beschreibungen von Gustavs Seelenleben eine Intensität, die an (Vor)Formen erlebter Rede erinnert: „Und war es wirklich ein Opfer, das er zu bringen gedachte? Hatte Starke nicht Recht, als er Lina’s Geld gegen ihn hervorgehoben hatte?“ (IH-AC 87, 2-88, 1) „Mußte nicht Jeder glauben, daß er Lina um ihres Vermögens willen heirathete? [...] Er fühlte die Verachtung der Welt auf sich und er zitterte unter den schmerzlichen vorwurfsvollen Blicken Emiliens in ihrer Verklärung.“ (IH-AC 88, 1). Auf den Einblick folgt der Blick von außen, auf die Nähe zur Figur die Distanzierung.⁴²⁹ Dabei steht die Statik der Rahmenbedingungen im Gegensatz zur Dynamik der psychischen Vorgänge: „Eines Morgens [...] ging er wie gewöhnlich zur Arbeit an die Eisenbahn. Er war auch bei dem Appell anwesend, dann sah man ihn plötzlich seinen Spaten in die Erde stoßen und weggehen. Er kam nicht wieder“ (IH-AC 88, 1). Jetzt bestimmen kurze Sätze den Erzählrhythmus und

⁴²⁹ Phasenweise wird eher gezeigt als ausgesprochen – Kennzeichen des modernen Erzählens nach Vietta: „*Wo* und *wann* etwas geschieht [...], in welcher *Abfolge* und mit welcher *semantischen Akzentuierung*, ist natürlich eine Entscheidung des Erzählers. In ihr offenbart sich jene Konstruktion des Ganzen, die der moderne Erzähler nicht mehr auktorial ausspricht, aber seinem Leser *zeigt*.“ (Vietta, *Der europäische Roman*, S. 32). Ähnlich wird es auch in der englischsprachigen Erzähltheorie, z.B. bei Percy Lubbock, formuliert: „the art of fiction does not begin until the novelist thinks of his story as a matter to be *shown*, to be so exhibited that it will tell itself“. (Percy Lubbock, *The Craft of Fiction* [New York: Charles Scribner’s Sons, 1921], S. 62).

unterstreichen die Ungewissheit: „Dann kam Nachricht. [...] Er war das Grab [Emiliens] mit seinen Händen aufzuwühlen bemüht gewesen, indem er mit herzerreißenden Tönen gerufen: ‚Laß mich zu Dir! Laß mich zu Dir!‘“ (IH-AC 88, 2) Gustavs Verzweiflungstat, das Wühlen in der Erde, verleiht seiner Beschäftigung als Erdarbeiter bei der Eisenbahn eine völlig neue Bedeutung. Das Geschehen wird vom Erzähler kurz und knapp kommentiert und unvermittelt stehengelassen: „– Man hatte ihn in eine Heilanstalt für Geisteskranke unterbringen müssen.“ (IH-AC 88, 2)

Folglich wird Gustav, der mit seinen Gedichten für die Gesellschaft gewirkt hat, am Ende von ebenjener ausgesondert. Sein Erwählt-Sein kehrt sich um in Ausgeschlossen-Sein, die Bemühungen um ein Leben als Arbeiterschriftsteller sind ‚im Keim erstickt‘. Die gesellschaftspolitische Utopie dient nicht länger als Projektionsfläche, sondern wird durch Gustavs Sehnsuchtsort des Jenseits ersetzt.

Lichtmetaphorik

Auch die Lichtmetaphorik trägt dazu bei, dass die Kalendergeschichte an Komplexität gewinnt. Zu Beginn lenkt der Licht-Gebrauch die Aufmerksamkeit des Lesers auf den Protagonisten, der wie im Zoom immer dichter an den Betrachter herangeholt wird. Zunächst erfasst eine Totale das Ganze der Szene erfasst: „In dem Hofflügel eines der fertigen Häuser *brannte noch Licht*. Der *Schein desselben* fiel aus dem fünften Stockwerke auf die fensterlose Rückwand des Nebengebäudes.“⁴³⁰ (IH-AC 61, 1; IH-KG 91) Dann wird der Bildausschnitt kleiner: „Die über vier schmale und steile Stiegen gelegene Stube, aus welcher der *Lichtschein* kam, hatte nur ein Fenster.“ (IH-AC 61, 2;

⁴³⁰ Diese Hervorhebung und die in den folgenden Zitaten stammen von mir.

IH-KG 92) Schließlich konzentriert sich der Erzähler auf das Detail: Auf dem „Fensterbrett *glühten in dem Lichtschein* die blutrothen Blumen eines Nelkenstockes“ (IH-AC 62, 1; IH-KG 92). Noch während der Französischen Revolution von 1789 galt die rote Nelke den Aristokraten „als Zeichen ihrer Unerschrockenheit“. Die Erzählung weist auf ihre spätere Bedeutung als „Symbol der Arbeiterbewegung“ voraus, denn „am 1. Mai, dem 1889 beschlossenen ‚Tag der Arbeit‘“, diente sie „statt Fahnen, deren Tragen ihr verboten worden war, [...] als Zeichen der solidar[ischen] Kampfbereitschaft“.⁴³¹ An anderen Stellen wird das Wortfeld ‚Licht‘ im übertragenen Sinne eingesetzt, so wenn Gustav in seiner Kindheit „mit *leuchtenden* Augen von den wunderbaren Entdeckungen“ in der freien Natur erzählt (IH-AC 63, 2; IH-KG 95). Auch Starke verwendet in der Redewendung, die Gustav in seiner dichterischen Produktion bestärken soll, das Licht-Motiv: „Es soll Niemand *sein Licht* unter den Scheffel stellen.“ (IH-AC 71, 1; IH-KG 108) Diese Metaphorik verleiht der Erzählung eine bildhafte Qualität und veranschaulicht innere Vorgänge wie Gustavs Berufung zum Dichter: „Nun der verborgene Quell *an das Licht gedrungen*, sprudelte er lustig weiter.“ (IH-AC 64, 1; IH-KG 96) Gustavs Mutter wiederum schildert mithilfe eines Vergleichs den anständigen Charakter ihres Sohnes: „Und er hat ein Herz, das *licht ist wie die Sonne* und warm ist wie sie.“ (IH-AC 77, 2; IH-KG 115)

All diese Beispiele bedienen die konventionelle Wertung, nach der Helligkeit mit guten, Dunkelheit hingegen mit schlechten Eigenschaften assoziiert wird. Dieser stereotype Einsatz wird allerdings erweitert. Gottlieb Brauser verwendet die Lichtmetapher in sarkastischer Weise, wenn er „Blechner, Superintendent Blechner“ als „unser größtes *Kirchenlicht*“ bezeichnet (IH-AC 66, 2; IH-

⁴³¹ ‚Nelke‘, *Das große Lexikon der Symbole*, hg. von Christoph Wetzel (Darmstadt: Wiss. Buchges., 2008), 208.

KG 101): „Die ganze vornehme und reiche Welt läuft ihm jetzt zu und läßt sich von ihm das Evangelium der Armen deuten.“ (IH-AC 67, 1; IH-KG 101) Durch den Gestus der Ironie hebt sich diese Textstelle von der Schablone ab. Wiederum davon unterschieden ist der Lichtgebrauch an einer Stelle, wo es um das Verhältnis von Frau Rosen und dem Superintendenten Blechner geht. Der Leser, der zu dem Zeitpunkt noch nicht weiß, dass es sich bei dem Geistlichen um Gustavs leiblichen Vater handelt, wird durch die Wortwahl des Erzählers auf ein mögliches Geheimnis aufmerksam gemacht. Denn als Frau Rosen sich bei Brauser erkundigte, „in welcher Kirche und wann er predige“, fuhr sie „sich mit der Hand über die Augen [...], *als ob die gegenüberliegende Hofmauer sie blendete*“ (IH-AC 67, 1; IH-KG 101). Dieses nur vorgebliche Geblendet-Werden beruft sich auf eine negative Eigenschaft des Lichts und weist darauf hin, dass ihre persönliche Beziehung zum Superintendenten problematisch ist.

Schließlich gestaltet die Erzählung die Appropriation eines Motivs für die Lebenswelt der Arbeiter. Neben die Sonne als natürlicher Lichtquelle tritt das künstlich erzeugte Gaslicht, das am industriellen Arbeitsplatz brennt:

Aus den Fenstern der Fabrik, vom Dache bis zum Erdgeschosse *strahlte das Gaslicht in die Nacht* und drinnen schnurrte und surrten die Maschinen. [...] Gustav suchte Emiliens Fenster auf. Er war erstaunt dasselbe zertrümmert zu finden und mehr noch, daß das *Gaslicht* über dem Stuhle *ausgedreht* war.“ (IH-AC 79,1)

Das ausgedrehte Gaslicht kündigt also auf privater Ebene Unheil an; in diesem Zusammenhang ist auch signifikant, dass Brauser, der Mörder wider Willen, Gustav seine Tat „bei dem *Scheine der Gaslaterne*“ gesteht (IH-AC 81, 2). Darüber hinaus weist das Motiv aber auch eine existenzielle Dimension für den Arbeiter im Allgemeinen auf: Das Anzünden des Gaslichts bedeutet Arbeitsbeginn und damit Sicherung des Lebensunterhalts; wird es ausgedreht, gibt es keine Arbeit.

Leitmotivik und Korrespondenzen

Der wiederholte und variierende Gebrauch des Wortfeldes ‚Licht‘ erlaubt es, von einer Art ‚Leitmotivik‘ zu sprechen.⁴³² Beim literarischen Leitmotiv handelt es sich um „eine bestimmte Wortfolge“, die, „oft in leichten Abwandlungen oder nur in Anklängen, wiederholt wird“ und dadurch unterschiedliche Textstellen „zueinander in Beziehung setzt, ihre Zusammengehörigkeit unterstreicht und auf eine höhere Bedeutung der scheinbar zufälligen Wiederholungen aufmerksam“ macht.⁴³³ Durch seine „gliedernde, rhythmisierende, verbindende und deutende Funktion“⁴³⁴ verleiht es „der realistischen Handlungsabfolge Symbolträchtigkeit“. Als Beispiel für dieses Verfahren nennt die Forschung die „Wiederkehr bestimmter Lokalitäten, wie des Stechlinsees in Fontanes Roman“.⁴³⁵ Auch in Schweichels Erzählung wird ein Ort mehrfach aufgerufen, nämlich der Friedhof. Die retrospektiven Blicke sind derart konstruiert, dass sich Parallelen zwischen Vergangenheit und Gegenwart ergeben: Gustav, Emilie und ihr Vater begegnen sich zum ersten Mal auf dem Friedhof der Barrikadenkämpfer (vgl. IH-AC 68, 1ff.; IH-KG 103f.); nach Emiliens Tod knüpfen Gustav und Lina auf dem Friedhof an ihre gemeinsame Vergangenheit an (vgl. IH-AC 83, 1ff.); dort findet die Erzählung auch ihr bzw. Gustavs tragisches Ende (vgl. IH-AC 88, 2). Bei dieser Zirkularität handelt es sich um ein resignatives und modernes Verfahren.

Darüber hinaus lassen sich Korrespondenzen in der Figurenkonstellation nachweisen sowie ein „das ganze Kunstwerk durchziehende[s] Gewebe von

⁴³² Ursprünglich wurde der Begriff ‚Leitmotiv‘ wohl 1871 von Friedrich Wilhelm Jähns in Bezug auf die musikalischen Kompositionen Carl Maria von Webers geprägt, bei denen er „jene Einheit des Colorits, die jeder von ihnen eine so eigenthümliche und in sich vollkommene Harmonie gewährt“ hervorhebt, „jenes strenge Durchführen aller einzelnen Charactere, zu dessen Gunsten Er zuerst planvoll angewendete Leitmotive einführt“ (Friedrich Wilhelm Jähns, *Carl Maria von Weber in seinen Werken: chronologisch-thematisches Verzeichnis seiner sämtlichen Compositionen* [...] [Berlin: Schlesinger, 1871], S. 2).

⁴³³ Elisabeth Frenzel, *Stoff- und Motivgeschichte*, 2. Aufl. (Berlin: E. Schmidt, 1974), S. 18.

⁴³⁴ Frenzel, *Stoff- und Motivgeschichte*, S. 18.

⁴³⁵ Frenzel, *Stoff- und Motivgeschichte*, S. 19.

Grundthemen“, die sich „gegenüberstehen, ergänzen, neu gestalten, trennen und verbinden“. ⁴³⁶ Eine solche Motivverknüpfung ergibt sich in Bezug auf den Komplex von Sünde und Buße und wird von den Figuren des Superintendenten Blechner und des Buchbindergesellen thematisiert. Die Vergehen beider entspringen der Begierde, doch reagieren sie unterschiedlich auf ihren jeweiligen Sündenfall. Während der geistliche Amtsträger sich zwar inflationär auf seine vollzogene Buße beruft, jedoch keine ehrliche Reue für sein Handeln empfindet, ⁴³⁷ stellt sich Brauser dem irdischen Gericht und bedauert seine Tat aufrichtig. ⁴³⁸ Auch bei der Personenkonstellation von Frau Rosen und Blechner sowie Gustav und Lina ergibt sich eine Doppelung: Die Erzählung wirft die Frage auf, wie in der Eltern- bzw. in der Kindergeneration mit Verantwortung umgegangen wird. Streitet der Superintendent jegliche Verpflichtung für seinen unehelichen Sohn ab und fühlt sich frei von Schuld, so empfindet Gustav zum einen seine Verbindung mit Lina als Verrat an Emilie (vgl. IH-AC 87, 1), zum anderen belastet ihn der Betrug Linas in Gedanken (vgl. IH-AC 87, 2). In ihrem moralischen Bewusstsein stehen sich Vater und Sohn also diametral gegenüber; Blechner fungiert als Negativschablone, Gustav als Identifikationsfigur. Des Weiteren lässt sich die Darstellung Gustavs als

⁴³⁶ Richard Wagner, ‚Über die Anwendung der Musik auf das Drama‘, *Richard Wagners gesammelte Schriften und Briefe*, hg. von Julius Kapp, Bd. 13: *Der Polemiker* (Leipzig: Hesse & Becker, 1914), S. 282-298 (S. 290f.). Dem Kritiker Wilhelm Mohr zufolge bildeten die „vielbekanntesten ‚Leitmotive‘“ Wagners „poetisch verständlich, musicalisch von vielfach angefochtenem Werth, technisch gewisser Maßen den stets wiederkehrenden Einschlag in die musikalische Kette“ (Wilhelm Mohr, ‚Richard Wagner und das Kunstwerk der Zukunft im Lichte der Baireuther Aufführung betrachtet‘ [1876], *Wagner. Im Spiegel seiner Zeit*, hg. von Sven Friedrich [Frankfurt a.M.: Fischer, 2013], S. 205f.).

⁴³⁷ „Du weißt es, wie ich im heißen Gebet zu dir mein Herz gereinigt habe von der Sünde. [...] Ja, ich verstehe, du verlangst, daß auch das letzte Band zwischen mir und der Sünde zerrissen werde. Dein Wunsch geschehe! [...] Sie haben gehört, daß ich mich von jener Schwachheit des Fleisches gereinigt habe, und so opfere ich auch die Frucht der Sünde mit starkem Herzen dem Herrn. [...] [Mein Sohn] soll nicht zwischen mich und meinen Gott treten, mich nicht wieder herabziehen aus meiner Läuterung.“ (IH-AC 77, 1-2).

⁴³⁸ „Und ich gäbe mein Leben mit Freuden hin, wenn ich sie wieder lebendig machen könnte“, rief Brauser mit Thränen in den Augen.“ (IH-AC 81, 2); „Ich kann die unglückseligen Folgen meiner That nicht ungeschehen machen; aber ich kann sie büßen und das will ich.“ (IH-AC 82, 2).

Sonderling durchgängig in der Erzählung verfolgen. Es beginnt in der Schulzeit, während der er sich von „den Vergnügungen seiner Altersgenossen“ „so viel wie möglich fern gehalten“ hatte (IH-AC 63, 1; IH-KG 94f.), wird weitergeführt in seiner dichterischen „Gabe“ (IH-AC 71, 1; IH-KG 108) sowie auf der Arbeit, wo er sich von „den übrigen Erdarbeitern“ [fernhielt]“ (IH-AC 82, 2) und endet schließlich im Wahnsinn. Diese Wiederaufnahmen in Abwandlung sind folglich nicht tautologischer Natur, sondern bereichern die Kalendergeschichte, indem sie auf Unterschiede im Ähnlichen verweisen und die Darstellung von Differenzierungen ermöglichen.

Das Ende kommt unvermittelt – im Gegensatz zu der ausgeprägten Fabel mit manch unterhaltender Passage verschwendet der Erzähler am Schluss kein einziges Wort. Der letzte Absatz ist nicht dem Protagonisten, sondern seinem Vater und der allein gelassenen Braut Lina gewidmet:

Der Superintendent Blechner erfuhr das Schicksal seines Sohnes aus den Zeitungen, und vermuthlich sah er darin den Finger Gottes als ein Zeichen seiner eigenen nun vollendeten Entsündigung und Heiligung. Lina kehrte zu ihrer Mutter zurück. Sie that Niemand mehr schön und Niemand hörte sie wieder lachen. Sie blieb unvermählt (IH-AC 88, 2)

War im vorletzten Abschnitt bereits Gustavs Einweisung in die Irrenanstalt in unbeteiligtem Erzählgestus geschildert worden, so wendet sich die Nüchternheit hier satirisch gegen Blechner, wozu dann das Leiden Linas in den beiden letzten Sätzen wiederum in Opposition steht. Zum Abschluss bietet der Text also – ästhetisch folgerichtig – erneut eine die Differenz betonende Doppelung.

Dieser Schluss hat in der – überschaubaren – Sekundärliteratur zu unterschiedlichen Einschätzungen der Kalendergeschichte geführt. Gerald Stieg und Bernd Witte vertreten den Standpunkt, dass das Projekt, eine eigene

Ästhetik der Arbeiterliteratur zu schaffen, zwangsläufig scheitern müsse. Gustavs Berufung zum Arbeiterdichter erfahre eine textimmanente Relativierung, indem seine – wenn nicht ideologische oder soziologische, so doch genealogische – Zugehörigkeit zum Proletariat in Frage gestellt wird. Dem Leser – nicht dem Protagonisten! – wird offenbart, dass Gustavs tot geglaubter Vater in Wirklichkeit der Superintendent Blechner ist. Der Geistliche sanktioniert seinen unehelichen Sohn und antizipiert das tragische Ende der Erzählung: „er soll die Noth, in die er gerathen ist, als eine gerechte Strafe hinnehmen für seinen Frevel, alles Bestehende umstürzen zu wollen“ (IH-AC 78, 1; IH-KG 116). Nach Stieg und Witte „scheint in dem ‚Arbeiterdichter‘ Gustav Rosen geradezu ein rilkescher Poet ins Arbeiterleben versetzt“, dem Leser würden „die Seelenfeinheiten des Helden erst dann einigermaßen plausibel, als er erfährt, daß dieser der uneheliche Sohn eines Superintendenten ist“.⁴³⁹ Ihre Beurteilung der Kalendergeschichte bestätigt, wie sehr noch in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts literarische Geschmacks- und Urteilsbildung auf bürgerlich präfigurierten Leitbildern beruht und die Tatsache, dass ein Protagonist aus dem Arbeitermilieu schöngeistiges Talent besitzt, als unplausibel kritisiert wird. Dem Verfasserduo zufolge werde in der Erzählung der Arbeiter „sich selbst als interessant vorgeführt, indem das historische Gesetz des Klassenkampfes in persönliches Schicksal transformiert wird. Damit aber dient diese Prosa nur noch der Unterhaltung, allenfalls der Selbstbespiegelung“.⁴⁴⁰ Münchow, die sich in der Bewertung der Kalendergeschichte weniger auf den Text selbst als auf die Biographie des Autors stützt, bemängelt, die Figuren seien „noch zu sehr am Schreibtisch entstanden“ (UM 302). Da dem Verfasser der „lebendige Kontakt zum modernen Fabrikarbeiter fehlte“ (UM 303), habe er „die Probleme

⁴³⁹ Gerald Stieg, Bernd Witte, *Abriß einer Geschichte der deutschen Arbeiterliteratur* (Stuttgart: Klett, 1973), S. 57.

⁴⁴⁰ Stieg, Witte, *Abriß einer Geschichte der deutschen Arbeiterliteratur*, S. 57.

nur angerissen [...] ohne sie wirklich darzustellen“ (UM 302). ‚Im Hinterhause‘ stelle unter Beweis, „wie schwer es ist, eine Gegenwartserzählung zu schreiben, die agitieren und zugleich unterhalten soll“ (UM 304). Dieses Urteil impliziert, die Version der Erzählung in der Anthologie sei ‚gelungener‘ als die Originalfassung. Ihr liegt die Wirkungsintention – mit den Worten Starkes – zugrunde, dass der Dichter mit dem Arbeiter-Leser „klagt und lacht und weint“, dass er ihn „tröstet, ermuthigt und begeistert“ und das ferne Ziel „in hellen, lichten Farben malt“ (IH-AC 71, 1, IH-KG 108). In der Kalendergeschichte Schweichels gerät dieses ideologisch Zielgerichtete aus dem Blickfeld. Vielmehr beruft sie sich auf das (bürgerliche) Konzept des tragischen Individuums jenseits der Klasse, weshalb am Ende der einzelne Mensch scheitert, und in ihm die Klasse.

Möglich, dass durch Gustavs Scheitern als Arbeiterdichter das Bewusstsein für die Bedeutung einer eigenen Literatur geweckt und ‚Bessermacher‘ zum Schreiben motiviert werden sollen. Doch letztlich sagt dieser Rezeptionswunsch nichts über die ästhetische Beschaffenheit des Textes aus. Eine Reduktion der Kalendergeschichte auf einen simplen erzieherischen Auftrag würde ihr nicht gerecht. Denn ihre merkwürdige ‚Zweiteiligkeit‘ ist nur vordergründig. Bei genauerer Betrachtung erkennt man, dass der Text durch diverse Strukturanalogien (Doppelungen, Lichtmetaphorik) zusammengehalten wird. ‚Im Hinterhause‘ hat den Status eines ‚Dazwischen‘, denn die Erzählung entzieht sich gleich zwei Mal der ideologischen Vereinnahmung. Einmal, indem sie nicht auf die sozialistische Position beschränkt bleibt – Starkes klassenkämpferischen Überlegungen stellt sie die Schilderung subjektiven Leids entgegen. Das andere Mal, indem sie den Fallstricken einer bürgerlich larmoyanten Geschichte entgeht und zu einer anspruchsvolleren Darstellung

innerer Zerrissenheit findet. Die zeitgenössische Rezeption passt zu dieser Zwischenstellung des Autors und seines Textes; das jeweilige Lager reklamiert ihn für sich und droht bei ‚Überlaufen‘ mit Ausschluss. Doch ‚Im Hinterhause‘ ist weder das eine noch das andere, weder Zeugnis des sozialistischen Fortschrittsglaubens noch Ausdruck einer bürgerlichen Verklärung und Läuterung. Es ist eine Individualgeschichte vor dem Hintergrund der wirtschaftlichen und sozialen Lebensverhältnisse. Genau dieses Oszillieren zwischen den Polen charakterisiert die ungewöhnliche Kalendergeschichte und hebt sie von anderen in sozialdemokratischen Parteiblättern veröffentlichten Prosatexten ab.

V. (Frühe) Arbeiter-Autobiographien

Bislang stand Erzählliteratur im Mittelpunkt der Untersuchung, die *über* oder *für* Arbeiter geschrieben wurde. An dieser Stelle soll die Analyse ergänzt werden um *von* Arbeitern verfasste Prosatexte, um autobiographische Schriften.

Zunächst einmal fällt die Geschichte der Autobiographie mit der Geschichte der bürgerlichen Lebensschilderung zusammen, weil das aufstrebende Bürgertum im 18. Jahrhundert seiner Persönlichkeitsentfaltung literarischen Ausdruck verlieh und damit den Lebensschilderungen von Arbeitern den Weg bereitete, die im Zuge der Industrialisierung und kapitalistischen Produktionsweise nachfolgen sollten. Daher sei an dieser Stelle ein Blick auf die prägenden Wurzeln der Gattung geworfen.

V.1 Kleine Geschichte der ‚bürgerlichen‘ Autobiographie

Die sozialgeschichtlichen Voraussetzungen für die Entstehung einer bürgerlichen Autobiographie als „Zeugnis eines [...] Individualismus bei den Angehörigen dieser Klasse“ liegen „in der ‚Kultur der Renaissance‘, als ‚aus Feudalbindungen befreite ‚freie‘ Städte“ entstehen, „die dem in ihnen lebenden Bürger ein neues Selbstgefühl, das Bewußtsein der Autonomie und Individualität ermöglichen“ (WE 16). Die „Auffassung, daß jedes Individuum selbst seinen eigenen Weg gehen müsse“, hat sich dabei nicht nur in den Werken von „Berufsschriftstellern und Dichtern“ niedergeschlagen, vielmehr hat auch der „schreibende Privatmann“ seine individuelle Sichtweise literarisch verarbeitet. Insgesamt habe es sich bei dem Bürgertum, das sich den „Individualismus“ zur „Norm“, „Ideologie“ und zum „Lebensstil“ auserkoren

hatte, um eine „schreibgewandte und schreibfreudige soziale Schicht“ gehandelt.⁴⁴¹

In Deutschland fördert vor allem die „bürgerlich-religiöse Bewegung“ des Pietismus in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die „Selbstdarstellung des Individuums“: „Aus dem ursprünglichen Bedürfnis religiöser Selbstprüfung entwickelt sich die klassische bürgerliche Autobiographie.“⁴⁴² Den ‚bürgerlichen‘ Lebenslauf kennzeichnet dann ein „notwendige[r] Zusammenhang, der nicht mehr in der metaphysischen Jenseitigkeit liegt, sondern in dem wirklichen Leben des Individuums sich darstellt“.⁴⁴³ Diesen Übergang von religiöser Vorhersehung zu selbstbestimmter Lebensführung veranschaulicht Karl Philipp Moritz’ psychologischer Roman *Anton Reise* (1785): In der Vorrede spricht sich der Erzähler dafür aus, „die Aufmerksamkeit der Menschen mehr auf den Menschen selbst zu heften und ihm sein individuelles Daseyn wichtiger zu machen“.⁴⁴⁴ Diesem Bedürfnis nach privater Lebensnotation entspricht auch ein wachsendes öffentliches Interesse.

V.1.1 Rousseaus *Confessions* und Goethes *Dichtung und Wahrheit*

Wenige Jahre zuvor hatte Jean Jacques Rousseau mit programmatischen Sätzen seine *Bekenntnisse* eröffnet und anhand der Schlüsselbegriffe ‚Wahrheit‘ und ‚Natur‘ vorgegeben, dass es von nun an keiner religiösen

⁴⁴¹ Hans Paul Bahrdt, ‚Erzählte Lebensgeschichten von Arbeitern‘, *Arbeitssituation, Lebenslage und Konfliktpotential. Festschrift für Max E. Graf zu Solms-Roedelheim*, hg. von Martin Osterland (Frankfurt a.M.: Europ. Verl.-Anstalt, 1975), S. 9-37 (S. 26 und 27).

⁴⁴² Eckhard Dittrich, Juliane Jacobi-Dittrich, ‚Die Autobiographie als Quelle zur Sozialgeschichte der Erziehung‘, *Aus Geschichten lernen: zur Einübung pädagogischen Verstehens*, hg. von Dieter Baacke und Theodor Schulze (München: Juventa, 1979), S. 99-119 (S. 99). In der Folge zitiert mit der Sigle ‚EDJJD‘.

⁴⁴³ Georg Misch, *Geschichte der Autobiographie*, Bd. 4/2: *Von der Renaissance bis zu den autobiographischen Hauptwerken des 18. und 19. Jahrhunderts* (Frankfurt a.M.: Schulte-Bulmke, 1969), S. 777.

⁴⁴⁴ *Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. Erster Theil*, hg. von Karl Philipp Moritz (Berlin: Friedrich Maurer, 1785), Vorrede.

Apologie, keinem gesellschaftlichen Sonderrecht mehr bedürfe, um seine eigene Lebensgeschichte niederzuschreiben:

Ich plane ein Unternehmen, das kein Vorbild hat und dessen Ausführung auch niemals einen Nachahmer finden wird. Ich will vor meinesgleichen einen Menschen in aller Wahrheit der Natur zeigen, und dieser Mensch werde ich sein. Einzig und allein ich.⁴⁴⁵

Es kommt also allein auf die unverwechselbare Individualität desjenigen an, der zum Stift greift.⁴⁴⁶ Neben Rousseaus *Bekenntnissen* stellt sicherlich Goethes Lebensschilderung einen wichtigen Bezugspunkt für die literarische Nachwelt dar. Von der Forschung als „hervorragendstes Beispiel“ der „klassische[n] bürgerliche[n] Autobiographie“ (EDJJD 102) sowie als „Höhepunkt der Gattung“ bezeichnet, da „Ponderation und Korrelation“ von „Ich und Welt“ „in bisher nie wieder erzielter Weise erreicht“ würden,⁴⁴⁷ veranschaulicht Goethes *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit* (1808-1831), inwieweit das autobiographische Genre zwischen den beiden Polen Fakt und Fiktion oszilliert. Schon der Titel präsentiert die zwei nur scheinbar entgegengesetzten Punkte, die sich tatsächlich aber wechselseitig bedingen: Die Dichtung bedarf der konkreten Lebensdaten, welche wiederum erst durch die künstlerische Bearbeitung den Status einer höheren Wahrheit erreichen. Oder mit Goethes Worten:

Denn dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet,

⁴⁴⁵ Verfasst 1765-1770, posthum 1782 in Genf veröffentlicht. Hier zitiert nach: Jean Jacques Rousseau, *Bekenntnisse (Confessions)*, aus dem Französischen von Ernst Hardt (Leipzig: Insel, 1955), S. 7.

⁴⁴⁶ In der Arbeiterbewegung wurden Rousseaus *Bekenntnisse* als Leitbild rezipiert, da sich „die bewegenden Kräfte in den gipfelnden Fortschrittsbestrebungen der vergangenen Epoche“ auf eine „gänzlich verschiedene[] Konstellation“ übertragen lassen: „Der Kampfstil, der Wille, die völlige Aufhebung der bestehenden Verhältnisse darzustellen, ist der unvergängliche Teil an diesem Lebenswerk.“ (Werner Krauss, ‚Einführung‘, Jean-Jacques Rousseau, *Bekenntnisse*, mit einer Einf. von Werner Krauss, übertr. von Ernst Hardt, 6. Aufl. [Leipzig: Insel, 1965], S. 7-33 [S. 32f.]).

⁴⁴⁷ Ingrid Aichinger, *Künstlerische Selbstdarstellung: Goethes ‚Dichtung und Wahrheit‘ und die Autobiographie der Folgezeit* (Bern: Lang, 1977), S. 37.

und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abgespiegelt [...].⁴⁴⁸

Auch der Begriff des ‚Individuums‘ fällt bereits im Vorwort, wenn gefordert wird, dass es „sich und sein Jahrhundert kenne, sich, inwiefern es unter allen Umständen dasselbe geblieben, das Jahrhundert, als welches sowohl den Willigen als Unwilligen mit sich fortreißt, bestimmt und bildet“.⁴⁴⁹ Die komplexe Wechselwirkung von Ich und Umwelt erfährt also eine künstlerische Bearbeitung.

In *Dichtung und Wahrheit* vollzieht sich die „Verwandlung der Vorsehung zur Entelechie“ (EDJJD 102). Im Gespräch mit Eckermann verleiht der Dichter dieser Auffassung Ausdruck: „Und jeder geht in der aufsteigenden Linie seiner Ausbildung fort, so wie er angefangen.“⁴⁵⁰ Diese Sichtweise wird von Wolfgang Emmerich, der in den 1970er Jahren die Sammlung *Proletarische Lebensläufe* herausgab, als „*Privilegierten-Anthropologie*“ bewertet (WE 17), weil „sie nicht die Möglichkeiten menschlicher Lebensläufe schlechthin erfaßt, sondern nur die nach Besitz und Bildung privilegierter Großbürger und Hofdichter um 1800“ (WE 17f.). Für die Folgezeit avanciert Goethes Autobiographie zum Meilenstein und Gradmesser literarischer Qualität im Bereich der Lebensschilderung: „Teleologisch wurden die vor Goethe Schreibenden zu Vorläufern, die an ihm orientierten (oder sich von ihm abgrenzenden) zu Epigonen erklärt.“⁴⁵¹ Somit stehen die (Arbeiter-)Autobiographien hinsichtlich ihrer Form grundsätzlich

⁴⁴⁸ Wolfgang von Goethe, *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit* (Leipzig: Reclam, 1868), S. 3.

⁴⁴⁹ Goethe, *Aus meinem Leben*, S. 3.

⁴⁵⁰ *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823-1832. Erster Theil*, von Johann Peter Eckermann (Leipzig: Brockhaus, 1836), S. 220. Dieser Glaube an eine dem Menschen innewohnende Kraft, die seine Entwicklung und Vollendung ermöglicht, drückt sich auch in dem Titel der Autobiographie Theodor Gottlieb von Hippels aus: *Lebensläufe nach aufsteigender Linie: nebst Beylagen* (Berlin: bey Christian Friedrich Voß und Sohn, 1778-81).

⁴⁵¹ Michaela Holdenried, *Autobiographie* (Stuttgart: Reclam, 2000), S. 161.

unter Epigonalitätsverdacht; in Bezug auf den Inhalt ist letztlich jedoch jede Lebensschilderung neu, weil sie ein anderes Individuum betrifft.

V.1.2 Literaturwissenschaftliche Rezeption

Man kann – mindestens – zwei verschiedene Herangehensweisen bei der Rezeption von Autobiographien unterscheiden: Zum einen liegt ein eher historisches Interesse zugrunde, wenn man sich von der Lektüre Einsicht in das wirklich gelebte Leben des Verfassers und von seiner Zeit verspricht; zum anderen können ästhetische Motive von Belang sein und damit die Frage, wie der Autor seine vergangenen Erlebnisse und Empfindungen literarisch darstellt. Dabei gilt nach wie vor die bürgerliche ästhetische Kategorie der Ganzheit als Norm. Es sei ersichtlich, dass „eine Biographie ihr Wesen“ erst dann „erfüllt, wenn sie die zerstreuten Einzelheiten eines Lebens“ nicht „in ihrer Zufälligkeit aneinanderreihet“, sondern sie „in bewußter Auswahl und Komposition zur einheitlichen Lebensgestalt“ verdichtet. Allein in dieser Form bleibe sie „nicht mehr unverbindliche Geschichte“, sondern könne „Vorbildcharakter auch für die eigene Zeit gewinnen“ (GN 12). Diese „halb poetische, halb historische Behandlung“⁴⁵² des Materials begründet den prekären Status der ‚bürgerlichen‘ Autobiographie zwischen Kunstwerk und Chronik. Von der Forschung wird sie „im Überschneidungsfeld von Selbstdarstellung und Roman, Psychologie und Geschichtsschreibung und damit im Grenzgebiet von fiktiver und nichtfiktiver Literatur“ angesiedelt.⁴⁵³ Dadurch dass die Autobiographen ihre eigene Lebensgeschichte aufzeichnen, deren Authentizität beglaubigen und auf den Wahrheitsgehalt beharren, handelt es sich bei den vermittelten Erinnerungen um ein Produkt der Materialauswahl, -variation und -interpretation, kurz:

⁴⁵² Goethe, *Aus meinem Leben*, S. 3.

⁴⁵³ Günter Niggel, ‚Einleitung‘, *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*, hg. von Günter Niggel, 2. Aufl. (Darmstadt: Wiss. Buchges., 1998), S. 1-17 (S. 7).

(literarische) Überarbeitung und Gestaltung. Damit ergibt sich ein dem autobiographischen Schreiben inhärentes Changieren zwischen Faktizität und Literarizität, das bereits Vischer zum Anlass nahm, Goethes *Dichtung und Wahrheit* zu kritisieren. Man müsse sich eingestehen, dass selbst „dieses Gemälde des Werdens“ mit seinem „genetischen, organischen Geist“ und der „stete[n] Zusammenfassung des Individuums mit dem Allgemeinen“ „Poesie und Geschichte in einer Weise mischt, die eben doch an einer gewissen Schiefheit leidet“.⁴⁵⁴ Goethe präsentiere zwar ein „breites, volles, episches Bild, durchleuchtet von Sternen hoher Weisheit und ewiger Wahrheit“, doch letztlich sei es „zu sehr Kunstwerk“: „Es ist immer so eine Sache, wenn ein Dichter sein Leben beschreibt; denn wie schwer muß es ihm werden, von seiner Art zu lassen!“ Der Leser allerdings erwarte von einer Selbstdarstellung „faktische Wahrheit“, denn „es bleibt immer etwas Beunruhigendes, wenn man nicht genau sehen kann: was ist wirklich gewesen und geschehen?“ Daher fordert Vischer: „eine Selbstbiographie soll strenger, soll sachlicher sein“.⁴⁵⁵

Ein weiteres Kennzeichen der Autobiographie, das zu ihrer problematischen Bewertung durch die literaturwissenschaftliche Forschung beiträgt, ist das Diffuswerden der Grenze zwischen Autor und Erzähler.⁴⁵⁶ Spätestens seit Roland Barthes' Feststellung, „Der Autor ist tot“ (1968)⁴⁵⁷ oder mit Michel

⁴⁵⁴ Friedrich Theodor Vischer, ‚Gottfried Keller. Eine Studie‘, Friedrich Theodor Vischer, *Kritische Gänge*, hg. von Robert Vischer, Bd. 6, 2. Aufl. (München: Meyer & Jessen, 1922), S. 240-295 (S. 241).

⁴⁵⁵ Vischer, *Kritische Gänge*, S. 242.

⁴⁵⁶ Walter Benjamin spricht sogar davon, dass „die Unterscheidung zwischen Autor und Publikum im Begriff“ sei, „ihren grundsätzlichen Charakter zu verlieren“. Im 19. Jahrhundert sei ein „Wandel“ eingetreten: Aufgrund „der wachsenden Ausdehnung der Presse, die immer neue politische, religiöse, wissenschaftliche, berufliche, lokale Organe der Leserschaft zur Verfügung stellte“, standen nicht mehr „einer geringen Zahl von Schreibenden eine vieltausendfache Zahl von Lesenden“ gegenüber, sondern „immer größere Teile der Leserschaft“ gerieten „– zunächst fallweise – unter die Schreibenden“. (Benjamin, *Das Kunstwerk*, S. 33).

⁴⁵⁷ Roland Barthes spricht sich dafür aus, bei der Interpretation von literarischen Werken nicht in erster Linie nach der Autor-Intention zu forschen, sondern dem Text ein Eigenleben zuzugestehen; der aktive Leser wird also gefordert: „Ein Text ist aus vielfältigen Schriften zusammengesetzt, die verschiedenen Kulturen entstammen und miteinander in Dialog traten, sich parodieren, einander in Frage stellen. Es gibt aber einen Ort, an dem diese Vielfalt

Foucaults Frage, „Was ist ein Autor?“ (1969),⁴⁵⁸ aber auch schon in poetologischen Überlegungen Umberto Ecos (*Das offene Kunstwerk*, 1962)⁴⁵⁹ werden die Äquivalenz von Verfasser und Erzählsujet in Frage gestellt und die Signifikanz der Rezeption hervorgehoben. Demzufolge seien Mutmaßungen über eine mögliche Absicht des Autors für die Bedeutungskonstitution und Exegese des literarischen Textes unerheblich. In die entgegengesetzte Richtung weist Philippe Lejeunes Theorie vom autobiographischen Pakt zwischen Autor und Leser, der auf der Übereinkunft beruht, dass Autor, Erzähler und Protagonist identisch sind.⁴⁶⁰

Die Forschungsliteratur zur Autobiographie ist zu umfangreich, um an dieser Stelle erschöpfend wiedergegeben zu werden. Auffallend jedoch ist, dass der Auseinandersetzung mit Arbeiterautobiographien in den 1970er und 1980er

zusammentrifft, und dieser Ort ist nicht der Autor (wie man bislang gesagt hat), sondern der Leser. [...] Die Einheit eines Textes liegt nicht in seinem Ursprung, sondern in seinem Zielpunkt [...]. Die Geburt des Lesers ist zu bezahlen mit dem Tod des Autors.“ („La mort de l'auteur“ [1968], Roland Barthes, *Le bruissement de la langue* [Paris: Éd. du Seuil, 1984], S. 61-67, im Deutschen zitiert nach: Roland Barthes, ‚Der Tod des Autors‘, *Texte zur Theorie der Autorschaft*, hg. und kommentiert von Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matias Martinez und Simone Winko [Stuttgart: Reclam, 2000], S. 185-193 [S. 192f.]).

⁴⁵⁸ In seiner Diskursanalyse verabschiedet sich Foucault von der hermeneutischen Herangehensweise, den Text als Ganzes interpretieren zu wollen. Er stellt fest, dass „literarische“ Diskurse [...] nur noch rezipiert werden, wenn sie mit der Funktion Autor versehen sind: jeden Poesie- oder Fiktionstext befragt man danach, woher er kommt, wer ihn geschrieben hat, zu welchem Zeitpunkt, unter welchen Umständen oder nach welchem Entwurf“, und kritisiert, dass die „Bedeutung, die man ihm zugesteht, und der Status oder der Wert, den man ihm beißt“, davon abhängen, „wie man diese Fragen beantwortet.“ Er hingegen plädiert für eine Auflösung der Einheit von Werk und Autor und fragt „nach den Funktionsbedingungen bestimmter diskursiver Praktiken“ („Qu'est-ce qu'un auteur?“, *Bulletin de la société française de philosophie* [Éd. Armand Collin, 1969], 75-104. Im Deutschen zitiert nach: Michel Foucault, ‚Was ist ein Autor?‘ [1969], *Texte zur Theorie der Autorschaft*, S. 198-229 [S. 213 und 201]).

⁴⁵⁹ „Der Künstler, so kann man sagen, bietet dem Interpretierenden ein zu vollendendes Werk: er weiß nicht genau, auf welche Weise das Werk zu Ende geführt werden kann, aber er weiß, daß das zu Ende geführte Werk immer noch sein Werk, nicht ein anderes sein wird, und daß am Ende des interpretativen Dialogs eine Form sich konkretisiert haben wird, die seine Form ist, auch wenn sie von einem anderen in einer Weise organisiert worden ist, die er nicht vorhersehen konnte.“ (Umberto Eco, *Das offene Kunstwerk*, aus dem Italienischen von Günter Memmert, 2. Aufl. [Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1973], S. 55. Im Original [*Opera aperta*] 1962 erschienen).

⁴⁶⁰ Philippe Lejeune, ‚Le pacte autobiographique‘, *Poétique* 4 (1973), 137-162. Die Anführung von Stimmen aus der Forschung kann in diesem Rahmen naturgemäß nur eine eklektische sein und erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit.

Jahren vor allem ein sozialhistorisches Erkenntnisinteresse zugrunde lag,⁴⁶¹ während die Sekundärliteratur zum (bürgerlichen) autobiographischen Genre im Allgemeinen auch gattungsästhetische Fragestellungen berücksichtigt.⁴⁶²

V.1.3 Zeitgenössische bürgerliche Autobiographien

Im Rahmen dieser Untersuchung ist es aufschlussreich, einen Blick auf ausgewählte Lebensschilderungen bürgerlicher Autoren aus der Gründerzeit zu werfen, um Vergleichsmaßstäbe für die Diskussion der frühen Arbeiterautobiographien zu gewinnen. Übernehmen die bürgerlichen Autoren das Goethesche Muster, wohingegen die ‚proletarischen‘ Verfasser ihrer Lebensgeschichte sich davon abheben?

***Aus meinem Leben* von Louis Schneider**

Die Erinnerungen des Schauspielers und Militärschriftstellers Louis Schneider, *Aus meinem Leben*, wurden 1879, ein Jahr nach seinem Tod, publiziert.⁴⁶³ Er repräsentiert das freiberufliche, künstlerische Bildungsbürgertum. In einer Art Vorwort wird zunächst die unverfälschte Qualität der Aufzeichnungen beteuert, die „unter dem frischen Eindruck des Erlebten niedergeschrieben“ seien: „Keine

⁴⁶¹ An dieser Stelle seien nur einige Beispiele genannt: Münchow, *Frühe deutsche Arbeiterautobiographie*; Emmerich, *Proletarische Lebensläufe*, Bd. 1; Bollenbeck, *Zur Theorie und Geschichte der frühen Arbeiterlebenserinnerungen*; Frerichs, *Bürgerliche Autobiographie und proletarische Selbstdarstellung*; Lehmann, *Erzählstruktur und Lebenslauf*; Vogtmeier, *Die proletarische Autobiographie 1903-1914*, in der Folge zitiert mit der Sigle ‚MV‘.

⁴⁶² Roy Pascal beispielsweise weist der Autobiographie den Status eines Kunstwerks qua Komposition zu; er begreift sie als „story of the *shaping* of a personality; it starts with childhood and leads, at least, to the point where the personality acquires its peculiar stamp“. (Roy Pascal, ‚Autobiography as an Art Form‘, *Stil- und Formprobleme in der Literatur. Vorträge des VII. Kongresses der Internationalen Vereinigung für moderne Sprachen und Literaturen in Heidelberg*, hg. von Paul Böckmann [Heidelberg: Winter, 1959], S. 114-119 [S. 115]). Ingrid Aichinger wiederum problematisiert die Autobiographie als Sprachkunstwerk und bemüht sich um eine differenzierte Würdigung ihrer „literarischen Form“ (Ingrid Aichinger, ‚Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk [1970]‘, *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*, hg. von Günter Niggel, 2. Aufl. [Darmstadt: Wiss. Buchges., 1998], S. 170-199 [S. 171]).

⁴⁶³ *Aus meinem Leben* von Louis Schneider, Bd. 1, 2. Aufl. (Berlin: Mittler, 1879). In der Folge werden Zitate mit der Sigle ‚Aml‘ belegt.

überarbeitende Hand, weder des Verfassers noch eines Herausgebers, hat den Charakter der Anschaulichkeit und Offenherzigkeit verwischt; die Aufzeichnungen erscheinen unberührt.“

Bereits das Inhaltsverzeichnis vermittelt den Eindruck eines bewegten bildungsbürgerlichen Lebensstils. Der einleitende Satz zum ersten Kapitel, „Die Kinderjahre“, veranschaulicht die Unterschiede zur Schilderung der Kindheit in den zu diskutierenden Arbeiterautobiographien: „Ein Kontrabaß, – Kosaken – und zwei offizielle Ohrfeigen gehören zu den deutlichsten Erinnerungen meiner Knabenzeit.“ (AmL 1) Der Kontrabass steht stellvertretend für den musikalisch-künstlerischen Hintergrund der Familie, der sie in „gute Gesellschaft“ führt (AmL 2); die Kosaken repräsentieren das politische Geschehen;⁴⁶⁴ die Ohrfeigen, die eher die Ausnahme als die Regel darstellen und gerade durch ihre Seltenheit in Erinnerung geblieben sind, lassen Rückschlüsse auf eine Erziehung zu, die nicht auf körperliche Züchtigung setzt. Von ‚richtiger‘ Arbeit ist hingegen nicht die Rede – kaum vorstellbar in einer Arbeiterautobiographie, für die der tägliche Broterwerb konstitutiv ist.

Der nächste Abschnitt ist mit dem Titel „Die Flegeljahre“ versehen, die in einem Lexikoneintrag von 1860 als „Übergangsperiode in der Erziehung“ bezeichnet werden, in der sich „[vor allem die Knaben] gewöhnlich mißfällig darstellen“.⁴⁶⁵ Vermutlich durchleben auch Arbeiterkinder diese „Übergangsperiode“, werden aber durch den Zwang zur täglichen Arbeit davon

⁴⁶⁴ Das Stichwort ‚Kosaken‘ impliziert den 1812 verlorenen Krieg Napoleons gegen Russland, das sich daraufhin mit Preußen gegen Frankreich verbündet; daraufhin marschierten die russischen Truppen 1813/14 in Schleswig-Holsteins ein, um Dänemark, den Alliierten Napoleons, zu schwächen. Vgl. Dieter Kienietz, *Der Kosakenwinter in Schleswig-Holstein 1813/14: Studien zu Bernadottes Feldzug in Schleswig und Holstein und zur Besetzung der Herzogtümer durch eine schwedisch-russisch-preußische Armee in den Jahren 1813/14* (Heide: Boyens, 2000).

⁴⁶⁵ ‚Kind‘, *Pierer’s Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe*, Bd. 9, 4. Aufl. (Altenburg: Pierer, 1860), 485-487 (486). Auch Jean Pauls ironische Biographie in vier Bänden *Flegeljahre* (Tübingen: Cotta, 1804/05) wird in diesem Zusammenhang aufgerufen.

‚abgelenkt‘, wohingegen Louis Schneider sich im Rückblick als Archetyp des Flegels stilisiert: „und wäre das Wort nicht schon längst und so lange wie die Sache selbst vorhanden gewesen, für mich und meine Thaten hätte es ganz besonders erfunden werden müssen“ (AmL 39). Diese Selbstbeschreibung in den Flegeljahren widerspricht zunächst dem Konzept eines groß angelegten Bildungsganges. Seine Berufung scheint ihm, der „jede Art von Unfleiß und Unart“ übt (AmL 40), noch nicht bekannt zu sein. „Was ich nicht lernen wollte und wozu ich keine Neigung hatte, das lernte ich eben nicht“ (AmL 41) – aus dieser aufsässigen Haltung spricht zugleich die Indifferenz des Privilegierten, der seine Freiheit zum Lernen nicht zu schätzen weiß oder es zumindest so darstellt, um sich als unkonventionell zu präsentieren. Für ihn steht die Zukunft generell offen und im Gegensatz zu den – meisten – Arbeiterkindern kann er sich seine berufliche Tätigkeit selbst auswählen. Dementsprechend führt er „[m]it unglaublicher Zuversicht und Sorglosigkeit“ (AmL 48), „Leichtsinn“ und „Gleichgültigkeit“ (AmL 49) „ein lungerndes, regelloses Leben“ (AmL 50) – allesamt Kategorien, die in den Autobiographien von Hirsch, Schultz und Fischer nicht existieren. Anders als in proletarischen Lebensschilderungen spricht der Verfasser hier davon, dass ihm „Muße genug“ blieb, „allerlei Unnützes, jedenfalls für [s]eine Zukunft sehr Ueberflüssiges zu treiben“ (AmL 50f.). In den Arbeiterautobiographen hingegen taucht die Kategorie des ‚Unnützlichen‘ nur sehr vereinzelt auf, was eventuell auch unter dem Aspekt der Selbstinszenierung zu lesen ist. ‚Muße‘ ist ein Fremdwort – zumeist haben selbst die als ‚müßig‘ eingestuften Beschäftigungen einen nützlichen Aspekt.⁴⁶⁶

⁴⁶⁶ So beschreibt Franz Louis Fischer sein ‚Spiel‘ während des Ziegenhütens wie folgt: „Am Nachmittag spielten wir wie immer. Wir gruben ein Loch an den erhöhten Feldrand ein, machten ein Zugloch am hinteren Ende und benutzten dies als Backofen. Dort wurden vom nächsten Felde Kartoffeln geholt und gebraten.“ (*Arbeiterschicksale* von F. L. Fischer, früherer Bergarbeiter in Zwickau i. Sa. [Berlin-Schöneberg: Buchverlag der „Hilfe“, 1906], S. 65. Im Folgenden zitiert mit der Sigle ‚AS‘).

Doch diese vordergründigen ‚Irrungen und Wirrungen‘ gehören zur Anlage der Autobiographie, dienen sozusagen als Spannungssteigerung, denn im Gegensatz zur geschilderten ‚Orientierungslosigkeit‘ erkennt der Verfasser seine Bestimmung recht früh: Es „erwachte [...] der Wunsch, vom Vater mit ins Theater genommen zu werden, von dem ich ja alle uns Besuchende erzählen hörte und von dessen Vortrefflichkeit mir erstaunliche Begriffe machte“ (AmL 41). Diese Alltäglichkeit des Theaterbesuchs ist in einer Arbeiterautobiographie undenkbar; bis auf die Teilnahme an volkstümlichen Umzügen (Schultz) werden keine kulturellen Aktivitäten erwähnt – in der wenigen Freizeit werden kostenfreie und nützliche, Subsistenz sichernde Beschäftigungen wie „Obstbotanik“⁴⁶⁷ vorgezogen. Derart vorgezeichnet, findet Louis Schneider dann auch im weiteren Verlauf sein Glück auf der Bühne – wie seine Eltern, von denen er die künstlerische Veranlagung geerbt hat. Doch wie es sich für einen ‚wahren Bildungsroman‘ ziemt, verlässt der Verfasser die einengenden heimatlichen Verhältnisse: Er, der nicht wie die Spießbürger „nur an pünktlich eingehendes Gehalt und eine gewisse bürgerliche Behaglichkeit denkt“, sondern „vorwärts will, den Drang fühlt, sich auszuzeichnen, und Bedeutendes zu erreichen hofft“, beginnt seine „Wanderjahre“ (AmL 59f.) – kein wirtschaftlicher Aufstieg wird angestrebt, vielmehr eine schöngeistige Entfaltung, auf jeden Fall eine Erfolgsstory.⁴⁶⁸

Anders als die Arbeiterautobiographen Schultz oder Fischer charakterisiert sich Louis Schneider ernsthaft als „Soldatenfreund“ (AmL 106). Er ruft die

⁴⁶⁷ ‚Arbeiter-Biographie. (Von J. M. Hirsch in Erfurt.)‘, *Social-Demokrat. Organ der social-demokratischen Partei*. Erscheint in sechs nicht unmittelbar aufeinanderfolgenden Nummern: Nr. 59, 17. Mai 1867; Nr. 62, 24. Mai 1867; Nr. 63, 26. Mai 1867; Nr. 64, 29. Mai 1867; Nr. 66, 5. Juni 1867; Nr. 68, 9. Juni 1867. Hier Nr. 59, 3. Spalte. In der Folge zitiert mit der Sigle ‚AB‘, Nr., Seitenzahl (wenn mehr als eine Seite) und Spaltenangabe.

⁴⁶⁸ Das impliziert schon das Inhaltsverzeichnis, dem man die unterschiedlichen Stationen entnehmen kann: „London. 1842. | I. Das Covent-Garden-Theatre | II. Theatre royale Drurylane | III. Die italienische Oper (Queens Theatre) | IV. Neu-Strand-Theater | V. Miß Kellys Theater | VI. The Olympic Theatre | VII. Surrey-Theatre“.

Zeitschrift ‚Soldatenfreund‘ ins Leben, der er „einen guten Namen in der ganzen preußischen Armee“ verdankt (AmL 118).

Auch die persönliche Bekanntschaft des Verfassers mit König Friedrich Wilhelm III. grenzt die Autobiographie Schneiders von den proletarischen Lebensschilderungen ab (AmL 124). Begegnungen solcher Art sind in dem Lebensgang eines Arbeiters nicht vorgesehen.

Erlebtes und Erstrebtes von Georg Beseler

1884 veröffentlichte der Jurist und Hochschullehrer Georg Beseler als Vertreter des Bildungsbürgertums sein in den Jahren 1809-1859 *Erlebtes und Erstrebtes*.⁴⁶⁹ Bereits aus dem Titel sprechen Schaffensdrang und die Überzeugung, dass sich Anstrengung lohnt, Ziele erreicht und umgesetzt werden können. Das Vorwort widmet der Verfasser Max Duncker, dem er „auf dem Felde der Politik seit 1848 in treuer Waffenbrüderschaft verbunden“ ist (EE [Vf.]).

Das Inhaltsverzeichnis nennt die aufeinander aufbauenden Etappen seines Bildungsweges: „Das Elternhaus und die Schule“, „Die Universität“, und dann in steter Folge Stationen des Berufslebens als Jurist, weitgereist und gefragt (Kiel, Göttingen und Heidelberg, Basel, Rostock, Greifswald, Frankfurt, Berlin und Erfurt). Beselers Aufzeichnungen beginnen mit einer genealogischen Bestimmung, die keinen Zweifel an der privilegierten sozialen Stellung der Familie lässt: Der Vater wird als Stellvertreter des Beamtenbürgertums charakterisiert, „hoch angesehen“ und „von großer Rechtschaffenheit (EE 1), was Gesetzestreue und Gehorsamspflicht impliziert. Die Erziehungsmaßstäbe der Mutter, die über „ausgezeichneten Geistesgaben“ und „eine große

⁴⁶⁹ *Erlebtes und Erstrebtes. 1809-1859*. Von Dr. Georg Beseler. Mit Anlagen (Berlin: Hertz, 1884). Im Folgenden zitiert mit der Sigle ‚EE‘.

Festigkeit des Charakters“ verfügte, haben den Erzähler entscheidend geprägt: sie „verlangte von uns Kindern mit unerbittlicher Strenge Wahrhaftigkeit und Gehorsam. Aber zugleich war sie milde und gut, echt weiblich in ihrer ganzen Führung“ (EE 2). Indem er die Leistung seiner Eltern würdigt, verleiht er seinem Lebenslauf Konstanz: „ich habe es erfahren, welch' ein Segen es für die Kinder ist, gute Eltern gehabt zu haben“ (EE 2). Ähnlich wie Schultz wird Beseler recht früh zum Waisenkind, nur dass er nicht in einem Waisenhaus, sondern „bei guten Bürgersleuten untergebracht“ wird (EE 4). Der Bildungshunger zieht sich durch sein gesamtes Leben und ist schon für die Kindheit nachzuweisen (EE 3). Dass der Erzähler die umfang- und kunstreiche Gottfried'sche Chronik als Lieblingslektüre nennt, belegt den Wert, den das Selbststudium für ihn hat.⁴⁷⁰ Ebenso wie er die Chronik in Ehren hält, so zeichnet sich auch sein Charakter durch Beständigkeit aus (EE 4). Anders als die Arbeiterautobiographen, aber auch im Unterschied zu den anderen bürgerlichen Autoren, denkt der Erzähler „gerne an die schönen Schuljahre zurück“, denn: „Hier fing für mich ein neues Leben an. Ich war ganz selbständig gestellt“ (EE 4). Darüber hinaus ließen die „gelehrten Schulen in den Herzogthümern“ (EE 4), im Gegensatz zu den preußischen Gymnasien, „der individuellen Neigung und Begabung freien Spielraum und wenn sie die Charakterbildung auch nicht unmittelbar förderten, so hemmten sie dieselbe doch nicht“ (EE 5). An der Kieler Universität wird der Bildungsgang „als *studiosus iuris*“ fortgesetzt, wobei der Erzähler die ‚Qual der Wahl‘ hat. Seine individuelle Vorliebe unterliegt schließlich den ökonomischen

⁴⁷⁰ Hier bietet sich ein Vergleich mit *der* bürgerlichen Lebensschilderung schlechthin, Goethes *Dichtung und Wahrheit*, an. Darin beschreibt Goethe die Lektüreerfahrung seiner Kinderjahre, die den weiteren Bildungsweg ebnet: „die große Foliobibel, mit Kupfern von Merian, ward häufig von uns durchblättert; Gottfrieds Chronik, mit Kupfern desselben Meisters, belehrte uns von den merkwürdigen Fällen der Weltgeschichte [...]: so war mein junges Gehirn schnell genug mit einer Masse von Bildern und Begebenheiten [...] angefüllt, und ich konnte niemals Langeweile haben, indem ich mich immerfort beschäftigte, diesen Erwerb zu verarbeiten“. (Goethe, *Aus meinem Leben*, S. 22).

Erfolgsaussichten (EE 5). Standesgemäß tritt er der Studentenverbindung bei, deren Wertekanon, „Keuschheit, Wahrhaftigkeit, Vaterlandsliebe“, er hervorhebt und als „schöne[n] idealische[n] Zug“ lobt (EE 5). Als Bildungsbürger genießt er die Fortsetzung seines Studiums in München, einer Stadt, der er eine „neue tiefgehende Anregung“ für seine kulturelle ‚Weiterbildung‘ verdankt: „Schon das vortreffliche Theater zog mächtig an, vor Allem aber der Besuch der großen Sammlungen“ (EE 11). Durch diese „reichsten Mittel der Bildung und Belehrung“ ist er in der Lage, seinen „Gesichtskreis“ zu erweitern (EE 11f.).

Auch in dieser Autobiographie wird der beschrittene Weg nicht ohne Mühen bzw. Umwege geschildert. Zwar weiß Beseler, was er will: „Ich war entschlossen, Advokat zu werden und zwar in Kiel“ (EE 14), doch behindern die politischen Verhältnisse seine Absicht. Die „Schleswig-Holsteinische Frage“ steht seiner Entscheidung im Weg und er erleidet „Schiffbruch[]“ (EE 23) in Kiel. Daher tritt er eine ‚Bildungsreise‘ an mit dem Ziel, seine akademische Karriere zu festigen (EE 24).

Generell zeichnet sich der Lebensweg des Erzählers aber durch ein stetiges Voranschreiten, eine ‚aufsteigende Linie‘, aus: „Mit meiner Uebersiedelung nach Berlin im Frühjahre 1859 eröffnete sich für mich ein Wirkungskreis, der neue Anforderungen und Aufgaben stellte.“ (EE 111) In diesem Zusammenhang kann die persönliche Bekanntschaft mit dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., beim vierhundertjährigen Jubiläum der Greifswalder Universität zugleich als Höhepunkt und Nobilitierung der Person Beseler gewertet werden (EE 114).

Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke von Carl Vogt

Die Fragment gebliebene Autobiographie *Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke* des Naturwissenschaftlers und demokratischen Politikers Carl Vogt erschien 1896.⁴⁷¹ Die „Einleitende[n] Bemerkungen“ des Erzählers enthalten mehrere konstitutive Merkmale: Sowohl die Aufforderung zur Niederschrift durch „Freunde und Bekannte“ als auch der von ihm selbst angeführte Topos des Vielbeschäftigten, niemals Rastenden, immer-weiter-Strebenden belegen die Bedeutung seines persönlichen Werdegangs (ER V). Auch das Authentizitätspostulat darf an dieser Stelle nicht fehlen: „Es sind wirklich Erinnerungen. Ich habe Begebenheiten und Menschen so darzustellen gesucht, wie sie mir im Gedächtnisse sind haften geblieben, ohne andere Hilfsmittel.“ (ER V) In diesem Zusammenhang fällt auch der Begriff der ‚subjektiven Wahrheit‘, womit der Erzähler zum Ausdruck bringt, dass seine Sichtweise zwangsläufig eine individuelle ist, aber keine beschönigende, verfälschende Darstellung nach sich zieht (ER VI). Rückblickend stiftet er Identität, da vergangene Entscheidungen und gegenwärtige Ansichten in Einklang stehen: „Geschehenes läßt sich nicht ändern und wenn ich es auch könnte – ich thäte es nicht!“ (ER VI) Das Leben erscheint dadurch als Einheit.

Aus der „Stammesgeschichte“ des Erzählers sprechen sowohl Traditionsbewusstsein als auch das Vertrauen in eine vorgegebene Aufwärtsentwicklung. Zugleich betont er die Bodenständigkeit seiner Familie, die trotz ihres Erfolgs bescheiden und ‚volksnah‘ geblieben sei (ER 2f.). Wie später bei Fischer findet sich auch bei Vogt eine sehr ausführliche Schilderung der Familienverhältnisse, beginnend mit den *Vitae* der Großeltern und Eltern,

⁴⁷¹ *Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke* von Carl Vogt (Stuttgart: Nägele, 1896). Im Folgenden abgekürzt mit der Sigle ‚ER‘.

gefolgt von Onkel und Tanten,⁴⁷² die häufig besucht werden (ER 18). Neben der vorteilhaften physischen Veranlagung – es gab „in beiden Geschlechtern idealisch schöne Menschen“ (ER 19) – beschreibt der Erzähler detailliert das geistige Naturell seiner Familienmitglieder, so „eine gewisse Neigung zum Außergewöhnlichen, Romantischen und Poetischen im Leben“, und eine „Lebhaftigkeit der Einbildungskraft“, welche „die einen zur Dichtkunst, die andern zu den bildenden Künsten und der Verschönerung des Lebens“ führte – aber alles auf „der soliden Grundlage, auf welchem das Leben dieser Beamten und Staatsangestellten aufgebaut war“ (ER 20).

Nach dieser genealogischen Studie wendet sich der Erzähler seiner eigenen Person und der Vaterstadt Gießen zu (ER 22). Seine privilegierte Stellung innerhalb der Gesellschaft der Universitätsstadt versucht der Erzähler gewissermaßen zu relativieren, indem er jeglichen Standesdünkel von sich und seiner Familie weist. Er betont den engen Kontakt zur ‚einfachen‘ Bevölkerung und die tolerante, vorurteilsfreie Erziehung (ER 30). Seine Kindheit schildert der Erzähler als Spielzeit (ER 64). Dabei veranschaulicht eine Anekdote die Sorglosigkeit des im Überfluss Aufwachsenden, der die ausreichende Versorgung mit Nahrungsmitteln ins Negative verkehrt:⁴⁷³ Er stopft „eine junge Eule“ „förmlich mit Fleisch“ und sucht die „Grenze“, „bis zu der man gehen könne“, mit dem Ergebnis, dass „der Patient aber unter unseren Händen verendet“ war (ER 67).

Seine Schulzeit Revue passieren lassend, bezeichnet der Erzähler sich und seine Klassenkameraden „offen gestanden“ als „bitterböse Rotte ungezogener

⁴⁷² Die aufgezählten Berufe – Pfarrer, Sprachforscher und Ethnologe, Mediziner, Richter, Verwalter eines adeligen Damenstifts – belegen die hohe soziale Stellung der Familie: Kirche, Akademiker, Beamte.

⁴⁷³ Im Gegensatz dazu dreht sich in der ‚Arbeiter-Biographie‘ von Hirsch alles um den Nahrungsmangel (vgl. AB 59, 3; AB 62, 1-2; AB 66, 1,1-2; AB 68, 1,1).

Gassenbuben, im ganzen Lande bekannt und berüchtigt“, und stellt fest, dass „Lernen und Arbeiten [...] für die große Mehrzahl Nebensache [war]; die meisten gingen nur darauf aus, die Mitschüler zu necken und die Lehrer zu ärgern“ (ER 70). Hier manifestiert sich erneut, dass nur derjenige, der ein Vorrecht genießt, es sich erlauben kann, dieses mit Füßen zu treten – für Arbeiterkinder war die Schulzeit in der Regel nach wenigen Jahren beendet, weshalb weder „der Kampf mit den Stadtschülern“ noch „die Nachahmung der studentischen Sitten und Gebräuche“ (ER 70f.) als Zeitvertreib für sie in Frage kam. Generell fällt bei der Schilderung des Erzählers auf, dass Freizeit den Großteil des Tages einnimmt (ER 78). Selbstverständlich werden die Schulferien nicht mit Arbeit verbracht, sondern für Ausflüge genutzt und gelten als arbeitsfreie Zeit (ER 93). Mehr noch als äußere Zeichen des Reichtums mag der Überfluss an freier Zeit für den Arbeiterautobiographen ein zu beneidendes Gut bedeuten.

Der folgende Satz verdeutlicht das stufenförmige Konzept der Erziehung und Ausbildung, mit dem eine bestimmte Absicht verbunden ist: „Schritt für Schritt ging es weiter auf dem Wege der Weisheit und Tugend von einer Bank des Gymnasiums auf die andere, von einem Jahr in das andere, dem ersehnten Ziele der Maturität entgegen.“ (ER 90f.) Auch der Luxus mehrerer ‚Hobbys‘, die Förderung individueller Begabungen durch die Eltern, wird dem Erzähler in seiner Kindheit und Jugend zuteil (ER 91).

Aus der Retrospektive wertet der Erzähler die damaligen Unterrichtsverfahren als „die täglich erneute Qual des Einpfropfens von Kenntnissen“ ab, „die jeder sich beeilte, mit Verwünschungen abzuwerfen, sobald er der Anstalt entronnen war“ (ER 96). Diese „Erziehungsmethode, die jeden Keim von Selbständigkeit erstickt“, beeinträchtigte die Charakterbildung,

wie Goethe sie noch in seinem *Torquato Tasso* forderte: „Es bildet ein Talent sich in der Stille, | Sich ein Charakter in dem Lauf der Welt.“ | Wir haben das alles geändert“ (ER 112).⁴⁷⁴

Nach der Schilderung des Umzugs in die Schweiz, der Fortsetzung seines Medizinstudiums und ersten Forschungen macht der Tod den Erinnerungen „ein „unverhofftes Ende“ (ER 202), wie der Herausgeber kommentiert.

Alfried Krupp. Ein Lebensbild von Hermann Frobenius

Zuletzt sei noch auf eine zeitgenössische Biographie einer Unternehmerpersönlichkeit als Vergleichsmaßstab für die folgenden Arbeiterautobiographien hingewiesen: Das *Lebensbild* von *Alfried Krupp* wird 1898, kurz nach dem Tod des Industriellen vom Publizisten Hermann Frobenius veröffentlicht.⁴⁷⁵ Offenkundig ist Krupp ein Repräsentant des Wirtschaftsbürgertums, in der Terminologie Marx' ein ‚Bourgeois‘, also ein Eigentümer von Produktionsmitteln. Die Biographie baut zum einen auf Traditionsbewusstsein auf und folgt einer Chronologie, wovon die Kapitelüberschriften „Das väterliche Erbe“ und „Lehrjahre“ zeugen; zum anderen wird Krupps Lebenslauf als bewegtes Auf und Ab, als Ringen mit Problemen und deren Lösung dargestellt. Dieses Sich-Bewähren lässt sich an der Gliederung des Inhalts ablesen: „Die erste Feuerprobe“, „Kampf und Sieg“, „Neue Kämpfe“, „Unheimliche Gegner“, „Schwere Jahre“, „Neue Aufgaben und neue Erfolge“, „Die letzten Triumphe und die letzte Enttäuschung“. Häufig setzt

⁴⁷⁴ Dieses ‚geflügelte Wort‘ Goethes wird vom Philologen Georg Büchmann in den *Citatenschatz des Deutschen Volks* aufgenommen (vgl. *Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des Deutschen Volks*. Von Georg Büchmann [Berlin: Haude- und Spener'sche Buchhandlung, 1864], S. 43). Näheres zur Bedeutung dieses Werks für die Arbeiterautobiographien auf den Seiten 370ff.

⁴⁷⁵ *Männer der Zeit. Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit*, hg. von Dr. Gustav Diercks, Bd. 2: *Alfried Krupp. Ein Lebensbild* von Hermann Frobenius (Dresden u.a.: Reißner, 1898). Im Folgenden zitiert mit der Sigle ‚AK‘.

der Verfasser der Biographie Gegensatzpaare ein, um das Konfliktpotenzial des Lebensganges zu verdeutlichen, doch letztendlich werden die Schwierigkeiten, sowohl persönlicher als auch wirtschaftlicher Natur, gemeistert. Ausgehend vom „Ende des Siegers“ werden die Aufzeichnungen über den Mann in ihrem Mittelpunkt sinnvoll geordnet.

Gleich zu Beginn stilisiert der Biograph Alfred Krupp zu einer besonderen Persönlichkeit, indem er die Geburt des späteren Unternehmers mit welthistorischen Ereignissen parallelisiert (AK 1). Die Hervorhebung der überindividuellen Bedeutung nimmt idealisierende Züge an, indem der Verfasser von der „Geburt des Meisters“ spricht und seine „ans Wunderbare grenzenden Erfolge“ (AK 1) betont. In der Lebensschilderung entwickeln sich sowohl das Individuum als auch seine Umgebung organisch, alles baut folgerichtig aufeinander auf: „die Keime zu der großartigen Entwicklung waren bereits vorhanden“ (AK 3). Identität stiftend verschränkt Frobenius die Familien- und Stadt-Genealogie miteinander (AK 3ff.), und legt auf die Beschreibung der Vorbildfunktion des Vaters, der als Orientierungsmaßstab für seine Kinder dient und ihnen seinen Wertekanon hinterlässt, größten Wert:

Ein Bild der in eherner Arbeit unermüdlichen Thatkraft, des in seinen Leistungen sich nie ganz genügenden ehrgeizigen Pflichtgefühls, der über die Nichtigkeiten des Lebens und seiner Bedürfnisse hoch sich erhebenden Begeisterung für eine große Idee, der vor keinem Opfer zurückscheuenden, durch keine Sorgenlast zu hemmenden, durch keinen Mißerfolg entmuthigten Energie, so stand der Vater vor den Augen seiner Kinder als ein leuchtendes Beispiel, als ein strenger Lehrmeister schon in den ersten Jahren ihrer individuellen Entwicklung. So ward ihr Auge geschärft zur klaren Auffassung der Verhältnisse, ihr Gemüth gehärtet gegen verweichlichende und beunruhigende Regungen, ihr Begehren auf hohe Ziele gerichtet und ihre Bedürfnislosigkeit durch Entbehren gefördert, so ward ihr Geist entflammt für die große Aufgabe, der sie die

Eltern in einträchtigem Streben jeden Genuß, jede Freude, jeden Athemzug ihres Lebens opfern sahen. (AK 14)

Dieser heroisierende Tonfall, in dem das Familienoberhaupt heraufbeschworen wird, überträgt sich in der Folge dann auch auf den Stammhalter. Seine Nachfolgerschaft und Mannwerdung gehen miteinander einher:

So verließ Alfried Krupp das frische Grab seines Vaters, nicht in verzweifelndem Kleinmuth des Kindes, sondern im muthigen Selbstvertrauen des werdenden Mannes, so ward er, der vierzehnjährige Knabe, der Chef der Firma Friedrich Krupp, [...] zu dem Manne der eisernen Energie, des rücksichtslosen Zielbewußtseins, des tiefsten Verständnisses für die Lebensnoth seiner Mitmenschen, wie er in seinem ganzen Leben sich bewiesen hat. (AK 17f.)

Klar stellt der Biograph heraus, dass es sich bei Krupp nicht um einen ‚Neureichen‘ handelt, sondern dass sein Erfolg schwer verdient und daher gerechtfertigt ist; so „ergriff“ er anfangs „selbst den Wanderstab, um als Reisender für sein Geschäft seine Fabrikate an den Mann zu bringen“ (AK 23). Zum einen wird Krupp als Geschäftsmann mit Begeisterung und vollem Einsatz charakterisiert: „der Gedanke scheint Krupp nie gekommen zu sein, seine persönlichen Bedürfnisse einmal denen der Fabrik voranzustellen“ (AK 26). Andererseits beschreibt ihn der Verfasser als Wohltäter der Arbeiter, motiviert durch die Erfahrungen „aus der eigenen schweren Jugend“ (AK 39).

Vor allem im Kapitel „Ein königlicher Bundesgenosse“ (AK 50) zeichnet Frobenius Krupp als Unternehmertyp, dem besonders das Wohl seines Heimatlandes am Herzen liegt (AK 53). In diesem Kontext fallen auch kritische Bemerkungen des Biographen, der die „Wühlereien staatsfeindlicher sozialdemokratischer Agitatoren“ (AK 41) anprangert. Er bezeichnet die Sozialdemokraten als „Unheimliche Gegner“ und „Feinde“ (AK 132) Alfred Krupps, „welche voraussichtlich nicht [...] sich würden einschüchtern lassen, sondern ihre heimliche Wühlarbeit immer auf's Neue beginnen, um sein

Verhältniß zu seinen Untergebenen zu untergraben“. Daher sei dieser Feind, „in seinen Mitteln rücksichtslos und gewissenlos, in seinen Erfolgen unberechenbar, viel schlimmer als die geschäftlichen Krisen, welche auch zu bestehen sein würden“ (AK 153) – und sie werden natürlich bestanden.

In der abschließenden ‚Apotheose‘ wird Krupps Leben als in sich geschlossene Ganzheit, sein Charakter beständig und ohne Brüche dargestellt:

Als sei er aus demselben Material geschmiedet, das ihm des Vaters Erbe überlieferte, aus festem Gußstahl, so steht seine Gestalt, einheitlich und sich treu vom ersten bis zum letzten Tage seines Lebens, vor uns, nicht von einem Stoff, der einer verschönernden Zuthat bedarf oder durch eine Verzierung [wie den Adelstitel] gewonnen hätte [...].

(AK 230)

Aus diesen Zeilen spricht der Stolz des Wirtschaftsbürgertums auf seinen Aufstieg und das ‚Überholen‘ des Adels.

All diesen (Auto-)Biographien sind die inszenierten Hindernisse sowie das Moment der Bewährung und der fortschreitenden Bildung gemein, womit sie das bürgerliche Selbstverständnis spiegeln.

V.2 Autobiographien von Arbeitern

Aufbauend auf dieser Betrachtung exemplarischer bürgerlicher (Auto-)Biographien der Gründerzeit soll nun der Fokus auf zeitgenössischen proletarischen Lebensschilderungen liegen. An die Nichtverlängerung der Sozialistengesetze 1890 schließt die Konsolidierung der Sozialdemokratie als Volkspartei an. Mit der Eingliederung in die wilhelminische Gesellschaft Ende des 19. Jahrhunderts geht ein Umbruch auf dem Feld der Arbeiterprosa einher: Die Tatsache, dass Arbeiter vermehrt selbst zur Feder greifen und ihren Lebensweg literarisch aufarbeiten, belegt einen vielschichtigen Paradigmenwechsel: Es zeugt zunächst von einem wachsenden

Selbstvertrauen. Der soziale Status wird nicht länger als Manko empfunden, sondern mit Stolz erfahren. Durch die Veröffentlichung seiner Lebensgeschichte tritt der Verfasser aus der Anonymität der Masse heraus. Der lesende und schreibende Arbeiter aus der Fiktion ist in der Wirklichkeit angekommen. Zudem werden die persönlichen Erlebnisse und Ansichten als literaturwürdiger⁴⁷⁶ und Interesse weckender Stoff eingeschätzt, der es wert ist, bewahrt und einem Publikum vermittelt zu werden. Dies setzt voraus, dass das Resultat auf Resonanz in der Öffentlichkeit stößt, dass es vor allem in der bürgerlichen Mittelschicht einen Wissensdurst nach proletarischen Lebensgängen gibt.⁴⁷⁷

Im Folgenden werden die von Arbeitern verfassten Lebensbeschreibungen zwar nicht völlig losgelöst vom sozialen Umfeld betrachtet, doch soll der Schwerpunkt auf ihren narrativen Besonderheiten liegen. Im Vordergrund steht die Frage, inwieweit die Gattung der bürgerlichen, auf das Individuum ausgerichteten Autobiographie als Vorlage für die proletarischen Lebensschilderungen fungiert, und in welchem Maße sich diese von dem (bürgerlichen) Muster abheben, ‚anders‘ sind.

⁴⁷⁶ Der Politiker und Soziologe Friedrich Naumann beispielsweise stellt in seinem Vorwort zu Franz Louis Fischers Autobiographie *Arbeiterschicksale* fest, die „Lebensgeschichten von Arbeitern“ hätten „unzweifelhaft einen großen Wert, denn sie ergänzen in bester Weise das, was sonst nur aus zufälligen Einzelbeobachtungen und aus allgemeinen statistischen Darlegungen über die Daseinsweise der Menge des Volkes den Gliedern der Mittelschichten und der oberen Gesellschaft bekannt ist“. (AS, Vorwort, 1. Seite).

⁴⁷⁷ So erwähnt Paul Göhre in seinem Geleitwort zur *Neuen Folge der Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters* (Carl Fischers), dass „der erste Teil“ „allgemeinste Beachtung gefunden hat“ (Leipzig: Diederichs, 1904), S. V. Und im Vorwort zur dritten von ihm herausgegebenen Arbeiterautobiographie Wenzel Holeks erklärt Göhre: „Ich bin sicher, daß auch dieses Buch Interesse und Leser genug finden wird. Wenn aus keinem andern Grunde, so schon aus dem, daß es, wie seine Vorgänger, unersetzliches Material für die Volkskunde unsrer Zeit bietet. [...] Denn hier redet das Volk selbst durch den Mund Berufener von sich, seinen Schicksalen, seinen Nöten und Freuden, seiner Öde, seiner Hoffnung, seinen schmerzlichen Verzichten. Hier fallen alle Schleier: wie lebendig gewordne Erde liegt es ganz nahe vor uns. Es ist deshalb zu wünschen, daß auch diese dritte Selbstbiographie noch Nachfolgerinnen findet.“ (*Wenzel Holek, Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters*, mit einem Vorwort hg. von Paul Göhre [Jena: Diederichs, 1909], S. I).

V.2.1 ‚Arbeiter-Biographie‘ von J. M. Hirsch – Überlebenskampf

Die 1867 im *Social-Demokrat* erschienene ‚Arbeiter-Biographie. (Von J. M. Hirsch in Erfurt.)‘ bildet das früheste Zeugnis autobiographischen Schreibens in der Arbeiterbewegung im vorgegebenen Untersuchungszeitraum von 1845 bis 1900.⁴⁷⁸ Die Veröffentlichung im *Organ der social-demokratischen Partei* erlaubt Rückschlüsse sowohl auf die potentielle Leserschaft als auch auf die didaktische Wirkungsintention:

[Arbeiterautobiographien] belehren [die eigenen Klassengenossen], richten den Appell an sie, sich als die Subjekte ihrer eigenen Geschichte zu begreifen. Indem sie das am eigenen Leibe erfahrene Lohnarbeiterdasein schildern und den politischen Lernprozeß, der daraus erwachsen ist, initiieren sie, zumindest der Möglichkeit nach, ihrerseits politische Lernprozesse. (WE 23)

Wolfgang Emmerichs Feststellung, dass eine Mehrzahl „der frühen Arbeiterautobiographen [...] gelernte Handwerker [sind], die erst unter dem Druck der ökonomischen Verhältnisse den Weg in die Fabrik gehen“, und ihre „autobiographischen Dokumente“ daher „den Umbruch von der feudalistischen zur kapitalistischen Produktionsweise widerspiegeln“ (WE 19), trifft auch in Hirschs Fall zu.

Die ‚Arbeiter-Biographie‘ ist als Serie im Feuilleton des *Social-Demokraten* veröffentlicht, also nicht als eigenständige Buchpublikation. Damit rückt sie in die Nähe der späteren Feuilletonerzählungen, etwa denen von Carl Lübeck. Durch die Zuordnung zum Feuilleton wird die Lebensschilderung ausdrücklich von den Leitartikeln politischer Natur getrennt und in einen unterhaltenden Rahmen gestellt. Im Kulturteil der Tageszeitung hat bereits der damalige

⁴⁷⁸ Ohne Frage haben bereits zuvor Angehörige der unteren sozialen Schichten autobiographische Texte verfasst und publiziert. Ein prominentes Beispiel sind die *Lebensgeschichte und Natürliche Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburg* von Ulrich Bräker (1789), der in der Forschung zum „Ahnherr [...] der deutschen Arbeiter-Autobiographen“ stilisiert wurde (*Ulrich-Bräker-Lesebuch*, hg. von Heinz Weder [Frankfurt a.M.: Fischer, 1973], Vorbemerkung).

Abonnet journalistische Beiträge mit stark subjektiver Färbung wie Essay, Rezension, Kommentar oder Porträt vorgefunden.

Es handelt sich um eine Ich-Erzählung *ab ovo*. Zwar setzt der zum Zeitpunkt der Niederschrift 31 Jahre alte Verfasser – der (‚bürgerlichen‘) Konvention folgend – mit der eigenen Geburt ein und schildert seinen Werdegang in chronologischer Reihenfolge (AB 59, 1). Doch seine proletarische Kindheit ist nicht mit einer bürgerlichen, z.B. derjenigen Vogts, zu vergleichen; denn hier geschieht die „Sozialisation durch Arbeit“ (EDJJD 115). Indem der Erzähler die ökonomische Situation der Weber im Rückblick beschreibt, vergleicht er die Vergangenheit mit der Erzählgegenwart. So manifestiert sich ein wesentliches Strukturmerkmal des autobiographischen Genres, die „Zweipoligkeit zwischen erinnerndem und erinnertem Ich“.⁴⁷⁹

Mein Pathe war Webergeselle bei meinem Vater und kann ich mich soviel bis in meine früheste Kindheit erinnern, daß er mir öfters Spielsachen kaufte, bis er selber heirathete, wo dann das Schenken von selbst aufhörte, da es nicht in den Mitteln bei dem Verdienst der Weber liegt, noch an Andere Geschenke abgeben zu können. (AB 59, 1)

Die von ihm gewählte Syntax harmoniert nicht mit den heutigen Lesegewohnheiten. Bei der sogenannten Inversion wird das Prädikat im Anschlussatz vor dem Subjekt genannt.⁴⁸⁰ Diese stilistische Eigentümlichkeit war im 19. Jahrhundert besonders populär. Sprachkritiker, unter ihnen Gustav Wuchtmann, lehnten die Inversion in der Regel ab und zählten sie zu den *Allerhand Sprachdummheiten*. Die „Umkehrung, Umstellung“ sei ein Beispiel für „eine Reihe von argen Verstößen“ „gegen die Gesetze der Wortstellung“, die „außerordentlich verbreitet und beliebt sind“, „für besondere Feinheiten und Schönheiten gehalten werden und deshalb nicht eindringlich genug bekämpft

⁴⁷⁹ Holdenried, *Autobiographie*, S. 191.

⁴⁸⁰ Diese Verdrehung von Subjekt und konjugiertem Verb findet sich mehrfach in der ‚Arbeiter-Biographie‘ (vgl. AB 59, 1; AB 66, 2,3; AB 68, 1,1).

werden können“.⁴⁸¹ Das Zitat aus der ‚Arbeiter-Biographie‘ veranschaulicht den Verstoß „Inversion nach und“: zwar sei die Umkehrung „völlig ausgeschlossen hinter Bindewörtern“,⁴⁸² dennoch halte der „Beamte, der Zeitungsschreiber, der Kaufmann“ die ‚Inversion nach und‘ „für die größte Zierde der Rede; für den sprachfühlenden Menschen ist sie der größte Greuel, der unsre Sprache verunstaltet“.⁴⁸³ Diese Kritik deutet darauf hin, dass es sich nicht um einen unterschichten-spezifischen Gebrauch handelte, dass man vielmehr den Sprachgebrauch des Erzählers als ‚ungeschickten‘ Anpassungsversuch an ebenjene sozialen Gruppen werten kann.

Die Schilderung des Erzählers zielt „nicht mehr vorwiegend“ auf „einen Individuationsprozeß von Personen“, sondern auf „kollektive Lebensverhältnisse“ (EDJJD 105). Das kollektive Denken des Erzählers drückt sich auch in der Anrede der Berufskollegen aus: „Meine Brüder in Schlesien und Sachsen wissen das am besten zu beurtheilen“ (AB 59, 1). Über den gesamten Verlauf seiner Biographie wird er dem Leser Einblicke in das jeweils aktuelle Handwerk gestatten. Vor allem die Arbeitsbedingungen beim Weben, dem Handwerk seines Vaters, werden ausführlich beschrieben.

Nicht vorhandene Kindheit – Sozialisation qua Arbeit

Die Anekdoten aus der Kindheit kreisen entweder um das Thema der Arbeit, Essensbeschaffung und Krankheit oder spielen sich in der (Elementar-)Schule

⁴⁸¹ Gustav Wustmann, *Allerhand Sprachdummheiten: kleine deutsche Grammatik des Zweifelhafte, des Falschen und des Häßlichen; ein Hilfsbuch für alle die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen* (Leipzig: Grunow, 1892), S. 292, 294, 292, 294.

⁴⁸² Wustmann, *Allerhand Sprachdummheiten*, S. 294.

⁴⁸³ Wustmann, *Allerhand Sprachdummheiten*, S. 295. Sein Urteil, besser: seine Verurteilung, ist vernichtend, und beugt sich auch nicht der langen Tradition: „Das widerwärtigste der Inversion liegt nicht bloß in dem grammatischen Verstoß, sondern vor allem auch in der logischen Lüge: die Inversion sucht den Schein enger, ja engster Gedankenverbindung zu erwecken, und doch haben gewöhnlich die beiden Sätze, die so verbunden werden, inhaltlich nicht das mindeste mit einander zu thun! [...] Als ob ein Fehler dadurch schöner würde, daß er jahrhundertalt ist!“ (Wustmann, *Allerhand Sprachdummheiten*, S. 296).

ab, die auf autoritäre und konfessionelle Unterweisung ausgerichtet ist. Die aufgezeichneten Erinnerungen setzen früh ein, wobei die Verschachtelung von persönlichen Erfahrungen und allgemeinen Tatsachen für den gesamten Text signifikant ist: „Vom vierten Jahre an musste ich mich schon täglich der Uebungen des Spulens befleißigen, da mein Vater zu dieser Zeit vier Gesellen hatte und [...] Weberei damals im Flor stand und die Löhne noch nicht so herabgedrückt waren, als jetzt.“ (AB 59, 1) Der Erzähler stellt den Übergang von traditioneller Handarbeit zu moderner Maschinenarbeit in den Fabriken Anfang der 1840er Jahre und die Auswirkungen dieser Umstellung auf die Arbeiter dar (AB 59, 1). Wiederholt wird die erinnerte Zeit mit der Situation zum Zeitpunkt der Niederschrift verglichen und ein wertender Kommentar abgegeben:

Trotzdem ist es meinen Eltern zu damaliger Zeit viel besser gegangen, als jetzt; denn jetzt stehen die Löhne auf einem so niedrigen Standpunkte bei den Webern, daß es einem unglaublich scheint, daß die Leute bei den theueren Lebensbedürfnissen ihr Leben noch fristen können. (AB 59, 1-2)

Der Lohnverfall wird also exemplarisch, anhand der eigenen Familie, geschildert. Auch wenn der Erzähler die Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage für die traditionellen Heimweber beschreibt, führt er Ursache und Wirkung an und bricht das Gemeingültige auf die private Ebene herunter (AB 62, 1). Dass Not erfinderisch macht, belegen die folgenden Bemerkungen:

so mußten wir nun zu zwei und zwei Holz, Eisen und Knochen suchen, Aehren lesen im Sommer, Erbsen, Bohnen und Kartoffeln stoppeln, Gras holen, im Winter wurden [...] Spielbälle umstrickt, Geldbeutel gehäkelt und Bretzeln von den größeren Geschwistern zum Verkauf getragen für die Bäcker. (AB 62, 1)

Hier wird offensichtlich, dass der „Zwang [...] zu arbeiten oder zu betteln, um die Reproduktion der Familie zu sichern“, die proletarischen Kinder „von ihren bürgerlichen Altersgenossen unterscheidet“ (EDJJD 111).

Ein Sprung in der erzählten Zeit veranschaulicht die Monotonie des Alltags: „So ging es fort bis zum Jahrr [sic!] 1847.⁴⁸⁴ Durch die von Tag zu Tag steigende Theuerung wurde mein Vater auf's Krankenlager geworfen [...]; unsere Noth stieg auf's Aeufferste.“ (AB 62, 1) Die insistierende Wiederholung „Unsere Noth stieg auf's Höchste“ (AB 62, 1) kommt einer Steigerung des Elends gleich. Dass „[e]xtreme Armut, Krankheit, Hunger“ zu den „hervorstechendsten Bestimmungsgrößen von Kindheitsmustern in den Autobiographien“ von Arbeitern zählen (EDJJD 110), bestätigt sich also auch in Hirschs Lebensbeschreibung. So erwähnt der Erzähler, dass „ein Bruder starb, als es am theuersten war“ (AB 62, 2); einige Zeit darauf „bekamen zwei kleine Schwestern von mir die Halsbräune;⁴⁸⁵ die eine starb binnen weniger Tage, die andere wurde gerettet; das Geld, welches für Garn zum Verarbeiten gebraucht werden sollte, wurde für Doctor und Apotheker verwendet“ (AB 64, 1,1). Auch die Abhängigkeit von Nachfrage und Angebot wendet er auf den persönlichen Erfahrungshorizont an und macht auf diese Weise das Abstrakte greifbar: „In der Theuerungszeit lagen die meisten Geschäfte darnieder, als aber die Getreidepreise wieder fielen, da wurden auch nach und nach wieder Bestellungen gemacht und die Geschäfte fingen an sich zu beleben.“ Der generellen Beschreibung folgt die schlichte, aber ergreifende Auswirkung auf die Familienmitglieder: „und wir waren mit den Eltern froh, daß wir uns wieder satt an Brot essen konnten“ (AB 62, 2). Dieses existenzielle Bedürfnis wird im

⁴⁸⁴ Hier handelt es sich vermutlich um einen Druckfehler, denn die Orthographie im Text folgt den zeitgenössischen Normen.

⁴⁸⁵ „Halsbräune, soviel wie Diphtherie oder Krupp.“ (*Meyers Großes Konversations-Lexikon: ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens*, Bd. 8, 6. Aufl. [Leipzig: Bibliograph. Inst., 1907], 667).

Laufe der ‚Arbeiter-Biographie‘, auf den unterschiedlichen Stationen seines Berufslebens, noch häufig Erwähnung finden.

Äußerungen zur monotonen Arbeit als „geistestödtende eintönige Spulradsschnurr-Uebung“ (AB 59, 2) werden durch eine ironisch-humorvolle Episode aus der Schulzeit aufgelockert: „unser Rektor Reinthaler [...] war ein strenger Patron, der machte alle faulen Schüler gleich mit den ‚Klopp-Stock’schen Werken‘ bekannt“ (AB 59, 2-3). Diese Bemerkung unterstreicht mit ihrem Wortwitz zugleich die Kenntnis des Erzählers. Wieder ernsthaft kritisiert er das Bildungssystem, das dem sozial Schwachen einen einseitigen, auf den Säulen Religion und Vaterlandsliebe gegründeten Unterricht bietet, der – ebenso wie die Arbeit – darauf angelegt ist, den ‚Geist zu tödten‘ (AB 59, 3). Aus der Retrospektive malt sich der Erzähler eine – nicht mehr zu verwirklichende – Alternative aus:

Wie wohlthätig wäre dieses nun für mein ganzes Leben gewesen, wenn ich die vier Jahre, die ich noch in die Schule gehen mußte, einen anderen besseren Unterricht genießen konnte, wie ganz vorzüglich deutsche Sprache, Orthographie, Geschichte, Geographie, Zeichenlehre, Musik [...], welche doch jeder Handwerker bedarf. (AB 59, 3)

Dass der Alltag einem ewigen Kreislauf gleicht – „früh aus dem Bett an das Spulrad, dann in die Schule, aus der Schule ans Spulrad bis Nachts“ –, wird dem Leser durch die sarkastische Zusammenfassung begreiflich: „Unter solchen ‚Abwechslungen‘ vergehen einem die Tage und Jahre der Schule sehr schnell“ (AB 59, 3). Nachträglich stilisiert der Erzähler „unsre einzigen Kinderfreuden“: „Obstbotanik vor der Stadt“ (AB 59, 3), ein Euphemismus für den Obstklau.

Rückblickend zieht er ein Resümee sowie eine ‚moralische Lehre‘, wenn er das unterschiedliche Verhalten armer und reicher Mitmenschen kontrastiert. An

dieser Stelle äußert sich deutlich die „Spannung zwischen zwei Zeitebenen, zwischen dem Erleben selbst und dem Wiedererleben in der Erinnerung“.⁴⁸⁶

Niemals in meinem ganzen Leben werde ich dieses Hungerjahr vergessen; in dieser Zeit habe ich die Hartherzigkeit vieler Reichen kennen gelernt, aber auch unter meinen Schulkameraden schon eine herzliche kindliche Brüderlichkeit; hier habe ich kennen gelernt, was Vater-, Bruder-, Menschen- und Geschwisterliebe für Bedeutung hat.
(AB 62, 2)

Die Schulerlebnisse vermitteln hier also keine „[s]oziale Gegnerschaft“ (EDJJD 111), sondern eine Brüderlichkeitserfahrung, die dem als Egoismus ausgelegten Individualismus entgegengesetzt wird. Die Gesellschaft erscheint – anders als in bürgerlichen Autobiographien – „nicht als neutraler Bereich, innerhalb dessen das Individuum frei ist, seine Anlagen zu entfalten und seinen Vorteil als natürliches Recht zu verfolgen“, vielmehr verhindert sie den konkreten Fortschritt Aller: „Aus dieser spezifischen Sicht speist sich der Widerstand und der Selbstbehauptungswille“ der Autobiographen (EDJJD 107).

Kritik an Wirtschaft und Politik

Wiederholt polemisiert der Erzähler gegen das Wirtschaftsbürgertum, dessen Ansichten er durch seine auf persönliche Erlebnisse gegründete Beweisführung widerlegt: „und die Bourgeois wagen noch in die Welt hinein zu posaunen, die Arbeitslöhne ständen jetzt viel höher gegen früher“ (AB 59, 2). Abweichungen diskursiver Art unterbrechen den Erzählfluss und betonen das Mehrwissen der Erzählgegenwart gegenüber der erzählten Zeit:

Wenn doch früher ein „Rabbi Kirchmann“ aufgetreten wäre mit dem Rath des Zweikindersystems oder ein Schulze mit dem Sparsystem⁴⁸⁷ und die Eltern hätten blos

⁴⁸⁶ Holdenried, *Autobiographie*, S. 149.

⁴⁸⁷ „Eben weil er es vorzugsweise mit Handwerkern und Arbeitern zu tun hat, begünstigt der hiesige Verein überwiegend das Sparsystem, indem er es für die größte Wohltat achtet, diesen Leuten allmählich ein kleines Kapital zu bilden.“ (Vorschußvereine als Volksbanken. Praktische

Kartoffelsuppe [...] genossen, es müßte die jetzige Generation lauter behäbige Bourgeois geworden sein. (AB 59, 2)

Der folgende ironische Einwand macht deutlich, dass der Erzähler genau das Gegenteil des Gesagten meint, und abschätzig über die ‚Bourgeois‘ urteilt: „doch der Mensch denkt und nur Einzelne von 1000 Millionen sind mit solchen Empfehlungsrecepten in ihrem Gehirn von der Natur beschenkt“ (AB 59, 2). Dem damaligen Publikum mögen die erwähnten Namen geläufig und die Ironie nachvollziehbar gewesen sein: Hinter „Rabbi Kirchmann“ verbirgt sich der Jurist und Politiker Julius Hermann von Kirchmann (1802-1884), der die Textreihe ‚Die Philosophische Bibliothek‘ begründete.⁴⁸⁸ Der Erzähler verweist an dieser Stelle auf Kirchmanns 1866 im Berliner Arbeiterverein gehaltenen Vortrag ‚Über den Communismus der Natur‘, in dem der Redner die „communistische Tendenz“ der Natur, die bestrebt sei, „allen Menschen ein gleiches Maß an Glück zu gewähren“, anhand von drei Gesetzen nachweist.⁴⁸⁹ Das dritte Gesetz sieht vor, „daß die äußerliche Folge der Kindererzeugung sich von dem Genusse selbst abtrennen“ lasse (CN 25), weshalb Kirchmann fordert: „In keiner Ehe eines Arbeiters mehr als zwei lebende Kinder“ (CN 19). Eine Einhaltung des Gesetzes wirke sich positiv auf die wirtschaftliche Situation der Arbeiter aus, welche von „dem steigenden Arbeitslohne“ profitierten (CN 28). Die sarkastische Bemerkung des Erzählers, selbst aus einer kinderreichen Familie stammend, bezieht sich wohl vor allem auf die scharfe Verurteilung derselben durch Kirchmann:

Anweisung zu deren Gründung und Errichtung‘ [Leipzig: Ernst Keil, 1855], zitiert nach: *Hermann Schulze-Delitzsch, Ausgewählte Schriften und Reden des Gründervaters der Genossenschaften*, hg. von Marvin Brendel [Berlin: Schaltzeit, 2008], S. 45).

⁴⁸⁸ Vgl. *Julius Hermann von Kirchmann: 1802-1884; Jurist, Politiker, Philosoph*, hg. von Rainer A. Bast (Hamburg: Meiner, 1993).

⁴⁸⁹ J. H. von Kirchmann, *Über den Communismus der Natur* (Berlin: Hasselberg, 1866), S. 11. In der Folge zitiert mit der Sigle ‚CN‘.

Jedermann fühlt, daß zwei gesunde Kinder für die Eltern ein reicherer Schatz von Freude sind, als eine große Zahl verkümmertes, wo der Tod mit seinen Schrecken das wieder gut machen muß, was die vernünftige Vorsicht gar nicht hätte eintreten lassen sollen.

(CN 28)

Neben dem Wandel, der sich auf dem ökonomischen Feld vollzieht, berichtet der Erzähler auch über politische Entwicklungen – abermals heruntergebrochen auf den konkreten Fall und die subjektiven Implikationen. So zieht er eine Parallele zwischen der Französischen Revolution und den Ausschreitungen in seiner Heimatstadt, wobei letztere keine abstrakten Ziele wie die Menschenrechte verfolgen, sondern ein ganz konkretes Grundnahrungsmittel betreffen:

Die Brod-, Obst- und Fleischpreise waren sehr niedrig [...], nur die Brauer wollten nicht mit dem Preise des Bieres herunter [...]; da drang die Nachricht Anfang März [1848] aus Frankreich hierher, daß Revolution ausgebrochen und die Bürger gesiegt hätten. Die Bierkrawalle fingen wieder an. Abends zogen ganze Trupps aus einem Bierhause ins andere, schlugen alle Gläser entzwei [...]. (AB 62, 3)

Gewissermaßen handelt es sich also um Geschichtsklitterung aus der Perspektive eines Proletarierkindes, das den Kampf um das Grundnahrungsmittel Bier mit dem Kampf um Pressefreiheit, Wahlrecht und Anspruch auf Arbeit gleichsetzt.

Die Art und Weise, wie der Erzähler als Beobachter die ‚Bourgeois‘ von den ‚Bürgern aller Stände‘ abgrenzt, impliziert, dass über die Zugehörigkeit zur verabscheuten ‚Bourgeoisie‘ nicht nur die soziale Herkunft, sondern vor allem die moralische Einstellung und materialistische Ausstattung entscheiden:

als ich durch die Straßen ging, kam ein Trupp Militair, welche in der Mitte 40-50 geknebelte Bürgerwehrleute in die Casematten brachten; [...] und dafür wurde ihnen von der Bourgeoisie mit Hüten und weißen Taschentüchern Beifall aus den Fenstern zugewinkt, überhaupt war die Bourgeoisie an diesem Tage sehr freigiebig gegen das

Militair, da gab es Wein, Braten, Bier, Cigarren etc, daß der ‚Pöbel‘ besiegt war.

(AB 63, 2)

Mittels der Losung der Französischen Revolution von 1789 wird der „Freiheitsträumerei“ und dem Wunsch nach politischer Mitbestimmung zum Erzählzeitpunkt Ausdruck verliehen: „„Wählet Abgeordnete nach Berlin, wir wollen Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!““ (AB 63, 1) Die Atmosphäre der Hoffnung und des Wandels spiegelt sich in den Augen des Kindes wider: „das war manchmal ein Toben und eine Lust für uns Jungen; auf freier Straße wurde geschossen, wenn ein Polizist was sagte, gab’s Keile, wir hatten so recht einen Geschmack von Freiheit“ (AB 63, 1). Kontrastierend dazu berichtet der Erzähler von der Repression der revolutionären Bewegungen durch die Staatsgewalt (AB 63, 1-2). Er beruft sich auf seine Augenzeugenschaft, wobei der „Aufrichtigkeits- und Wahrheitstopos“, der „als unhintergehbare Erbschaft einer religiösen Herkunft des Autobiographischen strukturell verankert“ bleibt,⁴⁹⁰ hier nicht bedient wird. Der Erzähler verzichtet darauf, die Glaubwürdigkeit des Berichteten zu beteuern (AB 63, 2) – anders als z.B. Schneider und Vogt in ihren Vorreden. Die Reaktion im Jahr 1849 erfährt der Erzähler dann buchstäblich am eigenen Leib, wenn er in einer Episode schildert, dass „unser Rektor [...] nicht [versäumte], aus uns Kindern alle demokratischen Ideen herauszutreiben“ (AB 63, 3). Zynisch erläutert er dessen Vorgehensweise: „wenn die Worte nicht ausreichten, wurde der Stock zur Hand genommen, ein sehr probates Mittel, wie er sich immer gegen Fremde, welche ihn besuchten, ausdrückte“ (AB 63, 3).

Im weiteren Verlauf der Biographie flicht der Erzähler politische Ereignisse nicht mehr so ausführlich, sondern *en passant* ein, z.B.: „es war g’rad als die

⁴⁹⁰ Holdenried, *Autobiographie*, S. 139.

Mobilmachung war, 1850“ (AB 64, 1,3).⁴⁹¹ Er bietet dem Leser folglich keine umfassende Geschichtsbeschreibung, sondern stellt ihm ausgewählte, symbolträchtige Begebenheiten vor: „[Da] kam mein Bruder zurück, ganz abgerissen; er war acht Wochen herumgetappt und hatte weder in Sachsen, noch sonst wo Arbeit bekommen; wegen des ‚Schimmels zu Bronzell‘ ruhten alle Geschäfte“ (AB 64, 2,1). Dieser Ausdruck wird durch eine Karikatur im *satyrisch-humoristischen Wochenblatt Kladderadatsch* auf ironische Weise veranschaulicht. Die Zeichnung präsentiert in der Mitte zwei tote Pferde (‚Schimmel‘), links das preußische, rechts das österreichische Heer. Der österreichische Soldat zeigt der feindlichen Truppe eine lange Nase, der preußische Soldat hat ein Schild aufgespießt: „Aus Strategischen Rücksichten!“



⁴⁹¹ Damit bezieht sich der Erzähler auf die Gefahr eines innerdeutschen Krieges, der durch die divergierenden Interessen Preußens und Österreichs an der Neuordnung Deutschlands drohte: „Dem großdeutsch-mitteuropäischen Projekt Österreichs setzte Preußen ein kleindeutsches Projekt entgegen, das ihm selbst die Vorherrschaft in Deutschland sichern sollte.“ (Jürgen Müller, *Der Deutsche Bund 1815-1866* [München: Oldenbourg, 2006], S. 35).

Der Überlieferung nach wurde bei dem Zusammenstoß der gegnerischen Streitmächte lediglich ein Schimmel tödlich von einer Kugel getroffen; letztendlich scheute der preußische König Friedrich Wilhelm IV. vor einem Krieg zurück.⁴⁹²

Berufsleben in Episoden

Die Berufswahl des Erzählers ist an den sozialen Stand gebunden. Während den bürgerlichen Autoren quasi die gesamte Arbeitswelt offen steht, beginnt Hirsch notgedrungen eine Lehre beim Familienoberhaupt (AB 64, 1,1) – eine Parallele zum Wirtschaftsbürger Krupp, der das Familienunternehmen weiterführen muss. Im Verlauf seiner Biografie erlangt der Erzähler mittels einer pikaresken Folge von Arbeitsverhältnissen⁴⁹³ Einblick in diverse Gewerbe. Dieser rasche Wechsel von Dienstverhältnissen sowie die Auseinandersetzungen mit den Vorgesetzten liefern das Material für eine „Weltbetrachtung von unten“.⁴⁹⁴

Anstelle einer komplexen Verschachtelung findet der Leser Sequenzen von Begebenheiten; die episodenhafte Erzählform ersetzt den bürgerlichen Bildungs- und Entwicklungsplan. So wählt der Erzähler aus seiner Zeit als Kellner eine Anekdote aus, die sowohl einen unterhaltenden als auch aufklärenden Zweck erfüllt:

Bei den Kegelgästen war ich dadurch beliebt geworden (es waren nämlich lauter Reaktionäre, Beamte und Offiziere, die da verkehrten): als mich ein Auditeur frug: „Höre

⁴⁹² Vgl. *Der Verfassungskampf in Kurhessen nach Entstehung, Fortgang und Ende* historisch geschildert von Dr. H. Gräfe [Leipzig: Costenoble und Remmelmann, 1851], S. 253).

⁴⁹³ Angefangen beim Handwerk seines Vaters, dem Weben, gefolgt von der Kellnerei, dem Aushelfen in einer Buchhandlung und Verkauf von Backwerk über eine Laufburschentätigkeit mit Aufstiegsmöglichkeiten in der Gärtnerei, abgebrochene Lehren beim Färber und Bäcker bis hin zur Arbeit in einer Lampenfabrik und Spinnerei.

⁴⁹⁴ Holdenried, *Autobiographie*, S. 170.

mal, Jean⁴⁹⁵, was ist Dein Vater, Demokrat oder Reaktionär?' antwortete ich: ‚Mein Vater ist kein Demokrat, aber auch kein Reaktionär, sondern ein armer Leinweber.‘ Ich hatte dadurch eine ungeheure Heiterkeit hervorgerufen [...]. (AB 64, 1,2-3)

Der Witz entsteht durch die vorgebliche politische Naivität des Erzählers, die in Wirklichkeit einer materialistisch-existenziellen Sichtweise entspricht: Wenn man sich um das tägliche Brot sorgen muss, sind ideologische Streitfragen nicht von Belang.

Die Notwendigkeit eines eigenen Verdienstes bestimmt die tägliche Arbeitssuche: „ich mußte ca. acht Wochen alle Morgen nach dem ‚Anzeiger‘ laufen, damit ich [...] der erste sein könnte, der sich dort anbiete“ (AB 64, 2,1). Nicht die persönlichen Fähigkeiten geben den Ausschlag für eine Anstellung, auch die Art der Beschäftigung erscheint nebensächlich: „ich lief, was ich laufen konnte bin [sic!]⁴⁹⁶ und wurde angenommen; es war bei einem Buchhändler“ (AB 64, 2,1). Der Erzähler potenziert seine Mehrfachbeschäftigung, wenn er erklärt, dass er zusätzlich zur Arbeit in der Buchhandlung, „um nicht müßig zu gehen, Salzbretzeln zum Verkauf“ austrug (AB 64, 2,1), und „nebenbei eine andere Stelle“ sucht, da er sich „mit dem Bretzeltragen nicht verbummeln“ wolle (AB 64, 2,1). Es wird offensichtlich, dass der Erzähler keinen vorgezeichneten Lebensplan verfolgt, sondern sich spontan ergebende Gelegenheiten ergreift und Entscheidungen trifft, ohne ein konkretes Ziel ins Auge gefasst zu haben. Das Ziel ist vielmehr implizit: Sein Hauptinteresse gilt der Existenzsicherung. Daher folgt auf eine Anstellung die nächste, immer angetrieben durch die Umstände: „zum Glück suchten mehrere Gärtner, da das Frühjahr herangerückt war, Burschen, und ich stellte mich sofort bei einem derselben ein“ (AB 64, 2,2). Dies ist die erste Beschäftigung mit relativen Aufstiegsmöglichkeiten. Ihm wird

⁴⁹⁵ Das erste Mal fällt der Vorname des Verfassers, allerdings in der französischen Variante, der Gelehrten- und Prestigesprache; im Deutschen lautet er demzufolge wohl Johann.

⁴⁹⁶ Dabei handelt es sich wohl um einen Druckfehler, statt ‚bin‘ müsste es ‚hin‘ heißen.

Verantwortung übertragen und aus den folgenden Zeilen spricht der Stolz über die eigene Leistung:

Nachdem ich ein Jahr dagewesen, war noch ein anderer Laufjunge angenommen worden und ich erhielt einige Gewächshäuser zur Besorgung, bekam die Woche 1 Thaler Lohn und im Sommer hatte ich mich schon so weit eingearbeitet, daß ich ganz allein die Blumensamen-Einerntung zu besorgen hatte [...]. (AB 64, 2,3)

Eine Zusammenfassung belegt den schnellen Wechsel der Arbeitsplätze: „Es war nun seit den vier Jahren, daß ich aus der Schule heraus, schon meine vierte Stelle“ (AB 66, 1,1). Erneut erlangt er einen Posten durch Vermittlung und nimmt die sich ihm bietende Möglichkeit ohne zu zögern wahr: „und ich hatte auch gleich Lust, Bäcker zu werden“ (AB 66, 1,1). Es zeigt sich aber, dass (Wunsch-)Vorstellung und Wirklichkeit nicht miteinander zu vereinen sind: ausgerechnet beim Bäckermeister muss er Hunger leiden (AB 66, 1,1-2). Nach diesem Misserfolg findet der Erzähler Beschäftigung in einer Lampenfabrik. Hier artikuliert sich erneut die Vorrangstellung des Existenziellen: „ich hatte also noch 15 Sgr. von meinem Lohne übrig, wofür ich mir Brod und Kleidung beschaffen mußte. Das Pfund Brod kostete zu dieser Zeit 19 Pfennige und für die Kleidung behielt ich somit nichts übrig“. Durch die Betonung, „arbeiten und Hunger leiden paßt nicht zusammen, besonders wenn man in den Wachstumsjahren ist“ (AB 68, 1,1), wird das Substantielle der Darstellung im Vergleich zum bürgerlichen Idealismus hervorgehoben.

Mehrmals berichtet der Erzähler nahezu teilnahmslos von Arbeitsverletzungen. So tritt er „unglücklicherweise“ beim Bäcker „in eine Glasflasche“ (AB 66, 2,2); als Wollkämmer hatte er „die ganze Woche keine Haut auf den Händen, das rohe Fleisch war bis auf den Knochen“ (AB 68, 1,3). Mit dieser Schilderung fordert der Erzähler allerdings kein Mitleid ein, sondern unterstreicht die existenzielle Dimension des Broterwerbs: Vom Bäcker erhält er

ohne Arbeit „auch nichts zu essen“ (AB 66, 2,2); wohingegen in der Wollwäscherei „die blanken Thaler Freitags [] die Schmerzen die Woche über vergessen“ ließen (AB 68, 1,3).

Als Bäckerlehrling erweist sich der Erzähler zum ersten Mal als selbstbewusster Arbeiter, der sich für die Verbesserung seiner Lage einsetzt. Sein erwachendes „Bewußtsein von der Veränderbarkeit der Welt bildet die Grundlage für das Lernen von Widerstand“ (EDJJD 112). Dadurch, dass er seine Verteidigungsrede direkt in den Text einfließen lässt, unterstreicht er deren „große Bedeutung für den weiteren Lebensweg“ (EDJJD 112): „„Meister, bei Ihnen bleibe ich nicht; da bin ich nun schon viel zu vernünftig, um mich, wennich meine Arbeit mache, noch von Ihnen prügeln zu lassen; lassen Sie Ihre Grobheit aus, an wem Sie wollen, aber an mir nicht““ (AB 66, 1,2-3). Er argumentiert logisch, wenn er von dem Jetzt-Zustand auf die Zukunft schließt: „„Haben Sie mich, wo ich auf Probe bin, schlecht behandelt, wie werden Sie mich dann behandeln, wenn erst der Contract gemacht ist?““ (AB 66, 1,3) Dabei erweckt die Schilderung durch die Wiedergabe von umgangssprachlicher Rede einen authentischen Eindruck: „seine Frau meinte: ‚Ja, da nimm’n doch die Sachen weg, da musse doch da bleibe““ (AB 66, 1,3).

Zu einem späteren Zeitpunkt wechselt er erneut die Anstellung und geht, angetrieben durch den höheren Lohn, zu den Wollkämmern (AB 68, 1,1). Erstmalig hat der Erzähler die Wahl. Es zeigt sich, dass er gelernt hat, die materialistische Denkart zu seiner Entscheidungsfindung heranzuziehen: „da mir nun der Herr Lampenfabrikant nicht mehr Lohn geben wollte, ging ich in die Kammgarn-Spinnerei [...], so verdiente ich wenigstens so viel, daß ich mich satt essen konnte“ (AB 68, 1,1) – die Aussicht auf Grundsicherung gibt den Ausschlag.

Trotz wiederholter Arbeitslosigkeit vertritt der Erzähler eine unerschütterlich optimistische Haltung in Bezug auf seine Zukunft (AB 68, 1,3), und diese Zuversicht zahlt sich letztendlich aus. Über Vermittlung erhält er zum ersten Mal einen dauerhaften Posten in einem Weingeschäft (AB 68, 1,3-2,1). Ihm gelingt es, allmählich seine berufliche Stellung zu verbessern: als „Laufbursche“ fängt er an, bald darauf steht er „schon ganz allein der Behandlung des Weins und der Champagnerfabrikation“ vor und schließlich erhält er „auch noch das Landesprodukten-Lager zur Besorgung“ (AB 68, 2,1).

Über lange Strecken handelt es sich nicht um einen einheitlich organisierten Textkörper mit dem Erzählsujet und -objekt als Helden im Mittelpunkt, vielmehr scheint sich das Manuskript auf's Geratewohl zu entwickeln. Das ändert sich erst, als der Erzähler zum stellvertretenden Geschäftsführer der Weinfiliale ernannt wird. Durch die ihm übertragene Verantwortung und das finanzielle Auskommen lernt er einen Zustand der Sicherheit kennen. Die „Konzepte von Bildung und Entwicklung“, die Wagner-Egelhaaf in Bezug auf Goethes *Dichtung und Wahrheit* als „entelechisch“ beschreibt, womit gemeint ist, dass sich „das zu bildende Individuum [...] auf ein bestimmtes Ziel hin[entwickelt], das es bereits in sich trägt“,⁴⁹⁷ werden hier also auf ihre materialistische Dimension zurückgeführt: Das Sein bestimmt das Bewusstsein.

Das Berufsleben des Erzählers gleicht folglich einer Odyssee, wobei das Abenteuer des Helden durch die Sicherung der Existenzgrundlage des ‚kleinen Mannes‘ substituiert wird. Eine kleinschrittige Beschäftigungskette tritt an die Stelle der im großen Bogen arrangierten Bildungsgeschichte. Durch das Ergreifen von sich bietenden Gelegenheiten gewinnt die Erzählung zwar eine gewisse Dynamik, doch weist diese über lange Zeit in keine bestimmte

⁴⁹⁷ Martina Wagner-Egelhaaf, *Autobiographie*, 2. Aufl. (Stuttgart, Weimar: Metzler, 2005), S. 171.

Richtung. Dabei erinnern Struktur und Modus des Erzählens zuweilen an den Schelmenroman, der sich ursprünglich in Spanien als Gegenmodell zum Ritterroman entwickelte und bald darauf auch in Deutschland populär wurde.⁴⁹⁸

Dem Erzähler mögen auch die Schwänke der Narrenfigur Till Eulenspiegel geläufig gewesen sein, der auf lebenslange Wanderschaft geht und seinen Beruf in nahezu jeder der insgesamt 96 überlieferten Historien wechselt.⁴⁹⁹ Laut

⁴⁹⁸ Als Folie mag Grimmelshausens *Simplicissimus Teutsch* (1668/69) gedient haben, der sich in die Tradition des pikaresken Romans einreihet. In fünf Büchern berichtet die Hauptfigur Simplicius, der Einfältige, von wichtigen Stationen seines wechselvollen Leben, das bedingt durch den Dreißigjährigen Krieg zahlreiche Abenteuer für ihn bereithält. Verfasst in vorindustrieller, agrarisch geprägter und absolutistischer Zeit, wird in einem in den Text eingegliederten Gedicht gleich zu Beginn eine Wertschätzung des ‚niedereren Standes‘ formuliert: „DU sehr-verachter Bauren-stand | Bist doch der beste in dem Land | Kein Mann dich gnugsam preisen kan | Wann er dich nur recht sihet an. | [...] Es ist fast alles unter dir | Ja was die Erd nur bringt herfür | Wovon ernähret wird das Land | Geht dir anfänglich durch die Hand. | [...] Drumb bist du billich hoch zu ehrn | Weil du uns alle thust ernehrn“. (Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen, *Werke*, Bd. I/1: *Der abentheuerliche Simplicissimus Teutsch*, hg. von Dieter Breuer [Frankfurt a.M.: Dt. Klass.-Verl., 1989], S. 24f.). Diese Bedeutung des Bauern als Ernährer der Gesamtbevölkerung kann zweihundert Jahre später auf das entstehende Industrieproletariat übertragen werden. Dieter Breuer liest die pikareske Geschichte so, dass Simplicissimus „sein verworrenes wie verwunderungswürdiges Leben in einer verkehrten Welt erzählend aufzuheben versucht“ und „zu sich selbst [...] findet, indem er sich selbst ‚ins Buch setzt‘“. Es handle sich folglich um einen „Prozeß der Ausbildung des ‚edel Ingeniums‘ im Durchgang durch die verkehrte Welt“ – ein Interpretationsansatz, der auch in Anwendung auf die ‚Arbeiter-Biographie Sinn ergibt. (Grimmelshausen, *Der abentheuerliche Simplicissimus Teutsch*, S. 719).

⁴⁹⁹ In den Historien wird u.a. erzählt, dass Till Eulenspiegel ursprünglich „ein Hantwerck solt lernen“ und sich in der Folge bei unterschiedlichen Herren „verdingt“: „zu einem Brotbäcker für ein Bäckerknecht“, „zu einem Schmid“, „zu einem Schneider“, „zu einem Kürßner“, zu „einem Kouffman“ und „zu einem Barbierer“ (*Ein kurtzweilig Lesen von Dil Ulen Spiegel*. Nach dem Druck von 1515 mit 87 Holzschnitten, hg. von Wolfgang Lindow [Stuttgart: Reclam, 1966], S. 19, 57, 117, 140, 152, 181, 214). Zur Rezeption des *Eulenspiegel* in den Unterschichten lassen sich aufgrund fehlenden statistischen Materials keine genauen Angaben machen. Dem Forschungsdesiderat ist Georg Bollenbeck in seiner Untersuchung der Wechselwirkung von Produktions- und Rezeptionsgeschichte des Schwankromans auf die Spur gegangen und bezeichnet Till Eulenspiegel als „dauerhafte[n] Held der kleinen Leute“. Er definiert dieses Publikum als „einen Großteil der Bevölkerung, der plebejische Vorproletarier, bäuerliche und handwerkliche Schichten“ umfasse. Weder gehörten die ‚kleinen Leute‘ „zu den politisch und ökonomisch Herrschenden“, noch nähmen sie „an einer komplizierten literarischen Kommunikation teil“. Laut Bollenbeck bleibe *Eulenspiegel* „über Jahrhunderte in einer Erzähltradition beheimatet“ und behalte „seine Gestalt, gerade weil er als schriftlich fixierter [Schwank] immer wieder über das verbreitete Vorlesen und Weitererzählen in sie einwirken“ könne. Zu den „Zwischenträgern“, die „Erzählstoffe aufnehmen, anreichern und weitergeben“ – darunter auch den populären Narren – zählt Bollenbeck vor allem „Knechte und Soldaten, Handwerksburschen und Hausierer“. *Eulenspiegel* präsentiere „neue Konflikte und alte Wünsche unterhaltend und lehrreich“ und passe „besonders mit seinem zentralen Thema der listigen Reproduktion in den Erfahrungsfond der kleinen Leute, deren Erlebnisse, Gedanken und Erfahrungen ums Überleben kreisen“ (Georg Bollenbeck, *Till Eulenspiegel. Der dauerhafte Schwankheld. Zum Verhältnis von Produktions- und Rezeptionsgeschichte* [Stuttgart: Metzler, 1985], S. 223, 224, 233f., 233, 237). Unzählige Neudrucke belegen die Popularität des Schwankhelden, der für die jeweilige Rezipientenschicht aktualisiert wird. So bezeichnet z.B. der Herausgeber Gotthard Oswald Marbach seine Ausgabe als *Der wiedererstandene Eulenspiegel* (Leipzig: Wiegand, 1845).

Wilpert ist der Schelm „nicht zur geschlossenen, einheit[ichen] Individualität im Sinne des Entwicklungs- und Bildungsromans durchgestaltet“, vielmehr hätten seine „mannigfaltigen Schicksale und Abenteuer“ zum Ziel, die „dabei berührten Gesellschaftsschichten“ sowie ihre vorgeblichen „Ideale, Berufs- und Standesethik aus der Perspektive von unten her als Heuchelei zu enthüllen“. Weiter nennt Wilpert „die additive Reihung e[iner] Fülle realist[isch] beschriebener Schauplätze, Figuren und Episoden“ als Charakteristikum des Schelmenromans.⁵⁰⁰ Dieses Strukturelement kennzeichnet auch Hirschs ‚Arbeiter-Biographie‘, zuweilen mit dem gleichen Ziel, der Enthüllung von sozialer Ungerechtigkeit bzw. Abhängigkeit. Der sozialkritische Impetus ist dem Text nicht fremd, doch während der pikareske Roman eine „Autobiographie-Fiktion in Ich-Form“ darstellt, handelt es sich hier um eine ‚faktische‘ Lebensgeschichte. Obgleich der ‚typische‘ Schelm keine ‚Entwicklung‘ im bürgerlichen Sinn durchläuft, so vollzieht er doch einen Prozess von Sünde, Reue und Buße zu christlicher Erbauung. Im Falle der ‚Arbeiter-Biographie‘ erfolgt kein solcher Dreischritt; die Niederschrift aus der Retrospektive ist nicht mit einem Akt der Buße gleichzusetzen. Vielmehr wird die religiöse Ausrichtung durch den Parteiglauben des Erzählers ersetzt.

Als stellvertretender Geschäftsführer im Weinhandel, also genau genommen als Angestellter und nicht als Arbeiter, stellt er die Verknüpfung zur sozialdemokratischen Agitation und der eigenen politischen Karriere her: „In dieser Zeit hörte ich viel und las auch in den Zeitungen immer lange Artikel über einen ‚Reactionär‘ Namens Lassalle“ (AB 68, 2,1). Interessant ist, dass der Erzähler die Bezeichnung „Reactionär“ in Anführungszeichen setzt. Damit signalisiert er, dass aus Sicht der Marxschen Position eine ideologische

⁵⁰⁰ ‚Schelmenroman‘, Gero von Wilpert, *Sachwörterbuch der Literatur*, 8. Aufl. (Stuttgart: Kröner, 2001), 728f.

Etikettierung Lassalles innerhalb der Arbeiterbewegung vorgenommen wird. Der abschließende Satz, „ich konnte gar nicht begreifen, warum man gerade über Einen so raisonnirte, da es doch in Deutschland so viele Tausende von Reactionären giebt“ (AB 68, 2,1-2), ist folglich als ironische Wendung zu interpretieren. Auf diese Weise übt der Erzähler Kritik an der Gegnerschaft Marx' zum lassalleanischen Flügel der Arbeiterbewegung; ein Seitenhieb, der das ADAV-Engagement des Erzählers untermauert.⁵⁰¹

Sein Mitwirken im Verein stellt der Erzähler dann auch als Kette von Geschehnissen dar, in der eine Aktion zur nächsten führt (AB 68, 2,2). Indem er den Leser in Partei-Interna einweihet und die „Verwirrungen“ kritisiert, die „im Verein herrschten“ und ihn „fast gesprengt“ hätten (AB 68, 2,2), hält er „Rückschau von einem entwickelteren ‚theoretischen‘ Bewußtsein aus“ (EDJJD 110).

‚Bürgerlich-proletarische‘ Mischform

Ganz am Ende seiner ‚Arbeiter-Biographie‘ bemüht sich der Erzähler dann darum, seinen Entscheidungen und Handlungen eine organische Ordnung zu verleihen. Die Synthese von Berufs- und Parteileben bedeutet eine nachträgliche Sinnggebung und stellt die Verbindung zum Zeitpunkt der Niederschrift her. Auf diese Weise vollzieht der Erzähler einen Wechsel zum ‚bürgerlichen‘ Modell der Autobiographie:

⁵⁰¹ Zum Entstehungszeitpunkt des Textes gab es generell eine unscharfe Verwendung des Begriffs „Reaktionär“. Nach 1848 hatte die liberale Opposition den Terminus als Schimpfwort verwendet, um gegen die Wiederherstellung der vorrevolutionären Ordnung zu protestieren. Dass sich knapp 20 Jahre später ausgerechnet die Repräsentanten der Reaktion „für die Erreichung des alten großen liberalen Zieles“, sprich die nationale Einheit, einsetzten, „mußte die traditionellen Gegner der Reaktion zumindest teilweise verwirren und somit den Umgang mit dem Reaktionsbegriff mehr oder weniger unsicher machen“, der dann „eher zur Austragung der Richtungskämpfe innerhalb des Liberalismus denn zur öffentlichen Bezeichnung seiner Gegner“ diene. (‚Reaktion, Restauration‘, *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hg. von Otto Brunner [Stuttgart: Klett-Cotta, 1984], 179-230 [223f.]. Dieses Ringen um die ‚wahre‘ politische Überzeugung verlagert der Erzähler der ‚Arbeiter-Biographie‘ vom Liberalismus in die Arbeiterbewegung.

Ebenso wie ich zu meinem Herrn 1858 als Laufbursche gekommen bin und mir sein Vertrauen erworben habe [...]. Ebenso habe ich auf den General-Versammlungen, denen ich beiwohnte, das Vertrauen des Präsidenten erworben, und hat mich auch die letzte Generalversammlung für das Jahr 1867 wieder zum Centrankassierer ernannt. (AB 68, 2,3)

Dadurch dass er nicht einen beliebigen Posten in der Führung, sondern ausgerechnet den des Kassenwarts übernimmt, wird die materielle Ebene gewahrt. Er, der jahrelang für das tägliche Auskommen schuftet musste, ist nun für die Finanzen des Vereins zuständig. In gewissem Sinne werden in dem Amt des ‚Centrankassierers‘ beide Dimensionen zusammengebracht: die existenzielle Erfahrung des Arbeiters mit dem Aufstiegsmodell des Bürgers. Er würdigt seinen eigenen politischen Einsatz, indem er die ihm begegnenden Widrigkeiten betont:

seit ich mich dem Verein angeschlossen und mit aller Energie auftrete, fehlt es auch nicht an Verfolgungen von allen Seiten; unsre Gegner sagen immer zu mir: „Mein Lieber, lassen Sie das Antreten für die Arbeitersache sein, Sie werden noch einmal schlechten Dank von den Arbeitern ernten“ [...]. (AB 68, 2,3)

Der Erzähler bekennt sich zur Weltanschauung des ADAV und stilisiert sich als Kämpfer für die gute Sache. Dabei verweist er auf seine Herkunft und Leidenserfahrungen, die er mit dem Proletariat teilt:

Aber obgleich ich weiß, daß Undank der Welt Lohn ist, so ist doch mein Entschluß fest gefaßt. Ich habe den Fuß in die Agitation mit gesetzt, ich habe alles Elend der Arbeiter mit durchgemacht und werde der Letzte sein in Thüringen, ja in ganz Deutschland, der treu an der Fahne Lassalle's halten wird. (AB 68, 2,3)

Im letzten Abschnitt legt der Verfasser seine Intention offen und ein Bekenntnis ab: Er habe seine „Biographie nur deshalb aufgesetzt, damit ein jeder Vereinsgenosse weiß, was für eine Person der Centrankassierer des Allg. deutsch. Arb.-Vereins ist“ (AB 68, 2,3). Dieses relativ abrupte, apologetische Ende kommt gänzlich ohne „die ‚Schlussproblematik‘, das Hinschreiben auf den

eigenen Tod“ aus.⁵⁰² Der gute Ausklang ist weder selbstverständlich noch von vornherein angelegt, sondern vornehmlich dem Zufall geschuldet. Damit bricht sich hier eine Geschichtsauffassung Bahn, die der Hegelschen Zielgerichtetheit zuwiderläuft. In dessen *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte* äußert er die Überzeugung, „daß die Vernunft die Welt beherrsche, daß es also auch in der Weltgeschichte vernünftig zugegangen ist“,⁵⁰³ und interpretiert die Epochen der Weltgeschichte als Etappen auf dem Weg zur vollkommenen Freiheit – „Die Weltgeschichte ist der Fortschritt im Bewußtseyn der Freyheit, – ein Fortschritt, den wir in seiner Notwendigkeit zu erkennen haben.“⁵⁰⁴ Besondere Aufmerksamkeit widmet Hegel dabei den „welthistorischen Individuen“, da sie in ihren subjektiven Handlungen universale Gesetzmäßigkeiten transzendierten: „Diß sind die grossen Menschen der Geschichte, deren eigene, particulären Zwecke das Substantielle enthalten, welches Wille des Weltgeistes ist.“⁵⁰⁵

In Hirschs ‚Arbeiter-Biographie‘ hingegen wird Geschichte nicht von großen Männern mit großen Ideen gemacht. Vielmehr bietet sich der Vergleich mit einem frühen Dokument einer materialistischen Geschichtsdeutung an: Karl Gutzkow formuliert in seiner Replik *Zur Philosophie der Geschichte* mit der ‚Unvorhersehbarkeit der kleinen Schritte‘ einen Gegenentwurf zu Hegel: „Die Geschichte soll nicht das Werk des Zufalles, sondern der Zufall soll der Prüfstein der Ereignisse werden. Die Ereignisse haben immer etwas an sich, was ihnen erlaubt hätte, auch etwas Anderes zu werden, als sie wurden.“⁵⁰⁶

Während Hegel den Menschen als ‚Werkzeug‘ der Geschichte versteht, deutet

⁵⁰² Holdenried, *Autobiographie*, S. 145.

⁵⁰³ Georg Wilhelm Friedrich Hegel, ‚Zur Philosophie der Weltgeschichte‘, Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Gesammelte Werke*, Bd. 18: *Vorlesungsmanuskripte II (1816-1831)*, hg. von Walter Jaeschke (Hamburg: Meiner, 1995), S. 119-214 (S.140).

⁵⁰⁴ Hegel, *Zur Philosophie der Weltgeschichte*, S. 153.

⁵⁰⁵ Hegel, *Zur Philosophie der Weltgeschichte*, S. 165.

⁵⁰⁶ Karl Gutzkow, *Zur Philosophie der Geschichte* (Hamburg: Hoffmann & Campe, 1836), S. 63.

Gutzkow die Historie ausgehend vom konkreten Lebenszusammenhang: „Geschichte hat nur einen Zweck: das ist das Leben. Leben ist kein Genuß, Leben ist eine Aufgabe.“⁵⁰⁷

Diese Sätze lassen sich sehr anschaulich auf die ‚Arbeiter-Biographie‘ anwenden: Über lange Zeit hinweg begreift der Verfasser seine Existenz als Pflichterfüllung. Sein Leben muss er sich ‚verdienen‘ – Muße ist dabei nicht vorgesehen. Letztlich gestaltet der Erzähler eine anti-deterministische Sichtweise auf die persönliche – und implizit auch allgemeine – Geschichte, die vom Zufall regiert wird. Erst allmählich setzt sich eine (markt-)wirtschaftlich geschulte Sichtweise durch. Während ‚bürgerliche‘ Autobiographien das „Ziel, auf das hin alles gerichtet ist“, und „die Vorstellung“, die der Autor „von seinem Werden und seinem Ich hat“,⁵⁰⁸ von Anfang an offenlegen,⁵⁰⁹ hat sich in Hirschs ‚Arbeiter-Biographie‘ der Endzustand nicht zwangsläufig aus der Ausgangslage entwickelt. In der Lebensschilderung schlägt sich, wie mehrfach nachgewiesen, eine wechselseitige Beeinflussung von Einzelschicksal und allgemeiner Lage nieder. Zwar verweist der Erzähler mehrfach auf das Kollektiv-Schicksal, wenn er die Weber-Kollegen anfangs als „Brüder“ anspricht oder die Erfahrung der „Brüderlichkeit“ unter Schulkameraden hervorhebt. Doch lassen sich seine Lebenserinnerungen nicht auf diese gemeinschaftliche Funktion reduzieren.⁵¹⁰ Denn in erster Linie beschreibt der Erzähler seinen persönlichen Weg, der erwiesenermaßen von einer Aufwärtsentwicklung gekennzeichnet ist. Vom Sohn eines Webers zum stellvertretenden Geschäftsführer einer Weinhandlung

⁵⁰⁷ Gutzkow, *Zur Philosophie der Geschichte*, S. 143f.

⁵⁰⁸ Aichinger, *Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk*, S. 184.

⁵⁰⁹ Wie z.B. bei Beseler und Vogt, sowie in der Biographie von Krupp.

⁵¹⁰ In diese Richtung weist auch die antisolidarische Ausrichtung des Textes an manchen Stellen. So bemängelt der Erzähler die fehlende Loyalität unter den Kameraden, die „wie Teufel auf einander“ seien, „wenn es einem ein Bischen besser in der Behandlung beim Herrn ergeht“ (AB 64, 2,3). Im weiteren Verlauf schildert er die Übervorteilung durch einen Arbeitskollegen: „Wir waren unserer viere, einer mußte so viel machen, wie der andere, das Geld wurde aber nicht gleichmäßig vertheilt [...]. Der Aeltere beutete uns Jüngere somit aus“ (AB 68, 1,2).

und leitenden Kassenführer des ADAV – augenscheinlich eine ‚Erfolgsstory‘. Darin ähnelt die ‚Arbeiter-Biographie‘ der bürgerlichen Lebensschilderung, die den Bildungsgang des Individuums für die Nachwelt festhält und „mit der in der Adoleszenz erreichten Identität“ endet: „Kindheit und Jugend werden als die ‚dynamischen Lebensalter‘ begriffen. Der Erwachsene ist das in der Gesellschaft zu sich selbst gekommene Individuum.“ (EDJJD 100) Am Ende bestätigt sich also – wenigstens zum Teil – die bürgerlich konditionierte Rezeptionshaltung.

Hans Paul Bahrdt vertritt einen Standpunkt, der dieser Ausdifferenzierung gerecht wird. Er interpretiert den Gegensatz zwischen bürgerlicher und proletarischer Autobiographie als nachträglich konstruierten: „Weil der Individualismus [...] die bürgerlichen Leitbilder vom ‚Tüchtigen, der seines Glückes Schmied ist‘, vom ‚Genie‘, von der ‚autonomen Persönlichkeit‘ prägte, sollte für den Arbeiter das konträre Gegenteil gelten“,⁵¹¹ schließlich passe die „These von der ‚konstitutiven Kollektivität‘ des Arbeiters“ so gut zur „weltgeschichtlichen Bestimmung, die man ihm als revolutionärem Subjekt zuweisen sollte“.⁵¹² Tatsächlich aber seien moderner Arbeiter und Bürger „wesentlich durch dieselbe geschichtliche Periode geprägt“: „Chance und Zwang zur Mobilität“ begünstige bei beiden eine „Mentalität, in der das eigene Leben überhaupt als ein Weg begriffen wird“. Daher lautet Bahrdts einleuchtende Schlussfolgerung:

Dies schließt eine Identifikation mit einem Kollektiv-Schicksal nicht aus. Jedoch wird die Teilhabe an einem kollektiven Schicksal für das Bewußtsein durch ein vergegenwärtigtes

⁵¹¹ Bahrdt, *Erzählte Lebensgeschichten*, S. 24.

⁵¹² Bahrdt, *Erzählte Lebensgeschichten*, S. 24f.

persönliches Schicksal vermittelt, wie umgekehrt das Kollektivschicksal die Stationen des persönlichen Lebens erklären hilft.⁵¹³

Die ‚Arbeiter-Biographie‘ ist folglich kein radikal-proletarischer Lebensbericht. Es ist nicht verwunderlich, dass der Erzähler als bekennender Lassalleaner nicht auf der Grundlage des historischen Materialismus von Marx und Engels argumentiert.⁵¹⁴ Selbst wenn Marx' Annahme, es sei „nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt“,⁵¹⁵ gewissermaßen eine Erklärung für Hirschs Lebenslauf liefert, liegt sie seinen Aufzeichnungen nicht als theoretisches Fundament zugrunde. Dieses wissenschaftliche Niveau, das vom individuellen Lebensweg abstrahiert, ist der ‚Arbeiter-Biographie‘ fremd: Der Erzähler analysiert und hinterfragt seine Zufallserfahrungen nicht.

V.2.2 *Erinnerungen eines Hamburger Proletariers. Selbst-Biographisches von H. F. W. Schultz – Klassenbewusste Rollenexistenz*

Während Hirsch in seiner ‚Arbeiter-Biographie‘ von 1867 aus Mangel an Mustern noch relativ frei vorgegangen ist und eine Pragmatik der Zufälligkeit präsentierte, haben sich die Rahmenbedingungen bis 1899, dem Jahr, in dem die *Erinnerungen eines Hamburger Proletariers* von H. F. W. Schultz veröffentlicht werden,⁵¹⁶ grundlegend geändert. Seit der Nichtverlängerung der

⁵¹³ Bahrtdt, *Erzählte Lebensgeschichten*, S. 25. Damit geht er einen Schritt weiter als Emmerich, der beim Vergleich der proletarischen mit der bürgerlichen Lebensschilderung kategorisch feststellt, der Lebenslauf eines Arbeiterautobiographen sei „von vornherein nicht nur sein eigener, individueller, sondern der seiner ganzen sozialen Klasse“, und der dementsprechend die „gesellschaftliche Funktion der proletarischen Selbstdarstellung“ darin festmacht, „*Exempel* zu sein für das Leben der Arbeiterklasse insgesamt“ (WE 22f.). Einer solchen Kategorisierung verweigert sich die ‚Arbeiter-Biographie‘ Hirschs.

⁵¹⁴ Vgl. zur materialistischen Anschauung der Geschichte: Friedrich Engels, „Anti-Dühring“. Dritter Abschnitt. Sozialismus“, MEW, Bd. 20, S. 239-303 (S. 248f.).

⁵¹⁵ Marx, ‚Zur Kritik der politischen Ökonomie (Januar 1859-Februar 1860)‘, MEW, Bd. 13 (1961), Vorwort, S. 1-11 (S. 8f.).

⁵¹⁶ H. F. W. Schultz, Kolporteur, *Erinnerungen eines Hamburger Proletariers. Selbst-Biographisches* (Hamburg: Selbstverlag des Verfassers, 1899). Im Folgenden mit der Sigle ‚EHP‘ im Fließtext zitiert.

Sozialistengesetze 1890 konnten die Sozialdemokraten beständig neue Wähler hinzugewinnen (Reichstagswahlen 1890: 19,8%, 1893: 23,3%, 1898: 27,2%)⁵¹⁷ – damit hat die Sozialdemokratie zum Zeitpunkt der Niederschrift das mit Abstand beste Wahlergebnis vorzuweisen; die ‚Vaterlandsverräter‘ haben sich zur ‚Partei der Masse‘ gewandelt. Die wiederholten Wahlerfolge erklären das gestärkte Selbstbewusstsein der Anhänger, das auch aus den *Erinnerungen eines Hamburger Proletariers* spricht. Und nicht nur das – Schultz’ *Selbst-Biographisches* ist geprägt von dem Bewusstsein einer eigenständigen Geschichte seiner Klasse. Ausgehend von einer aufsteigenden Entwicklungslinie wird die sozialistische Zukunft aus einem optimistischen Blickwinkel betrachtet und erscheint planbar – eine Dimension, die der ‚Arbeiter-Biographie‘ von Hirsch noch völlig fehlt.

Im Gegensatz zu dieser in das Zeitungsformat eingebundenen Lebensschilderung handelt es sich bei Schultz’ *Erinnerungen* um eine eigenständige Buchpublikation im Selbstverlag, die in einzelne Kapitel untergliedert ist, was wiederum eine rückblickende Sortierung der vergangenen Ereignisse unter bestimmten Gesichtspunkten voraussetzt.

Ein „einfacher Soldat im großen Heere“ – das Vorwort

Das den *Erinnerungen* vorausgehende Vorwort des Erzählers präsentiert viele signifikante Kategorien. Bereits hier vermischen sich bürgerliche Folie und proletarische Variation: Zunächst legitimiert der Erzähler seine Lebensschilderung durch die „lebhaft[e] Aufmunterung“ eines politischen Freundes, demzufolge „auch die Memoiren eines in bescheidenden Verhältnissen durch’s Leben gehenden Mannes werth seien, bekannt zu

⁵¹⁷ Gerd Hohorst, Jürgen Kocka, Gerhard A. Ritter, *Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch II: Materialien zur Statistik des Kaiserreichs 1870-1914* (München: Beck, 1975), S. 173-175 (S. 174).

werden“ (EHP 3). Die Aussage, dass er seinen „Lebensgang vor [s]einem geistigen Auge nochmals“ habe „vorüberziehen“ lassen, um nur diejenigen Ereignisse, die ihm „der Erinnerung werth schien[en], niederzuschreiben“ (EHP 3), impliziert einen Akt der Selektion. Dass der Erzähler die „unfreiwillige Muße eines Landaufenthalts“ zur Niederschrift nutzte, bildet dann eine Parallele zu der Situation, in welcher der Naturwissenschaftler Carl Vogt seine „Ferienblätter“ verfasste (ER V). Schultz rechnet seine Aufzeichnungen weder zur kanonisierten ‚schönen Literatur‘ noch zu den dokumentarischen Werken von historisch-wissenschaftlichem Belang (EHP 3). Vielmehr formuliert er eindeutig eine Vorbild- bzw. Aufklärungsfunktion: Man möge „daraus Stoff zum Nachdenken schöpfen und erkennen, aus wie kleinen Anfängen heraus die sozialdemokratische Partei erwuchs, die jetzt eine so gewaltige Macht ist“ (EHP 3). Er beabsichtigt also, einen Beitrag zur Fundierung eines eigenen Geschichtsmythos zu leisten. Aus der Retrospektive unterstreicht er den gesellschaftlichen Auftrag und stilisiert die Arbeiterbewegung zum Kampf: „Wenn ich jetzt prüfend auf meine Leben zurückschaue, so kann ich mir mit Genugthuung sagen: ‚Auch Du hast im Kampfe gestanden und Deine Kraft in den Dienst der guten Sache gestellt.‘“ (EHP 3) Diese Kampfmetaphorik wird fortgeführt, wenn der Erzähler sein individuelles mit dem Kollektiv-Schicksal verknüpft: „ich war ein einfacher Soldat im großen Heere“ (EHP 4). In nachträglicher Überarbeitung und Sinnggebung inszeniert er sich als Glied innerhalb einer Kette (EHP 4). Indem der Erzähler die Erwartungshaltung der potentiellen Leserschaft einschränkt, bedienen seine *Erinnerungen* das ‚Abenteuerschema‘ quasi *ex negativo*: „Große Abenteuer habe ich nicht zu erzählen – habe sie auch nicht erlebt.“ (EHP 4) Die bereits mehrfach angedeutete politische Dimension der Schrift wird spätestens dann

offensichtlich, wenn der Erzähler die innerparteilichen Streitigkeiten der Sozialdemokratie im Rückblick bewertet und einordnet:

Ich stand an der Wiege unserer Partei, und als noch unklar die Bewegung wogte, da war ich mitten d'rin und vertrat meine Meinung mit Mund und – Faust. Nun hat sich unsere Anschauung geklärt, die Proletarier sind einig und vergeuden nicht mehr ihre Kraft im Bruderkampfe. (EHP 4)

Sein prognostischer Ausblick ist getragen von Zukunftsoptimismus und der Überzeugung, Teil eines größeren Ganzen zu sein, wobei der Erzähler erneut auf persönliche Erfahrungen verweist (EHP 4). Gegenwart und Vergangenheit kontrastierend, spielt er auf den eigenen Tod an, der wie in anderen bürgerlichen (Auto-)Biographien „als Motiv und Strukturbedingung des Lebensberichts“ fungiert:⁵¹⁸ „Jetzt bin ich alt und schwach und bald wird mein Lebenslauf seinen natürlichen Abschluß finden.“ (EHP 4) Am Ende lässt er keinen Zweifel daran, dass er kein bürgerliches Publikum adressiert, anders als es wenige Jahre später in den von Paul Göhre herausgegebenen Arbeiterautobiographien an der Tagesordnung sein wird. Er wendet sich mit seinen *Erinnerungen* an ‚Gleichgesinnte‘, widmet sie „Freunden“ und „langjährigen Kunden“ (EHP 4), die er als Kolporteur belieferte.

Der Niederschrift wird also auf der einen Seite durchaus eine abrundende Sinnggebung verliehen, indem der Erzähler die einzelnen Stufen seines Lebens zu einem organischen Ganzen verschränkt; auf der anderen Seite stellt eben dieses Ganze kein individuelles Prinzip, sondern ein größeres, übergeordnetes Richtmaß dar. Der Einsatz für die Arbeiterbewegung gestaltet eine Spannung zwischen Individuum und Kollektiv.

⁵¹⁸ Wagner-Egelhaaf, *Autobiographie*, S. 186. Deutlich wird dieses Vom-Ende-her-Denken vor allem im Lebensbild Alfred Krupps.

„O, die hübschen Waisenkinder“ – Kindheit im Heim

Nach den einleitenden Bemerkungen beginnt der Erzähler die *Erinnerungen* ‚klassisch‘ mit der Schilderung seiner Geburt und „Kinderjahre“ (EHP 5). Die Beschreibung seines Geburtsortes lässt Rückschlüsse auf seine soziale Stellung zu, denn dem räumlichen ‚Oben‘ entspricht das gesellschaftliche ‚Unten‘: „Im Eichholz, auf der Kornterpfe, in der vierten Etage wurde ich geboren. Es ist also absolut kein Zweifel an meinem Hamburgerthum erlaubt“ (EHP 5). Von Anfang an sind die Aufzeichnungen durch Lokalkolorit und -patriotismus gekennzeichnet: „und wenn sich etwa doch einmal Einer erdreistete, eine Andeutung zu machen, daß ich ein ‚Quittje‘⁵¹⁹ sei, so brachte ich ihm immer den schuldigen Respekt bei“ (EHP 5). Nach einer Abschweifung historischer Natur kommt der Erzähler auf seine „bescheidene Person“ (EHP 5) zurück und widmet sich seinem persönlichen Werdegang, der letztlich auch eine Art ‚Chronik‘ der sozialdemokratischen Partei sein wird.⁵²⁰ Der Erzähler, der als Waisenkind aufwächst, stellt sich als aufgeweckten Jungen dar, indem er den Heimleiter zitiert (EHP 5). Wie in vielen bürgerlichen Lebensschilderungen, so findet sich auch in Schultz' *Erinnerungen* eine „Poetisierung von Kindheit“,⁵²¹ und zwar durch die Art und Weise, wie der Erzähler die einfachen Verhältnisse bei seinem Pflegevater auf- und dessen bewegtes Leben unterhaltend auswertet. Dieser brillierte u.a. in der Rolle des „prächtige[n] Gesellschafter[s]“: „Ob seine wundersamen Geschichten auch immer genau der Wahrheit entsprachen, bleibe dahingestellt; jedenfalls waren sie sehr unterhaltend“ (EHP 6). Im Gegensatz zu den exemplarischen

⁵¹⁹ „Quiddje oder ‚Quittje‘ ist eine halb scherzhafte, halb spöttische Benennung für Nichthamburger der Neuzugezogene in der Stadt. [...] Der nur in Hamburg vorkommende Begriff bezeichnet aber auch allgemein Vornehmtuer oder Personen mit ungewohntem, z. B. süddeutsche Dialekt und auffallender Sprachmelodie.“ (Daniel Tilgner, *Kleines Lexikon Hamburger Begriffe* [Hamburg: Zeise, 1999], 121).

⁵²⁰ Zum Zeitpunkt der Niederschrift ist der Verfasser etwa 61 Jahre alt.

⁵²¹ Holdenried, *Autobiographie*, S. 175.

bürgerlichen Autobiographien wird die Aufrichtigkeit also nicht höher bewertet als die Kraft der Imagination. Das Fazit des Erzählers zu seiner Kindheit fällt entsprechend positiv aus: „Bei diesem Manne führte ich ein idyllisches Leben“ (EHP 6) – anders als im Falle Hirschs werden die ersten Lebensjahre noch nicht von der täglichen Arbeit bestimmt.

Ein ordnender Rhythmus, wenn auch nicht der des Broterwerbs, setzt sich erst mit der Unterkunft im Heim durch, wo alles „nach der Uhr“ geht, „das Aufstehen, das Spielen, das Essen, das Schlafengehen“, und er sich „in die Schar der gleichgekleideten, gleichgespeisten Waisen Kinder“ einreihet (EHP 6). Diese Taktung des Alltags liest sich nicht zufällig in Analogie zum Drill der Armee. Bereits an dieser Stelle sucht und findet der Erzähler innerhalb der vorgegebenen Grenzen seinen Vorteil. Den Leser weiht er als Verbündeten in seine Vorgehensweise ein: „Bei den Bäckern hatten wir das alte Brot einzusammeln, und natürlich wanderte das Beste nicht in die Kiepe, sondern auf dem kürzesten Wege in den Magen.“ (EHP 6f.)⁵²² Obgleich in weit geringerem Ausmaße als in der ‚Arbeiter-Biographie‘ von Hirsch, so findet körperliche Arbeit auch in Schultz’ *Erinnerungen* Erwähnung. Dazu gehört „Gartenarbeit“, „Sand karren, um die sumpfigen Ufer der Alster zu erhöhen“; „den Platz vom Schnee [...] säubern“, „in der Tischlerwerkstatt [...] hantieren“ und „schneiden“ (EHP 7). Allerdings benennt er damit Aufgaben, die in erster Linie nicht der Existenzsicherung dienen, sondern eher einer generellen Beschäftigung geschuldet sind. Dass der Erzähler auch über seine soziale und wirtschaftliche Stellung reflektiert, illustriert die folgende sarkastische Aussage: „An jener Stelle, wo ich manche Fuhre Sand gelagert, steht jetzt eine prächtige

⁵²² Wie bereits in Bezug auf die ‚Arbeiter-Biographie‘ Hirschs angeführt, bietet sich auch an dieser Stelle ein Verweis auf den *Eulenspiegel* an: In der 6. *Histori* wird berichtet, „wie Ulenspiegel ein Brotbäcker betrog um ein Sack vol Bretz“ (vgl. Lindow, *Dil Ulenspiegel*, S. 21).

Villa, die ich alter Mann jetzt von Außen betrachten darf; denn so will es die ‚göttliche Weltordnung‘.“ (EHP 7)

Trotz dieser materialistischen Überlegungen wird hier – anders als noch bei Hirsch – die Kindheit als Erfahrungsraum zumindest zugestanden. Ritual und Spiel bestimmen die Erinnerungen des Erzählers an die Zeit nicht nur beim Pflegevater, sondern auch im Heim. Das unterstreicht eine volkstümliche Episode: „Unser schönstes Fest war das alljährlich wiederkehrende ‚Waisengrün‘, der Umzug durch die Stadt“ (EHP 7). Der Ausruf, „Ja, das schöne ‚Waisengrün‘ von damals!“ (EHP 8), intensiviert die Verklärung. Schließlich wird das Gedicht ‚Erinnerung an Hammonia‘ von Heinrich Heine⁵²³ in die Schilderung eingebunden: „Schutzgöttin Hammonia | Folgt dem Zug inkognita, | Stolz bewegt sie die enormen | Massen ihrer hintern Formen – | O, die hübschen Waisenkinder!“ (EHP 9) Mit dem Heine-Zitat belegt der Erzähler einerseits sein Bildungsniveau, andererseits verschränkt er Lokalpatriotismus mit der Verharmlosung seiner Waisenkind-Existenz.

Parodie des Militärs

Das Kapitel zum Militär fügt sich nicht organisch in die Lebensschilderung ein, denn der bisherige Erzählduktus wird unterbrochen und durch einen ironisch-parodierenden Gestus ersetzt. Diese Ironie dient dem Erzähler als Maske zum ‚Einpacken‘ der Kritik und hilft ihm, den berichtenden Tonfall aufzugeben und stattdessen erzählerischer zu werden.

Der Kontrast zwischen gehobenen Ausdrücken und flapsiger Rede, zwischen eigentlichem Ernst der Lage und scherzhafter Darstellung durchzieht das gesamte Kapitel. Der Erzähler zeigt Galgenhumor, indem er der durch

⁵²³ Heinrich Heine, ‚Erinnerung an Hammonia‘, 7. Vers, DHA, Bd. 3/1 (1992), S. 220f. (S. 221).

Wartezeit drohenden finanziellen Notlage mit vorgetäuschter Heiterkeit begegnet: „Ganze sechs Thaler nannte ich mein eigen und damit sollte ich nun bis April auskommen, um dann in den bunten Rock zu schlüpfen. Der brauchte dann sicherlich nicht allzu weit sein!“ (EHP 12) Mit seiner Bitte um sofortige Einstellung wendet sich der Erzähler an den Senator und nutzt diesen Anlass zur Kritik an der Bürokratie, sowohl durch die Wiedergabe in indirekter Rede: „Damit kam ich aber schön an! Das wäre nicht statthaft, hieß es“ (EHP 12), als auch direkt: „Im Vorzimmer des Herrn Senators wurde natürlich, wie es bureaukratische Gepflogenheit ist, von meinem Dasein nicht Notiz genommen“ (EHP 13). Die amüsante Schilderung täuscht nur im ersten Moment über die darunter verborgene Missbilligung hinweg, so wenn das Offensichtliche auf den langen Wegen der Verwaltung beinahe übersehen wird:

Ich trug nun dem Langen mein Anliegen vor. „Ja“, meinte er, „das ist eine dumme Geschichte! Da hätte man Sie ja auch bis April in Mecklenburg lassen können; dann hätten Sie nicht Schulden zu machen gebraucht und hätten zu essen gehabt.“ Ja, das war doch eine Bemerkung, die von gesundem Menschenverstand zeugte, und ich war darum ganz überrascht, sie aus dem Munde eines Beamten zu hören. (EHP 13)

Schließlich gelingt es dem Erzähler, das kleinere von beiden Übeln durchzusetzen: Auf ihn wartet Militärdienst anstelle von Arbeitslosigkeit und Entbehrung. Indem er den Dialog zwischen ihm und dem Oberst überspitzt wiedergibt, verspottet er die soldatische Berufsehre: „„Sie wünschen Soldat zu werden?’ | ‚Von Wünschen kann keine Rede sein, Herr Oberst. [...]’ | ‚Sie wünschen sofort eingestellt zu werden?’ | ‚Jawohl, Herr Oberst!““ (EHP 13f.) Dass es sich bei seiner Einstellung um ein durchaus zweifelhaftes Erfolgserlebnis handelt, bestätigt die selbstironische Wendung des Erzählers: „Ich hatte durchgesetzt, was mehreren Anderen nicht gelungen war, nämlich vor der Zeit Vaterlandsvertheidiger zu werden.“ (EHP 14) Selbst tatsächlich

negativen Ereignissen wie der unwillkommenen Rekrutierung ringt der Erzähler etwas Positives ab. Dieser unbeschwerte Zugang zum Leben – ungeachtet der Notwendigkeit der Arbeit – bestimmt die Aufzeichnungen. Obschon dem Erzähler kein nennenswerter sozialer Aufstieg gelingt (der möglicherweise auch gar nicht intendiert ist), schildert er die ausgewählten Episoden aus der Vergangenheit als persönliche Positiva. Durch diese Art des Humors, die nichtaggressive Satire, wird Versöhnlichkeit vermittelt.

Generell würdigt der Erzähler Autoritäten herab, so wenn er einen ehemaligen Gesetzeshüter als „Ex-Polizeier“ bezeichnet, der „sein Denkvermögen erst durch ein respektables Quantum Feuerwasser“ schärfen musste (EHP 13), weil das „Polizeileben [...] den guten Oberwächter zu einem sehr trinkbaren Mann erzogen“ (EHP 14) hatte. Auch antisemitische Ressentiments straft der Erzähler mit Zynismus: Man sei „bekanntlich so herrlich weit vorgeschritten, daß ein jüdischer Offizier nicht mehr denkbar ist“: „Wir machen mächtige Fortschritte in der Kultur“ (EHP 14).

Häufig wird durch Übertreibung evident, dass das Gesagte nicht ernst gemeint ist, beispielsweise wenn der Erzähler „Fleisch und Kartoffeln [mit] Kümmel“ als „lukullische[s] Mahl“ bezeichnet. Zwar mag Fleisch beim Militär etwas Besonderes gewesen sein, trotzdem folgt die Kritik unmittelbar: „daß wir nicht unmäßig wurden, dafür sorgte Vater Staat, der uns täglich nur einen Sechsling spendete“ (EHP 15). Ein weiteres, vom Erzähler mit Vorliebe eingesetztes Mittel zur Diffamierung des Militärs ist der Kontrast zwischen der hochtrabenden Ankündigung einer Aktion und ihrer unspektakulären Ausführung (EHP 15). Der Erzähler spielt mit den Erwartungen des Lesers, indem er das öffentliche Ansehen der Soldaten strapaziert – ein Beispiel: „In den Zelten lag Stroh; darauf konnten wir uns ausruhen und dann die ersten

kriegerischen Lorbeeren im Kampfe mit den – Sandflöhen erringen.“ (EHP 16)
Solche Geschichten vom Ungeziefer gehören zum Standardrepertoire, so dass der Spott recht augenfällig gerät.

Auch in der anschließenden Anekdote, „Wie wir Hanseaten das Vaterland, das Kapital und die Gesellschafts-Ordnung schützten“ (EHP 17),⁵²⁴ führt der Erzähler den spöttischen Tonfall weiter. Mittels aneinandergereihter, zum Teil elliptischer Fragen und Ausrufe werden die Soldaten, die im Ernstfall in Panik ausbrechen, der Lächerlichkeit preisgegeben: „Was gab’s? Krieg? [...] Himmel, die Aufregung! War der Feind im Land? Sollten wir unser Blut verspritzen für die heilige Sache, für das theure Vaterland?“ (EHP 17) Im pathetischen Gestus rekuriert der Erzähler auf das Gedicht ‚Die Schlacht‘ – „An die Rippen pocht das Männerherz‘, wie Schiller so schön sagt.“⁵²⁵ – und beschwört überspitzt den Heldentod herauf: „Nun ‚Gewehr auf‘ und fort gings, dem ungewissen Schicksale, vielleicht dem Tode auf blutiger Wahlstatt entgegen.“ (EHP 17)

Was sich nun anschließt, ist eine gründliche Diskreditierung des Militärs. Man merkt dem Erzähler die Freude daran an, in immer neuen Variationen den Alkoholkonsum der Truppe zu schildern, die „sternhagelvoll“ war (EHP 17), sich „einen angedudelt“ und „einen ungeheuren Rausch“ hatte (EHP 18). Stark überzeichnet berichtet der Erzähler von der ‚Kriegsbegeisterung‘ – „Todesmuthig ziehe ich mit meiner Heldenschaar in die Nacht hinaus.“ (EHP 18) –, deren Sinnlosigkeit allerdings gleich darauf nachgewiesen wird: „Ohne auch nur die geringste Heldenthat verrichtet zu haben, marschiren wir kleinlaut zurück in’s Quartier.“ (EHP 18)

Nachdem der Erzähler so ausführlich das Belanglose geschildert hat, scheut er abschließend nicht den Vergleich mit den Großen der Geschichte:

⁵²⁴ Hanseatische Bürgergarde, gegründet 1814, bestehend bis 1868. Vgl. Andreas Fahl, *Das Hamburger Bürgermilitär 1814-1868* (Berlin u.a.: Reimer, 1987).

⁵²⁵ Friedrich Schiller, ‚Die Schlacht‘, *Schiller’s sämtliche Werke*, Bd. 1, S. 20.

Wir befanden uns sozusagen im Kriegszustand und ich hatte Gelegenheit, mein Feldherrntalent zu erproben und zu zeigen. Daß ich nicht ein großer Feldherr geworden bin, liegt entschieden an den Umständen und nicht am Mangel des Talents, was der Leser sofort einsehen wird. (EHP 18)

Indem aus der Waise ein ‚welthistorisches Individuum‘ (Hegel) wird und aus den berühmten Befehlshabern bedürftige Schützlinge, kehrt der Erzähler – zumindest gedanklich – die Verhältnisse um: „Hätte ich nur die Gelegenheit gehabt, ich hätte mich gewiß als ein Feldherr erwiesen, dem gegenüber Alexander, Cäsar, Napoleon I. und Moltke als klägliche Waisenknaben erschienen wären. Doch es hat nicht sollen sein!“ (EHP 19) Was will er damit sagen? Geht die Aussage nicht über Flapsigkeit, Effekthaschrei hinaus?

Betrachtet man die Kapitel zum Militär als ‚Text im Text‘, dann ist der Verriss des Militärs deshalb möglich, weil der Erzähler sich nicht moralisch über seine Kameraden und die Institution erhebt, sondern selbstironisch miteinbezieht. Doch obwohl, oder gerade weil, er „allerlei Schabernack“ betreibt (EHP 19) und sich um einen amüsanten Tonfall bemüht, ist seine Kritik ernst zu nehmen. Ziel der Bloßstellung ist es, dem wilhelminischen Militarismus den Boden zu entziehen und stellvertretend mit der Einrichtung die Selbstdarstellung des Staates zu attackieren.

Beruf oder Berufung?

Indem er den Abschnitt zur Berufswahl mit dem Titel „Lehr- und Wanderjahre“ versieht, ruft der Erzähler den Inbegriff des bürgerlichen Bildungsromans als Folie auf: Goethes *Wilhelm Meister*. Im Gegensatz zu Hirsch kann sich Schultz seine berufliche Tätigkeit relativ ‚frei‘ aussuchen, wobei natürlich als Waisenkind seiner Entscheidung Grenzen gesetzt sind: „Ich wollte eigentlich Gärtner werden, konnte aber keinen Meister finden“, schließlich kommt er als

Geselle „in die Mühle in Harburg“ (EHP 10). Wie schon in Bezug auf den Pflegevater, so trifft er es auch hinsichtlich seiner ‚Ausbildung‘ „verhältnismäßig gut“ (EHP 10). Die rhetorische Frage, „Wohl mußte ich mitunter vierundzwanzig Stunden durcharbeiten, aber was machte mir das aus?“, unterstreicht demgegenüber, dass er trotz der „relative[n] Freiheit“ „den Ernst des Lebens“ (EHP 10) kennenlernt.

Wie im traditionellen Handwerk üblich, muss auch der Erzähler nach seiner Lehrzeit „den Wanderstab ergreifen“, mit der Einschränkung: „Viele Abenteuer weiß ich nicht zu berichten, sintemalen ich auch nicht sehr weit gekommen bin“ (EHP 11). Sein ursprüngliches Ziel wird nicht erreicht, denn „es war anders beschlossen im Rathe der Götter! Schon in Rehna gab es Arbeit“ (EHP 11). Der Erzähler wertet diese Anstellung also nicht als Zufall, sondern humorvoll als Fügung übergeordneter Mächte.

Das Kapitel, das den Titel „Der Kampf um's Dasein“ (EHP 20) trägt, eröffnet dann eine materialistische Ebene, weshalb das darwinistische Vokabular sicherlich nicht zufällig gewählt ist. Genau genommen, beginnen erst jetzt die Lehrjahre des Erzählers. Mit der ‚Arbeiter-Biographie‘ verbinden die Aufzeichnungen von Schultz die aufeinander folgenden Arbeitsverhältnisse sowie das spontane Wahrnehmen sich bietender Gelegenheiten. Zunächst geht der ausgebildete Handwerker Schultz zur Fabrikarbeit über: „Kurz entschlossen suchte und fand ich Arbeit in der großen Zuckerfabrik“ (EHP 20), doch wehrt er sich konsequent gegen Ausbeutung und hält schnell nach einer anderen Beschäftigung Ausschau: „So gescheidt war ich nun damals schon, daß ich mit meinen Körperkräften ökonomisch zu Werke ging.“ (EHP 20) Anschließend lässt er sich als Dienstmann, einem Vorgänger des Postboten, anstellen, doch missfällt ihm „das Wesen des geheiligten Unternehmerprofits“, weshalb er die

Selbstständigkeit wagt und sich „auf eigene Füße“ stellt (EHP 21). Dass der Erzähler an individuelle Begabung glaubt und nicht bei der zuerst gewählten Tätigkeit verharrt, macht die folgende Selbstcharakterisierung deutlich: „Wie es scheint, war ich aber nicht dazu prädestiniert, für die leiblichen Genüsse meiner Mitbürger zu sorgen; meine Veranlagung war auf einem anderen Gebiete.“ (EHP 20) Zuletzt findet er als Kolporteur seinen „wahren Beruf“, man könnte auch sagen seine ‚wahre Berufung‘: „der Austräger der geistigen Nahrung zu sein, das paßte mir“ (EHP 22). Hier zeigen sich deutlich die bürgerlichen Bildungsaspirationen des Erzählers: Er rückt sich in die Nähe zum Buchbinder und Drucker. In dieser Hinsicht verweisen die *Erinnerungen* auf den bürgerlichen Entelechie-Begriff. Zwar ist der Erzähler mehrfach beschäftigt, aber nicht in erster Linie, um ein finanzielles Auskommen zu haben. Vielmehr arbeitet er uneigennützig für ein höheres Ziel – so idealistisch inszeniert er sich zumindest: „Die Provision [...] ersetzte mir zwar die aufgewendete Zeit bei Weitem nicht; aber ich that es im Interesse der guten Sache“ (EHP 22), der Verbreitung von Parteiveröffentlichungen.⁵²⁶

Den Brückenschlag zwischen Vergangenheit und dem Zeitpunkt der Niederschrift nutzt der Erzähler, um seine eigene Leistung zu loben: „So ist es gekommen, daß ich nun der älteste Parteikolporteur Hamburgs, vielleicht Deutschlands bin, und in diesem Jahre kann ich ein Jubiläum feiern – dreißig Jahre habe ich mich der Verbreitung von sozialdemokratischen Schriften gewidmet.“ (EHP 22) In Analogie zu bürgerlichen Autobiographen neigt auch er zur nachträglichen Abrundung und Sinnggebung seiner Lebensschilderung, wenn er feststellt: „Mit Befriedigung kann ich jetzt am Abend meines Lebens auf

⁵²⁶ Den Erzähler erfüllt seine Arbeit mit Stolz – ungeachtet der sozialen Abwertung des Kolporteurwesens. Laut Bollenbeck zählen Kolporteurs „zu den ärmsten der reisenden Händler, und weil ihr Ruf schlecht ist, werden auch nur die ärmsten Kolporteurs“. (Bollenbeck, *Till Eulenspiegel*, S. 231).

diese meine Tätigkeit zurückblicken.“ (EHP 22) Obgleich die materialistische Ebene, wie bereits erwähnt, nicht fehlt, dominiert streckenweise deutlich die idealistische Dimension. So unterstreicht der Erzähler, dass man für seine Ziele – ungeachtet möglicher Entbehrungen – eintreten und kämpfen muss. In diesem Zusammenhang führt er die Auswirkungen des Deutsch-Französischen Krieges auf das Kolportagewesen an: „Die Erntezeit der Kolporteurs war die Kriegszeit 1870/71, als fast täglich die Extrablätter ausgegeben wurden, die reißenden Absatz fanden.“ (EHP 22) Für ihn habe allerdings seine politische Überzeugung und das Mitgefühl für die besiegten Kommunisten Vorrang vor dem eigenen Profit gehabt (EHP 22). Daher bezeichnet er sein Verhalten, recht selbstzufrieden, als „charaktervolle Entsagung“ (EHP 23). Weil der Erzähler seine ‚Berufung‘ durchaus politisch versteht, macht es nur Sinn, dass er auf die Anfänge der sozialdemokratischen Partei(en) und seine ideologische Zugehörigkeit eingeht:

Bekanntlich war damals die Arbeiterpartei in zwei Richtungen gespalten, den „Allgemeinen deutschen Arbeiterverein“, und die eigentlichen Sozialdemokraten, damals „Eisenacher“ genannt. Obwohl ich nun bei der Kolportage des Organs der letzteren Richtung, zu welcher ich mich bekannte, wenig genug verdiente, hätte ich doch um Alles in der Welt den „Sozialdemokraten“ des Herrn J. B. v. Schweitzer nicht kolportieren mögen. (EHP 23)

Wie bereits im Vorwort, so drückt sich erneut der Optimismus des Erzählers aus, der die geschichtlichen und politischen Ereignisse seinem Blickwinkel unterordnet: „Ich hoffte fest auf die Zukunft und ich habe mich ja auch nicht getäuscht. Die Sozialdemokratie nahm einen mächtigen Aufschwung und hat in Hamburg ihre stärkste Feste“ (EHP 23). Doch die Lage sei immer noch verbesserungswürdig, z.B. in Bezug auf das Bildungsniveau der Arbeiterschaft. Der Erzähler prangert deren selbstgewählte Unwissenheit an, welche durch „die

‚billigen‘ Blätter“ noch gefördert werde (EHP 23). Bildung wird hier, anders als in Fischers *Arbeiterschicksale* (1906), nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck aufgefasst: Durch die autodidaktische Weiterbildung sollen die Arbeiter auf die aktive politische Mitbestimmung vorbereitet werden und sich für bessere Arbeitsbedingungen einsetzen: „Wäre es nicht besser, mehr auf den Werth der Presse hinzuweisen und anstatt: Wählt! Wählt! zu rufen: Lest! Lest!“ (EHP 23) In dem Bewusstsein, dass Alter Autorität verleiht, richtet der Erzähler einen Appell an die Rezipienten seiner Schrift: „Lest selbst und sorgt für die Verbreitung unserer Literatur. Laßt das Renommiren in den Wirthshäusern und bildet Euch selbst zu zielbewußten Sozialdemokraten aus“ (EHP 23).

Somit erfüllt Bildung eindeutig einen Zweck. Neben der Rolle der Literatur als aufklärendes Medium untermauert der sparsame, aber sorgfältige Einsatz von Zitaten die Belesenheit des Verfassers: Mit Heine und Schiller hat er an zwei prägnanten Stellen Autoren herangezogen, die von der Arbeiterbewegung als ‚verwandte Seelen‘ interpretiert wurden.⁵²⁷

Politische Dimension

Das Kapitel „Im Parteileben“ widmet sich schließlich vollends der sozialdemokratischen Entwicklung. Aus der Retrospektive sinniert der Erzähler über den Impuls für sein späteres Engagement im Verein mit anderen und verleiht seiner (individuellen) Charakterbildung insofern Kontinuität, als dass er sein Gerechtigkeitsempfinden im Kindesalter verortet und durch persönliche Erfahrungen begründet:

Merkwürdig genug, daß ich eines Anstoßes bedurfte. Schon als Kind hatte ich mir meine Gedanken darüber gemacht, wie ungleich doch die Güter der Erde vertheilt seien, denn

⁵²⁷ Diese Rezeption belegen – als Beispiele unter vielen – das Porträt Heinrich Heines im Parteikalender *Der arme Conrad für das Jahr 1878* sowie die expliziten Verweise auf Schiller in den Kalendergeschichten Schweichels.

ich hatte den harten Druck der Armuth gefühlt. Weil ich meinen Gedanken auch Ausdruck gab, nannte man mich schon in der Schule den „klugen“, aber auch den „großschnauzigen“ Schultz. (EHP 24)

Auf Anraten seines Freundes Jakob Audorf⁵²⁸ besucht der Erzähler eine Versammlung des ADAV und schildert im Nachhinein den Prozess der Erkenntnis und ideologischen Ausbildung (EHP 24). Erneut hebt er rückblickend seinen eigenen Verdienst hervor, was von einem gefestigten Selbstbewusstsein zeugt: „Mit Stolz kann ich heute sagen, daß ich eines der eifrigsten Mitglieder war.“ (EHP 25) In Hinblick auf das innerparteiliche Zerwürfnis bezieht der Erzähler eindeutig Stellung – zunächst Lassalleaner, gehört er zu den ersten Mitgliedern der ‚Eisenacher‘ – und bekennt sich auch im Rückblick zu seiner damaligen Entscheidung:

Im Jahre 1869 wurde unser Präsident, J. B. von Schweitzer, anrücklich [...] und unserer neunzehn [...] verließen den Saal. [...] „Verrath! Verräther!“ schrie man uns nach. Doch das machte uns wenig aus. Wir wollten nicht Mitglieder eines Vereins bleiben, der im Verdacht stand, von der preußischen Regierung beeinflußt zu werden. (EHP 26)

Letztlich aber beurteilt der Erzähler die allmähliche Annäherung der „feindlichen Bruderparteien“ und deren Zusammenführung 1875 positiv (EHP 27). Exemplarisch präsentiert er dem Leser eine „Episode aus der Zeit des Bruderkampfes“, mit der Begründung, dass nichts „die Erbitterung, mit welcher zwischen den beiden Richtungen gestritten worden ist, besser kennzeichnen“ könne (EHP 28). Die ausführlich geschilderten Versammlungsabläufe seien an dieser Stelle zusammengefasst wiedergegeben als ein zunächst verbaler („„Schluß! Schluß!“ donnerte es. ‚Ausreden lassen!‘ von der anderen Seite“),

⁵²⁸ Jakob Audorf „war einer der elf Delegierten, die am 23.5.1863 in Leipzig an der Gründung des ‚Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins‘ teilnahmen und wurde Mitglied des Vorstandes unter dem Präsidium Lassalles gewählt. Anlässlich der Hamburger Totenfeier für Lassalle verfaßte er das Lied ‚Wohlan, wer Recht und Freiheit achtete‘, die sogenannte Arbeitermarseillaise“. (Paul Mayer, ‚Audorf, Jakob‘, *Neue deutsche Biographie*, Bd. 1 [Berlin: Duncker & Humblot, 1953], 429).

dann auch körperlicher Schlagabtausch: „Ein baumlanger ‚Genosse‘ versetzte mir einen Tritt in's Kreuz“ (EHP 29). In einer abschließenden Sentenz beruft sich der Erzähler auf die in der Zwischenzeit geleistete Aufklärungsarbeit und kritisiert Kirche und Aristokratie (EHP 30).

Das Schlusskapitel, „Die sozialistengesetzliche Zeit“, beginnt der Erzähler mit einer Relativierung der Erwartungshaltung, die zugleich auch das bisher Berichtete herunterspielt: „Nur wenig bleibt mir zu erzählen übrig, und besonders interessant ist auch dies nicht, denn zur Zeit des Sozialistengesetzes bin ich nur in bescheidenem Maße in Aktivität gewesen.“ (EHP 31) Da „die rothe Feldpost“ den Untergrundvertrieb organisierte, hatte er „nichts mehr damit zu thun“ (EHP 31). Interessant ist, dass er während dieser Zeit sowohl ‚aus den eigenen Reihen‘ als auch von staatlicher Seite der Spionage verdächtigt wird. Er wehrt sich gegen den Vorwurf, „Polizeispitzel“ zu sein, indem er Idealismus höher als Habgier bewertet; und auch als „Denunzирter“ kann ihm nichts nachgewiesen werden (EHP 31). Dass die Integrität des Erzählers von sozialdemokratischer wie von staatlicher Seite infrage gestellt wird, deutet allerdings darauf hin, dass seine Existenz nicht einheitlich ist.

Rollenexistenz statt bürgerlicher Identität

In seinem Resümee stilisiert sich der Erzähler als loyal, pflichtbewusst und genügsam, wobei ein Hauch von Selbstmitleid mitschwingt. Ungeachtet seiner ‚Erfüllung‘ als Kolporteur stellt er wiederholt existenzielle Überlegungen an: „Mühsam bringe ich mich durch, denn ich habe mir nichts erübrigen können. [...] So lange es möglich, werde ich auch mit steifen Gliedern noch meinem Berufe nachgehen. Der Armenanstalt möchte ich nicht zur Last fallen“

(EHP 32). Diese Reflexion macht deutlich, dass er – im Unterschied zu den meisten bürgerlichen Autobiographen – über keine garantierte Lebensstellung verfügt. Obgleich er in seinem Berufsleben eine Entwicklungslinie beschreibt, ist er materiell nicht abgesichert. Es wird also kein gelungener sozialer Aufstieg vorgeführt.

Von Beginn an kann der Erzähler nicht auf eine persönliche Genealogie verweisen und schlüpft stattdessen in unterschiedliche Rollen: zunächst in die des Pflegekindes, dann in die des selbstbewussten Handwerkers, wenn er im „weißen Anzug“ den „stolzen Müller“ spielt (EHP 11), der abgelöst wird vom Schabernack treibenden Soldaten, gefolgt vom uneigennützigem Kolporteur und umtriebigen Genossen. Indem der Erzähler die Stationen seines Lebens Revue passieren lässt, bemüht er sich um dessen Strukturierung:

Und nun Schluß! Es sind keine weltgeschichtlichen Vorgänge, die ich geschildert; es ist nur der einfache Lebensgang eines Proletariers. Mit stiller Resignation blicke ich auf das Erlebte zurück – Waisenkind – Müller – Hanseat – Dienstmann – aber immer Sozialdemokrat, und jetzt einfach | *der alte Kolporteur Schultz*. (EHP 32)

Zwar legt der letzte Satz nahe, dass sich die Existenz des Erzählers in einzelne Rollen auflöst („Waisenkind – Müller – Hanseat – Dienstmann“), doch wird von diesem das Gegenteil behauptet. Er betont, dass die Summe – sein Lebensalter, seine Berufstätigkeit sowie sein Familienname – ihn als Individuum kennzeichnen, und stellt seine politische Gesinnung als Konstante dar. An die Stelle des Familienstammbaums tritt die Zugehörigkeit zur Partei.

V.2.3 Die ‚praktische Studie‘ *Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche* von Paul Göhre

Bereits 1891, acht Jahre vor dem Erscheinen der *Erinnerungen eines Hamburger Proletariers*, hatte Paul Göhre die ‚fingierte Arbeiterautobiographie‘

Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche, veröffentlicht.⁵²⁹ Der Pastor, ein dem Arbeitermilieu Fremder, war für eine zeitlich begrenzte Dauer in die Rolle eines Blaukittels geschlüpft, hatte auf diese Weise Einblicke in das Privat- und Fabrikleben der Industriearbeiter gewonnen und seine Eindrücke anschließend in Form einer Milieustudie festgehalten, die er „[s]einen Arbeitsgenossen in der Fabrik“ widmete. Im Vorwort gesteht Göhre, trotz „ausführlicher Notizen“, die „Lückenhaftigkeit“ seiner Aufzeichnungen zu und warnt vor einer „Verallgemeinerung“. Seine Haltung beschreibt er als subjektive Wahrheit, als „Objektivität“, „die nur immer einem Menschen möglich ist, der nicht aus seiner Haut heraus kann“ (DMF, Vorwort, 1). Abschließend fordert er seine „Alters- und Standesgenossen“ dazu auf, den „ärmern Mitbrüder[n]“ „mit offenem Visier“, also frei von Vorurteilen, zu begegnen (DMF, Vorwort, 2).

Drei Monate Fabrikarbeiter von Göhre unterscheidet sich in erster Linie durch die externe Beobachtungshaltung von den Arbeiterautobiographien Hirschs und Schultz'. Diese ‚praktische Studie‘, eine frühe Form der Sozialreportage, soll dem (potenziell bürgerlichen) Leser das Fremde vermitteln. Nicht zuletzt dieser Konzeption ist das beständige Wechseln zwischen Annäherung an und Abgrenzung von dem Fabrikarbeiter als Beobachtungsgegenstand geschuldet.

„Mein Weg“ zum Fabrikarbeiter

Das erste Kapitel schildert zunächst Göhres Fabrikarbeiter-Werdung, den Prozess seiner ‚Verkleidung‘: In einem „abenteuerlichen Anzug“ fühlt er sich „als richtiger Handwerksbursche“ (DMF 1). Die Wahl des Einsatzortes fällt auf den „Mittelpunkte der ausgedehnten sächsischen Großindustrie“, Chemnitz (DMF 1). Dort gelingt es ihm, „unerkannt“ „ein reiches Material zur

⁵²⁹ *Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche. Eine praktische Studie* von Paul Göhre, Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin (Leipzig: Grunow, 1891). In der Folge zitiert mit der Sigle ‚DMF‘.

Beurteilung der Arbeiterverhältnisse“ zu sammeln (DMF 1), erst in einer Herberge für Arbeitssuchende, dann in einer Fabrik. Diese Feldforschung ist persönlich motiviert durch das vorausgegangene „Studium der sozialen Frage“ (DMF 1) und das Bedürfnis, „die volle Wahrheit“ zu erfahren (DMF 2). Es gebe so viele unterschiedliche Positionen zur sozialen Frage („Optimisten“, „Pessimisten“, „sozialdemokratische[] Schriften“, „Äußerungen von Arbeitgebern“, „Parteipresse“, „Schriften von Geistlichen“), dass es notwendig sei, einen eigenen Standpunkt zu bestimmen, das Arbeiterdasein „mit eignen Ohren“, „mit eignen Augen“ zu erleben (DMF 2). Daher begibt er sich „an die Quelle“, „absichtlich ohne bestimmten Plan, völlig dem Zufall überlassen“ (DMF 3). Das Mittel, dass er seinen Arbeitsgenossen eine ausgedachte Biographie „vorlügen“ muss, rechtfertigt er mit dem Zweck der authentischen Teilhabe am Alltagsleben (DMF 5). Indem er Klischees über Arbeiter anführt, versucht der Verfasser, diese zu entkräften: er sei auf „kluge, stille und anständige Menschen“ getroffen, „ohne jede Spur von der Roheit, die man so gern für den Arbeitertypus hält“ (DMF 6); nur, um kurz darauf selbst verallgemeinernde Kategorisierungen der Herbergsbesucher vorzunehmen: es gebe erstens „Gesellen, die eben ausgelernt haben“, „still und schüchtern“; zweitens die „eigentlichen ‚Kunden‘“, „Bummler[] von Profession“, „Säufer“; drittens „kraftvolle[] Gestalten“, die „augenblicklich freiwillig oder unfreiwillig arbeitslos“ und daher „in der größten Gefahr“ sind, „zu gewohnheitsmäßigen Bummlern herabzusinken“ (DMF 7).

Die Mitwisserschaft der Fabrikanten legitimiert Göhre mit seiner „Absicht“, „Arbeit in einer Fabrik“ finden zu müssen (DMF 8). Um Glaubwürdigkeit bemüht, sichert sich der Verfasser deshalb nach beiden Richtungen ab: Er garantiert sowohl dem Leser als auch seinen Kameraden, dass „niemand sonst in der

Fabrik“ von seiner wahren Identität gewusst und er keine Sonderbehandlung erfahren habe (DMF 9).

Anschließend beschreibt der Verfasser sein methodisches Vorgehen bei der Materialsammlung. Entweder „lenkte“ er gezielt das „Gespräch“ oder aber er „hörte einfach nur zu“: „Ja fast jede gemeinsame Arbeit, jede Handreichung bot so günstigen Anlaß für interessante Studien.“ (DMF 10) Dass seine Nachforschungen nicht aufgedeckt wurden, schreibt er seinem innovativen ‚sozialen Abstieg‘ zu: „Der Gedanke, daß ein Gebildeter selbst nur auf kurze Zeit auf allen Komfort, seinen Beruf und seine immerhin hohe Lebensstellung freiwillig und um ihretwillen verzichten könnte, kam den Leuten nicht, war für sie wohl einfach undenkbar.“ (DMF 10) Diese Einschätzung zeugt von einigem Dünkel, wodurch der Verfasser, der aufrichtige Anteilnahme vorgibt und Nähe zum Fabrikarbeiter herstellen will, genau das Gegenteil erreicht, nämlich die Distanz zum Beobachtungsobjekt betont.

Nach den einleitenden Bemerkungen untersucht der Verfasser die „materielle Lage [s]einer Arbeitsgenossen“ (DMF 12-39), die „Arbeit in der Fabrik“ (DMF 40-87), die „Agitation der Sozialdemokratie“ (DMF 88-107) sowie die „[s]oziale und politische Gesinnung [s]einer Arbeitsgenossen“ (DMF 108-141), um darauf aufbauend Überlegungen zu „Bildung und Christentum“ anzustellen (DMF 142-190) und über „[s]ittliche Zustände“ zu reflektieren (DMF 191-211). Abschließend präsentiert er seine „Ergebnisse und Forderungen“ (DMF 212-222). Exemplarisch für die gesamte Studie sollen hier die Darstellung der persönlichen Arbeitserfahrung sowie die Schlussfolgerung betrachtet werden.

Die Arbeit „an einem komplizierten Kunstwerk der Werkzeugmaschine“

Im Kapitel „Die Arbeit in der Fabrik“ beobachtet der Verfasser die konkreten Arbeitsvorgänge im Maschinenbau, nicht die Lebensumstände der dort beschäftigten Menschen. Er schildert zunächst die Infrastruktur der Anlage, wobei er den Eindruck aus der Ferne mit der Nahaufnahme kontrastiert: Von der Landstraße aus wirke die Fabrik „fast schmuck“, aber „über allem lag eine dicke Decke von Kohlenschmutz und Eisenstaub“ (DMF 41). Generell bleibt den Beobachtungen ein Hang zur Stilisierung und Verklärung eingeschrieben; das ist so, weil der neue Erfahrungsraum positiv aufgewertet werden soll. So erinnert das Fabrikgebäude den geistlichen ‚Forscher‘ an „das Innere einer Kirche“, denn man „konnte in der Mitte des Raumes bis hinauf zum Dache sehen“ (DMF 42) – beide Bauwerke streben den Himmel zu. Die Beobachtung, dass „Glockenklang und Orgelton“ durch „andre gewaltige Töne“ ersetzt werden, hat keine negative Konnotation, im Gegenteil: Indem der Verfasser das, „was die schwarzen blaukitteligen Männer da schafften“, als „Gotteswerk“ und „Gottesdienst“ bezeichnet, wertet er ihre Arbeit auf (DMF 42). Er beschreibt die problematische Eingewöhnungsphase, in der er sich „nur schwer und unsicher zwischen dem allen zurecht zu finden“ wusste (DMF 43), und weist dem Ungewohnten eine positive Bedeutung zu, indem er das Beobachtete literarisch zu überhöhen versucht:

Und doch lag über dem allen auch Adel und Poesie. Nicht nur, wenn von oben das Sonnenlicht hereinflutete und selbst den Schmutz und das Eisen verklärte, sondern auch wenn ein grauer Himmel das Kahle, Öde, Schwarze noch kahler, öder, schwärzer erscheinen ließ. Das war die Poesie eines grandiosen in einander greifenden Getriebes, das hier ruhelos und doch in gleichmäßiger Bewegung sich auswirkte, der Adel menschlicher Arbeit, die hier an einer einzigen Stelle von mehr als hundert Menschen im Kampfe ums Brot, um Leben und Genuß tagaus tagein gethan wird. (DMF 44)

Er stilisiert also alltägliche, nüchterne Abläufe, um die Ungeheuerlichkeit des technischen Arbeitsprozesses, der von Menschenhand gesteuert wird, zu veranschaulichen (DMF 62f.). Gerade durch die Verklärung des Arbeitsprozesses wird dessen ‚Exotismus‘, das der bürgerlichen Welt Unbekannte, hervorgehoben.

Den repräsentativen Gehalt seiner Schilderung hebt der Erzähler hervor, indem er die „Zusammensetzung unsrer Arbeiterschaft“ als „ein getreues Spiegelbild des Charakters unsrer gesamten großkapitalistischen Produktionsweise“ (DMF 44) bezeichnet. Diese „Form menschlicher Arbeitsgemeinschaft, so neu, originell, großartig, wie sie vergangene Zeiten wohl nie gekannt haben“, interpretiert der Beobachter als „sichtbare[n] Ausdruck der geistigen und wirtschaftlichen Umwälzung, die sich eben jetzt auf unsrer Erde vollzieht“. Ob dieser Wandel „der Menschheit zum Segen oder zum Fluche werden wird“ (DMF 45), lässt er offen.

Göhre würdigt den Arbeitsprozess als „schwer, kompliziert, langsam“ (DMF 45). Dadurch dass er die Herstellung in ihre einzelnen Schritte zergliedert, lässt er den Leser die anspruchsvolle Tätigkeit nachvollziehen. Nach Ansicht des Verfassers werde im Maschinenbau Hand- und Kopfarbeit miteinander verknüpft: „Wer hier arbeitete, mußte darum nicht nur geschickt sein, sondern auch denken können“ (DMF 46) – was den „erziehlichen Charakter der Arbeit dieser Leute“ begünstige (DMF 47). Sein Anliegen tritt deutlich zu Tage: Er ist darum bemüht, die öffentliche (bürgerliche) Meinung über die Fabrikarbeit zu korrigieren: Man sei „in vielen Kreisen so [...] leicht geneigt, jede Fabrikarbeit als die durchschnittlich tiefststehende, einfachste und darum notwendig billigste Art menschlicher Thätigkeit anzusehen“. Er hingegen fordert für die Fabrikarbeit die gleiche gesellschaftliche Anerkennung, welche

die „Thätigkeit vieler Subalternbeamten, Handlungsgehilfen, Kontoristen“, sprich Angestellter, erfährt (DMF 47). Zwar existiere in der Fabrik auch „Schablone“ (DMF 52), doch sein versöhnliches „Gesamturteil“ lautet, dass alle gemeinsam „an einem einzig sinnvollen Ganzen, dem komplizierten Kunstwerke einer Werkzeugmaschine“ arbeiteten (DMF 54).

Um die Ursachen für die Missstände in der Fabrik zu belegen, führt der ‚Feldforscher‘ Auszüge aus der Arbeitsordnung an (DMF 60ff.), wobei ihm exemplarische Fälle zur Bekräftigung seiner Augenzeugenschaft dienen (DMF 58, 61, 64). Häufig lässt er wertende Kommentare in seinen Bericht einfließen. So urteilt er, dass die „Strafen [...] – ich kann das wohl sagen – meist in gerechter und praktischer Beurteilung der Verhältnisse ausgesetzt“ wurden (DMF 63); an einer Stelle befindet er das Vorgehen der Leitung für „durchaus gerechtfertigt“ (DMF 63), um kurz darauf korrigierend einzugreifen: „Ich muß sagen, daß ich dies Verfahren des Direktors nicht für ganz korrekt hielt“ (DMF 64). Ihm fällt es sichtlich schwer, in der passiven Beobachterrolle zu verharren, lieber rät er ab: „Man sollte in der That solche Dinge ernstlich vermeiden“, oder zu: „Das beste ist immer“ (DMF 65). Es wird offensichtlich, dass seine Urteile und Ratschläge einer Außenperspektive und seinem ‚Auftrag‘ verpflichtet bleiben.

Dadurch, dass er mehrfach auf Aussagen Dritter verweist (DMF 59, 60, 66), macht er deutlich, dass er unterschiedliche und vor allem repräsentative Stimmen ausgewählt hat, die Authentizität vermitteln. Mit der Bemerkung, seine Beobachtungen seien „relativ zu verstehen und richtig nur unter dem Gesichtspunkt der damaligen allgemeinen wirtschaftlichen Lage zu würdigen“ (DMF 65), sichert er sich dann gegen kritische Stimmen ab. An manchen

Stellen gelingt es ihm, gerade aufgrund der offensichtlichen Stilisierung, einen nachhaltigen Eindruck beim Leser zu hinterlassen:

Nicht eigentlich die meist schweren Handgriffe und Arbeitsleistungen, sondern dieses Zusammenleben, Zusammenatmen, Zusammenschwitzen vieler Menschen, diese dadurch entstehende ermüdende Druckluft, das nie verstummende nervenabstumpfende gewaltige quietschende, dröhnende, ratschende Geräusch, und das unausgesetzte elfstündige Stehen in ewigem Einerlei, oft an ein und derselben Stelle – dies alles zusammen macht unsre Fabrikarbeit zu einer alle Kräfte anspannenden, aufreibenden Tätigkeit, die wenn auch nicht über, so doch gleichwertig neben jede anstrengende geistige Arbeit gestellt werden darf. (DMF 74)

Die innerbetriebliche Kommunikation und Rangordnung beschreibt der Verfasser unter Zuhilfenahme militärischer Strukturen. So vergleicht er den Meister, „Bindeglied zwischen der Arbeiterschaft und den höhern Beamten“, aufgrund ihrer „gesellschaftliche[n] Überordnung“ mit einem „Feldwebel“ (DMF 83). Der ‚Maulwurf‘ konstatiert eine unüberbrückbare Kluft zwischen Arbeitern und Angestellten und tritt gewissermaßen für seine ‚Kollegen‘ ein, wenn er „die Klage der Leute über das gleichgiltige oder hochfahrende Gebaren dieser Herren aus Kontor und Zeichenstube“ als „berechtigt“ bezeichnet (DMF 85). Im Zuge dieser Kritik an der Hierarchie in der Fabrik bemängelt Göhre auch deren fehlende ethische Ausrichtung. Seiner Ansicht nach hätten sich die Fabriken lediglich der „Schaffung ausschließlich materieller Werte“ verschrieben. In Zukunft müsse daher „der sittliche Adel“ des Betriebs durch Ausübung „gewaltige[r] erzieherische[r] Aufgaben“ erst noch erlangt werden (DMF 87). Darunter stellt sich der Verfasser sowohl ein Arbeitsklima, das die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten der Arbeiter fördert, als auch eine Beteiligung Aller an der Arbeitsleistung vor, wodurch nicht nur ihre Arbeitsmoral, sondern ihr Verhalten im Allgemeinen positiv beeinflusst werden soll.

Forderung einer neuen Christianisierung

Im Schlusskapitel unterstreicht Göhre, „eins vor allem bewiesen zu haben: daß die Arbeiterfrage keine bloße Magen- und Lohnfrage, sondern auch eine Bildungs- und religiöse Frage ersten Ranges ist“ (DMF 212). Seinem „beobachtenden Auge“ habe sich eingepägt, dass die Arbeiter verlangen, in einer „neuen wirtschaftlichen Ordnung“ „nicht nur Hände, sondern auch Köpfe zu sein“ (DMF 213). Nach Ansicht des Verfassers ist das Spezifische der deutschen Arbeiterbewegung durch den Idealismus begründet, im Unterschied zu anderen Ländern, in denen man „in erster Linie Brot, höhere Löhne, bessere Kleidung“, also materielle Werte, anstrebe. Eben dieser idealistische Zug mache die deutsche Arbeiterbewegung „zu einem so vielköpfigen Ungeheuer“ (DMF 213), das „in ruhige Bahnen eingelenkt“ werden müsse (DMF 214). Im Anschluss setzt er Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie gleich und konstatiert, dass es unmöglich sei, die sozialdemokratische Gesinnung „zu vernichten, auszuroden, aus der Welt zu schaffen“, sie müsse allerdings „erzogen, geadelt und geheiligt“ werden (DMF 215). Ihr Idealismus sei quasi roh und ungeschliffen und müsse von der revolutionären in eine ruhigere Bahn gelenkt werden. Folglich plädiert Göhre für ein (manipulatives) Entgegenkommen anstelle von offener Konfrontation, für Reform anstelle von Revolution. Seine Vorschläge sind pragmatisch ausgerichtet, um den Argumenten der oppositionellen Sozialdemokratie den Boden zu entziehen und eine mögliche Radikalisierung von vornherein auszuschließen. Er stellt die Sozialdemokratie als ‚unheilige Dreifaltigkeit‘ dar, die zugleich „politische Partei“, „Trägerin eines neuen wirtschaftlichen Systems“ sowie „Verkörperung [...] der Weltanschauung des konsequenten, widerchristlichen Materialismus“ sei (DMF 215). Sie dürfe auf keinen Fall zum „vollendete[n] Antichristentum“

werden (DMF 216). Nun wird der Gestus kämpferischer: Es sei die Aufgabe der christlichen ‚Volksbildner‘, das „materialistische[] Rückgrat“ der Sozialdemokratie „aus[z]ubrechen“ (DMF 216) und die „Heuchlermaske“ dieser „Pseudowissenschaft“ „ab[z]ureißen“ (DMF 217). Dieser messianische Impetus wird beibehalten, indem Göhre die „Diener der Kirche“ dazu auffordert, ihre Lehre dem Zeitgeist anzupassen: „Der Inhalt ist ewig, die Form ist vergänglich.“ (DMF 218) Aus seiner Drohung, dass es sonst „da unten [beim „kleinen Mann aus dem Volke“] und wohl auch anderswo auf lange hinaus zu Ende mit dem Christentum“ gehe (DMF 219), spricht die Sorge um eine christliche Zukunft. Sein erklärtes Interesse gilt also der ideologischen Indoktrination der Sozialdemokratie durch die Kirche – ihm zufolge ist das „keine Utopie“, sondern „nur eine Frage der Organisation“ (DMF 220). Als selbsternannter Anführer eines ‚evangelischen Kreuzzuges‘ fordert Göhre zum Abschluss seiner Feldforschung „die Erziehung, die Veredlung, die Christianisierung der heute noch wilden, heidnischen Sozialdemokraten“ (DMF 222).

Um deutlich zu machen, was diese frühe Sozialreportage charakterisiert, bietet sich eine Abgrenzung von Günter Wallraffs *Industriereportagen* aus den 1970er Jahren an. Zu der Zeit war Wallraff Mitglied des ‚Werkkreises der Literatur der Arbeitswelt‘ und als *Arbeiter in deutschen Großbetrieben* u.a. inkognito ‚[a]m Fließband‘⁵³⁰ tätig. In der so betitelten Reportage beschreibt er die Monotonie der Arbeitsgänge, mit Göhres Vokabular „Schablone“ (DMF 52):

Punkt 15.10 Uhr ruckt das Band an. Nach drei Stunden bin ich selbst nur noch Band. Ich spüre die fließende Bewegung des Bandes wie einen Sog in mir (AF 9); Das

⁵³⁰ Günter Wallraff, ‚Am Fließband‘, Günter Wallraff, *Industriereportagen. Als Arbeiter in deutschen Großbetrieben* (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1970), S. 7-27. In der Folge zitiert mit der Sigle ‚AF‘.

Zermürbende am Band ist das ewig Eintönige, das Nichthaltmachenkönnen, das Ausgeliefertsein. Die Zeit vergeht quälend langsam, weil sie nicht ausgefüllt ist. (AF 10)

Bei der Materialerhebung verlässt sich auch Wallraff auf Zuhören sowie Befragen der ‚Zeugen‘: „Während meiner dreimonatigen Zeit bei G. habe ich mir ein ziemlich genaues Bild über etwa fünfzig Arbeiter verschaffen können. [...] Ich unterhielt mich mit ihnen in der halbstündigen Pause oder vor und nach der Schicht.“ (AF 17) Doch Wallraffs Motivation unterscheidet sich grundlegend von Göhres Ansatz: Er stellt sich nicht in den Dienst einer übergeordneten Institution (wie der Kirche), sondern ist daran interessiert, die Missstände der kapitalistischen Produktion offenzulegen. Dementsprechend ist sein Erzählstil persönlich, eindringlich, intim. Während der Gestus bei Göhre durch analysierende Retrospektive gekennzeichnet ist, gewinnen Wallraffs *Industriereportagen* ihre Brisanz aus der präsentischen und unmittelbaren Kürze.⁵³¹ Anders als Göhre, der sich im Vorfeld dem Fabrikdirektor anvertraut und seine Arbeitskollegen im Ungewissen lässt, lüftet Wallraff noch während des Einsatzes sein ‚Undercover‘-Geheimnis sowohl vor Arbeitgeber als auch Belegschaft: „Keiner hat gewußt, daß ich über meine Arbeit schreibe. Jetzt ist der Wirbel um so größer. [...] Mein Artikel paßt dem Werkleiter nicht.“ (AF 25f.) Wallraff sucht also die offene Konfrontation,⁵³² wohingegen Göhre eher um Ausgleich bemüht ist und den Leser mit dem Ziel in die Fabrikabläufe und politischen Ansichten der Arbeiter einweicht, Unterstützung für seine Missionierung zu gewinnen. Göhres primäres Anliegen betrifft nicht die Anklage der kapitalistischen Verhältnisse, vielmehr verfolgt er eine Rückbesinnung auf christliche Werte.

⁵³¹ „Heute ist Freitag. 17 Uhr.“ (AF 20).

⁵³² Seine Vorgehensweise beschreibt er folgendermaßen: „Das Prototypische herausarbeiten; nicht personifizieren, zeigen, daß es keine Einzelfälle sind, keine so einfach wegzuretuschierenden Mißstände, vielmehr systemimmanente [sic!] Zustände.“ (Günter Wallraff, ‚Wirkungen in der Praxis‘, *Akzente. Zeitschrift für Literatur* [4/1970], 312-318 [S. 317]).

V.2.4 Franz Louis Fischers *Arbeiterschicksale* – ‚In der Tretmühle‘

Paul Göhre ist der Nachwelt in erster Linie nicht wegen seiner ‚praktischen Studie‘, sondern wegen seiner Herausgeberschaft proletarischer Autobiographien in Erinnerung geblieben. 1903 publizierte er die Lebensschilderung von Carl Fischer, *Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters*, die in der Öffentlichkeit ein derart starkes Echo hervorriefen, dass schon 1905 die *Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters* von Moritz Bromme auf den Markt kam. Damit begründete Göhre eine Reihe proletarischer Lebensschilderungen: 1909 folgte Wenzel Holeks *Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters*, 1911 erschien Franz Rehbeins *Das Leben eines Landarbeiters*. Münchow schätzt diese von Göhre edierten Arbeiterautobiographien zugleich als „parteiliche Bilanz und offenes Bekenntnis zur Arbeiterbewegung“ sowie als „Tendenzliteratur im besten Sinne des Wortes“ ein.⁵³³ In Carl Fischers *Denkwürdigkeiten* sieht sie die „erste bahnbrechende Arbeiterautobiographie“, die „1903 die Reihe der proletarischen Biographien eröffnete“.⁵³⁴ Auch Vogtmeier bezeichnet Carl Fischers *Erinnerungen* als „Prototyp der ‚sozialen proletarischen Autobiographie‘“ (MV 97). Weiter führt er Brommes *Lebensgeschichte* als „erste Autobiographie eines sozialdemokratischen Arbeiters“ an (MV 181), stellt in Bezug auf Holeks *Lebensgang* eine „verstärkte Betonung der ‚Individualentwicklung‘“ fest (MV 198) und bewertet Rehbeins *Leben eines Landarbeiters* schließlich als „Höhepunkt“ (MV 214) der proletarischen Lebensschilderung. Ebenso wie Münchow und Vogtmeier konzentriert sich auch Petra Frerichs in ihrer

⁵³³ Münchow, *Frühe deutsche Arbeiterautobiographie*, S. 17.

⁵³⁴ Münchow, *Frühe deutsche Arbeiterautobiographie*, S. 18.

Gegenüberstellung bürgerlicher Autobiographien mit proletarischen Lebensnotationen auf diese vier von Göhre betreuten Autoren.⁵³⁵

Anders als diese proletarischen Selbstdarstellungen (obwohl im selben Zeitraum wie sie entstanden), hat *Arbeiterschicksale* von Franz Louis Fischer (1906) bislang kaum die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich gezogen.⁵³⁶ Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung war die Zahl der Lohnarbeiter im industriell-gewerblichen Sektor von „4,8 Millionen im Jahre 1882“ auf „10,6 Millionen“ angestiegen, „was etwa einem Drittel aller Erwerbstätigen entsprach“.⁵³⁷ In den Reichstagswahlen 1903 konnte die SPD ihren Vorsprung weiter ausbauen und gewann 31,7 Prozent der Stimmen.⁵³⁸ Seit 1890 hatten sich auch immer mehr Arbeiter den freien Gewerkschaften angeschlossen, und auf dem Mannheimer Parteitag 1906 wurde offiziell die Gleichrangigkeit von Partei und Gewerkschaft festgehalten, da „[b]eide Organisationen [...] in ihren Kämpfen auf gegenseitige Verständigung und auf Zusammenwirken angewiesen“ seien.⁵³⁹ Die innerparteiliche Spaltung der Sozialdemokratie „zwischen Revolutionserwartung und Reformaktivismus“ korreliert mit ihrer „eigentümlichen Doppelrolle“ in der

⁵³⁵ Vgl. Frerichs, *Bürgerliche Autobiographie und proletarische Selbstdarstellung*, S. 292-363. Daneben hat sich die Forschung auch mit Adelheid Popps *Jugendgeschichte einer Arbeiterin* von 1909 auseinandergesetzt. Das ist sicherlich erwähnenswert, da sie als einzige Autorin den Kreis der Arbeiterautobiographen bereichert, aber für die vorliegende Untersuchung scheidet ihre Lebensgeschichte – ebenso wie die ihrer männlichen Kollegen – aufgrund ihres Bekanntheitsgrades aus.

⁵³⁶ Franz Louis Fischer wurde öfters mit seinem Namensvetter Carl Fischer verglichen, der wenige Jahre zuvor seine von Göhre herausgegebene Autobiographie veröffentlicht hatte: „daß der Verfasser auch Fischer heißt, dafür kann er nichts“. (Rudolf Hermes, ‚Allerlei Lebensschicksale‘, *Die Christliche Welt. Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände* 21 [1907], 429). Diesen Vergleich muss der Verfasser der *Arbeiterschicksale* auch noch posthum über sich ergehen lassen, so wenn Münchow 1973 kurz und knapp urteilt, der „naive Ton“ Franz Louis Fischers entbehre „der urwüchsigen Gestaltungskraft Carl Fischers“, seine „Elendsschilderungen“ „in der selbstbemitleidenden Erzählweise“ wirkten „unbeholfen“ (Münchow, *Frühe Arbeiterautobiographie*, S. 25).

⁵³⁷ Volker Ullrich, *Die nervöse Großmacht 1871-1918. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs* (Frankfurt a.M.: Fischer, 2007), S. 297.

⁵³⁸ Vgl. Hohorst, Kocka, Ritter, *Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch II*, S. 175.

⁵³⁹ Franz Osterroth, Dieter Schuster, *Chronik der deutschen Sozialdemokratie*, Bd. 1: *Bis zum Ende des Ersten Weltkrieges* (Berlin: Dietz, ²1975), Digitale Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung <<http://library.fes.de/fulltext/bibliothek/chronik/band1/e235e678.html>> [Zugriff am 28. Juni 2013].

Gesellschaft des wilhelminischen Deutschlands vor 1914:⁵⁴⁰ Auf der einen Seite hielt die Diskriminierung auch lange Zeit nach dem Fall der Sozialistengesetze noch an; so wurde 1904 der *Reichsverband gegen die Sozialdemokratie* von konservativen und nationalliberalen Politikern gegründet.⁵⁴¹ Auf der anderen Seite gliederten sich die wachsenden Partei- und Gewerkschaftsorganisationen immer stärker in die bestehenden Strukturen ein und konnten diese für ihre Zwecke nutzen. Dieter Groh versteht dieses Phänomen mit dem Begriff „negative Integration“:

im Gegeneinander von Legalität, ökonomischer Besserstellung, zunehmender [...] Fortschritte des parlamentarischen Systems und immer stärkerer Ausbildung der sozialdemokratischen Organisationen auf der einen und Verweigerung der politischen Gleichberechtigung, Fortdauer der ökonomischen Ausbeutung, der absoluten Unsicherheit in wirtschaftlicher Beziehung und der Unternehmerwillkür des „Herr-im-Hause-Standpunkts“ auf der anderen Seite schwächten sich die Klassenantagonismen auf keinen Fall ab.⁵⁴²

1906, also in einer Zeit, in der sich die Konflikte sowohl innerhalb der Partei als auch in der politischen Arena verschärft hatten, ist der bürgerliche Herausgeber der *Arbeiterschicksale*, Friedrich Naumann, um Ausgleich bemüht.⁵⁴³ Die Lebenserinnerungen Fischers bieten sich aufgrund ihrer positionslosen, apolitischen Eigenart dazu an, um Mitleid für den Menschen – und nicht für den

⁵⁴⁰ Ullrich, *Die nervöse Großmacht*, S. 176.

⁵⁴¹ In § 1 der Satzung heißt es, der Reichsverband habe „die Bestimmung, alle in Treue zu Kaiser und Reich stehenden Deutschen ohne Unterschied ihrer religiösen und politischen Stellung zum Kampf gegen die antimonarchischen und revolutionären Bestrebungen der Sozialdemokratie zu einigen“. (*10 Jahre Reichsverband. Festgabe der Hauptstelle des „Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie“ in Berlin zum 9. Mai 1914* [Berlin 1914], S. 7).

⁵⁴² Dieter Groh, *Negative Integration und revolutionärer Attentismus. Die deutsche Sozialdemokratie am Vorabend des Ersten Weltkrieges* (Berlin: Propyläen, 1973), S. 38.

⁵⁴³ Der Theologe und Politiker Friedrich Naumann war „Wortführer der progressiven Christlich-Sozialen im ‚Ev.-Sozialen Kongreß“ und hatte sich 1895 „mit der Wochenschrift ‚Hilfe‘ ein Sprachorgan geschaffen“, in dem 1907 dann auch Fischer mit seiner Arbeiterautobiographie zu Wort kommt. Als Politiker warb Naumann mit „seinem Programm eines ‚Gesamtliberalismus‘ und ‚Industrieparlamentarismus‘ [...] für eine Verständigung mit der Sozialdemokratie und für eine freie Entfaltungsmöglichkeit der Gewerkschaften“. (Theodor Heuss, ‚Naumann, Friedrich‘, *Neue Deutsche Biographie* 18 [1997], 767-769 [767f.]. Zitiert nach der Onlinefassung: <<http://www.deutsche-biographie.de/pnd118738178.html>> [Zugriff am 10. Juli 2013]).

sozialdemokratischen und in einer Gewerkschaft organisierten Arbeiter – zu werben. Gerade durch das Fehlen einer explizierten sozialdemokratischen Gesinnung des Erzählers scheint eine Annäherung zwischen Arbeiter und Mittelschicht möglich.⁵⁴⁴ Vor allem diese mehrfach betonte Tendenzlosigkeit ist es, die Fischers *Arbeiterschicksale* von den Arbeiterautobiographien unter der Ägide Göhres abgrenzt.

Ein „Erzählen, das dem Wandern auf einer Straße vergleichbar ist“ – der Herausgeber Naumann und zeitgenössische Rezensenten über Fischer

Im Unterschied zu den verhältnismäßig kurzen (und frühen) Autobiographien von Hirsch und Schultz wurde Fischers Text in der zeitgenössischen Literaturlandschaft mehrfach besprochen – ein Zeichen dafür, dass die Aufmerksamkeit sich in der Zwischenzeit auf proletarische Lebensschilderungen gerichtet hatte und das Publikum für Literatur dieser Art ‚sensibilisiert‘ worden war.⁵⁴⁵ Die Rezensionen stammen hauptsächlich aus bürgerlichen (kirchlichen, wissenschaftlichen oder kulturellen) Medien, und sind zum einen darum bemüht, Fischers *Arbeiterschicksale* zu integrieren und mit dem harmlosen Etikett der ‚Heimatliteratur‘ zu versehen, die das Leben der

⁵⁴⁴ Erst das Bad Godesberger Programm von 1959 zementiert dann offiziell die Äquivalenz von ‚Bürger‘ und ‚Arbeiter‘: „Die sozialdemokratische Partei ist aus einer Partei der Arbeiterklasse zu einer Partei des Volkes geworden.“ (Grundsatzprogramm der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Beschlossen vom Außerordentlichen Parteitag der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands in Bad Godesberg vom 13. bis 15. November 1959, Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung [A57721]).

⁵⁴⁵ Im Vergleich mit den Arbeiterautobiographien unter der Herausgeberschaft Göhres wurde *Arbeiterschicksale* in der Sekundärliteratur allerdings nur geringes Interesse entgegengebracht. Den Auftakt macht 1928 Susanne Hirschberg, die den Text in der Bibliographie ihrer Dissertation aufführt, ihn allerdings nicht bespricht (Susanne Hirschberg, *Das Bildungsschicksal des gewerblichen Proletariats im Lichte der Arbeiterautobiographie* [Köln: Mittelrheinische Druckerei und Verlagsanstalt, 1928], S. 73). Auch Wolfgang Emmerich widmet Fischer in seiner umfangreichen Sammlung *Proletarische Lebensläufe* lediglich einen kurzen Lexikoneintrag, ausführlich geht er nicht auf dessen Lebensschilderung ein: „FISCHER, FRANZ LOUIS (1855-?): Vater kleiner Grubenbesitzer, der verarmt; Kleinhändler; begeht Selbstmord. – F. als Kind Glöckner, Hütejunge, Laufbursche, Hilfsarbeiter. Seit 1870 Bergarbeiter im Zwickauer Revier. Militärdienst. Später Knappschaftsvertreter, seit 1886 Milchwändler. Nicht organisiert.“ (WE 386).

‚einfachen‘ Leute in den Mittelpunkt stellt. In diese Richtung weist die wiederholte Hervorhebung des ‚überparteilichen‘ Textcharakters. Auch dass *Arbeiterschicksale* in einem bürgerlichem Verlag erscheinen, unterstützt diese Lesart. Zum anderen wird die bürgerliche Literatur als Vergleichsparameter herangezogen und ästhetische Mängel der Lebenserinnerungen festgestellt, die Friedrich Naumann in seinem Vorwort versucht aufzuwerten.

An dieser Stelle soll dieses Vorwort als Strukturzusammenhang mitreflektiert werden, weil die Tatsache, dass den *Arbeiterschicksalen* eine Einleitung vorausgeht, keine Selbstverständlichkeit darstellt. Das Vorwort bildet quasi eine Fortsetzung der in den 1840er Jahren verbreiteten Dorfgeschichten und Volksphysiologien, mithilfe derer eine Verbindung ‚nach unten‘ hergestellt werden sollte. Auch hier wird der Leser nicht aus Dörfersicht, sondern aus der Bürgerperspektive auf die Lektüre vorbereitet. In ihrer Untersuchung der *Frühen deutschen Arbeiterautobiographie* polemisiert Münchow gegen die „demagogischen Verbrüderungstendenzen“ Naumanns und spekuliert, dass dieser „ganz offensichtlich einen in besondere Not geratenen Arbeiter für seine Zwecke mißbraucht“ habe.⁵⁴⁶

Der Herausgeber überträgt die Rolle des ‚neutralen Beobachters‘ auf den Autobiographen. Indem mehrfach betont wird, dass dieser keinen Klassenstandpunkt vertrete, appliziert Naumann eine bürgerliche Idealvorstellung (AS, Vorwort, 1). Seine erzieherische Mission, die Literatur als Mittel zum Zweck versteht, wird im folgenden Satz offenbar: In herablassendem Gestus erklärt Naumann, es sei unerlässlich, auch „außerhalb der Arbeiterschaft“ für „das Schicksal einzelner Arbeiter in seinen Wechselfällen

⁵⁴⁶ Münchow, *Frühe deutsche Arbeiterautobiographie*, S. 25. Auffallend ist, dass Fischers Text lediglich eine einzige Fußnote aufweist, in der erklärt wird, dass es sich bei „viesisch“ um „die „[v]oigtländische Aussprache des Wortes: physisch“ handle (AS 49). Da der Erzähler zumindest Fachvokabular immer für den Leser in Klammern ‚übersetzt‘, liegt die Vermutung nahe, dass diese eher wissenschaftliche Art der Erläuterung auf den Herausgeber zurückzuführen ist.

und vielerlei kleinen und großen Sorgen und Nöten“ ein „derartiges Maß von Teilnahme“ zu erwecken, „ohne das ein sozialpolitisches Mitwirken an der Hebung der Lage der arbeitenden Klassen unmöglich ist“ (AS, Vorwort, 1). Durch aneinandergereihte Fragen suggeriert der Herausgeber sowohl Erkenntnisinteresse als auch Einfühlung: „wie mag es in den Seelen derer aussehen, die für mich Kohlen graben, die für mich am Webstuhl sitzen, die für mich in die Fabrik gehen? Wie ist ihre Tugend, wie ist ihre Ehe, wie ist ihre Bildung, wie ist ihr Alter und ihr Sterben?“ (AS, Vorwort, 2) Mithilfe von Fischers Erinnerungen wolle er „eine Art Vertrauensverhältnis zwischen Unbekannten herstellen“, was dadurch erleichtert werde, dass der Erzähler „zu uns wie zu Leuten [spricht], die er seit langer Zeit kennt und vor denen er keine Geheimnisse hat“ (AS, Vorwort, 2). Dieser Position pflichtet auch W. Schubring in seiner Rezension der *Arbeiterschicksale* bei: Das Buch helfe „uns, in die seelische Lage jener Schichten uns hineinzufinden“.⁵⁴⁷ Ebenso hebt Richard Bahr in der Monatsschrift *Der Türmer* lobend hervor, dass der bürgerliche Leser, der bislang von „dem Leben des wimmelnden Haufs, seinem Denken und Fühlen, seiner Begeisterung und seinem Schmerz [...] kaum eine Ahnung“⁵⁴⁸ gehabt habe, nun Einblicke in „diese geheimnisvoll fremde Welt“ erhalte.⁵⁴⁹ Auf der einen Seite will der Herausgeber Naumann, wie auch schon Göhre vor ihm, die Distanz zwischen Arbeiter-Autobiograph und Mittelstands-Leser überbrücken, auf der anderen Seite errichten er und die Rezensenten aber rhetorische Barrieren, mit denen sie die Fremdheit betonen.

Explizit reiht Naumann die Autobiographie in einen bildungsgeschichtlichen Rahmen ein, denn die „Art, wie er [Fischer] erzählt, ist für eine gewisse Art von

⁵⁴⁷ W. Schubring, ‚Vom Büchertisch‘, *Protestantenblatt. Wochenschrift für den deutschen Protestantismus* 32 (1906), 1143-1144 (Sp. 1144).

⁵⁴⁸ Dr. Richard Bahr, ‚Aus der Tiefe‘, *Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist* 13/1 (1911), 540-544 (S. 540).

⁵⁴⁹ Bahr, *Aus der Tiefe*, S. 541.

mühsam selbsterworbener Bildung sehr bezeichnend“ (AS, Vorwort, 2). Auch Schubring betont, dass die „schriftstellerische Art, mit den gespreizten Wendungen, mit dem Zitieren aus sogenannten Gedichten usw“, charakteristisch sei für „die Bildung, den Bildungshunger und die Bildungsmethode des modernen Arbeiters“. ⁵⁵⁰ Eben jenes „Angelesene, Anempfundene“ der Lebensschilderung beurteilt Maria Lessing, die Fischer ansonsten eine „starke[] künstlerische[] Veranlagung“ bescheinigt und das Buch als „glänzendes Kulturmaterial“ würdigt, in ihrer Rezension negativ. ⁵⁵¹

Die bürgerlichen Kritiker bemängeln vor allem die ästhetische ‚Minderwertigkeit‘ der *Arbeiterschicksale*. So weist Schubring auf die problematische Einordnung der Erinnerungen Fischers hin: „Der Leser merkt zunächst die Mängel. Literarisch, ästhetisch befriedigt es nicht“; es wirke „so ähnlich wie die Nachahmung städtischer Kultur und Manier auf dem Dorfe“. ⁵⁵² Emil Ritter konstatiert, dass Fischer „behaglich und breit seine Erinnerungen“ vor dem Leser ausbreite und „zahlreiche Zitate ein[flechte], oft in recht gezwungener Beziehung“. ⁵⁵³ Weil die „literarische Absicht“ des Erzählers zu deutlich hervortrete, sei man „nicht selten im literarischen Geschmack verstimmt“. ⁵⁵⁴ Den Stil Fischers kritisiert Ritter als „gar nicht ursprünglich, sondern recht papieren, mit Fremdartigem beladen“. ⁵⁵⁵

Auch der Herausgeber Naumann ‚redet‘ den Text zunächst absichtlich ‚klein‘, indem er dessen Eigenart *ex negativo* bestimmt: Zwar besitze Fischer „nicht soviel poetische Kraft wie sein [...] Namensvetter, aber sein Gedächtnis ist

⁵⁵⁰ Schubring, *Vom Büchertisch*, Sp. 1144.

⁵⁵¹ Maria Lessing, ‚Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters. [...] | Fischer, Franz Louis, *Arbeiterschicksale* [...]‘, *Kritische Blätter für die gesamten Sozialwissenschaften* 2 (1906), 390-392 (S. 392).

⁵⁵² Schubring, *Vom Büchertisch*, Sp. 1143.

⁵⁵³ Emil Ritter, ‚Proletarische Literatur. Eine kulturpsychologische Studie‘, *Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens/der Literatur & Kunst* 11/2 (1914), 20-43 (S. 35).

⁵⁵⁴ Ritter, *Proletarische Literatur*, S. 35.

⁵⁵⁵ Ritter, *Proletarische Literatur*, S. 36.

staunenswert“; er präsentiere dem Leser „eine Chronik“, „kein kunstvolles Drama“ (AS, Vorwort, 3). Doch letztlich bedeutet die Nivellierung des Erwartungshorizontes eine Würdigung der Leistung Fischers, die sich in folgendem Vergleich kristallisiert: Es handle sich um „ein Erzählen, das dem Wandern auf einer Straße vergleichbar ist, bei der nicht jeden Augenblick eine Aussicht ersten Grades zu erwarten ist; das aber ist ja eben die Art des Menschenlebens überhaupt und des Arbeiterlebens im besonderen“ (AS, Vorwort, 3). Immerhin liefere Fischer damit das „Rohmaterial für solche Lebenserfassung, wie sie Zola lehrt“ (AS, Vorwort, 3).⁵⁵⁶ Als bedeutsame Kategorien stechen Lebensnähe und Unvoreingenommenheit hervor: Die Erinnerungen enthielten „viel wirkliches Leben“, sie seien „nichts als die Wiedergabe des Gewesenen und Wirklichen“, der Verfasser schreibe „ohne bestimmte Tendenz“, „in gewissem Sinne leidenschaftslos“, als „Beobachter, der selbst mit den Seinigen der Gegenstand des verwundernden Beobachtens ist“. Anders als Hirsch und Schultz, die sich – mehr oder weniger explizit – zum ADAV und der S(D)AP bekennen, unterbreite Fischer dem Leser folglich keine „sozialpolitische Lehrschrift“ (AS, Vorwort, 3).⁵⁵⁷ Diese Tendenzlosigkeit des „Familiengemälde[s]“ wird auch von Maria Lessing positiv bewertet.⁵⁵⁸ Die Tatsache, „daß es keinen politischen Stempel trägt, seine Mission sozialer Verständigung mehr incognito üben kann“, begünstige die Verbreitung „in weiten Kreisen“, ebenso die „Kürze und Billigkeit“ im Gegensatz zu den

⁵⁵⁶ Hans Delbrück urteilt in seiner Besprechung, dass „der Herausgeber nicht mit Unrecht die Parallele zu der überwältigenden Lebenswahrheit Zolas zieht“. ([Hans] Delbrück, ‚Literatur‘, *Preußische Jahrbücher* 126 [1906], 137-141 [S. 140]).

⁵⁵⁷ Meyers Großes Konversations-Lexikon versteht unter „Tendenzdichtungen“ „solche Dichtungen, die nicht bloß auf die eigentlich poetische Wirkung berechnet sind, sondern noch andre (politische, religiöse etc.) Interessen verfolgen“ (‚Tendenz‘, *Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens*, Bd. 19, 6. Aufl. [Leipzig u.a.: Bibliograph. Inst., 1909], 408).

⁵⁵⁸ Lessing, *Lebensgeschichte*, S. 391.

Arbeiterautobiographien unter der Herausgeberschaft Göhres.⁵⁵⁹ Auch Schubring stellt fest, dass der Autobiograph „eigentlich nur von seinen persönlichen Kämpfen [erzählt]“ und „schreibt, als ob es keine sozialdemokratische Partei und keine Gewerkschaft gäbe“.⁵⁶⁰ Diese (vorgebliche) Richtungslosigkeit mache die Erzählung „wirkungsvoller für solche Gemüter, denen die Worte Sozialdemokratie und Gewerkschaft ein rotes Tuch“ seien, das „nervenverwirrend, sinnbetörend“ wirke.⁵⁶¹ Bei all diesen zeitgenössischen Stimmen sticht als Gemeinsames hervor, dass sie eine Außensicht vertreten und Stilkritik üben bzw. implizit die Forderung nach ‚Echtheit‘ stellen.

Das Vorwort Naumanns gipfelt in der Parallelisierung, „der Arbeiter ist unser Bruder, unser Volksgenosse, und sein Schicksal ist unser Schicksal!“, auf die eine abschließende Handlungsanweisung folgt: „Wer es gelesen hat, der [...] sage zu sich selbst: wo ist die Stelle, wo ich noch mehr tun kann für Bildung oder Besserung des Lebens der Menge?“ (AS, Vorwort, 4) Dieser Appell lässt sich im Kontext der (liberalen) Volksbildungsbewegung lesen.

Bürgerliches Porträt

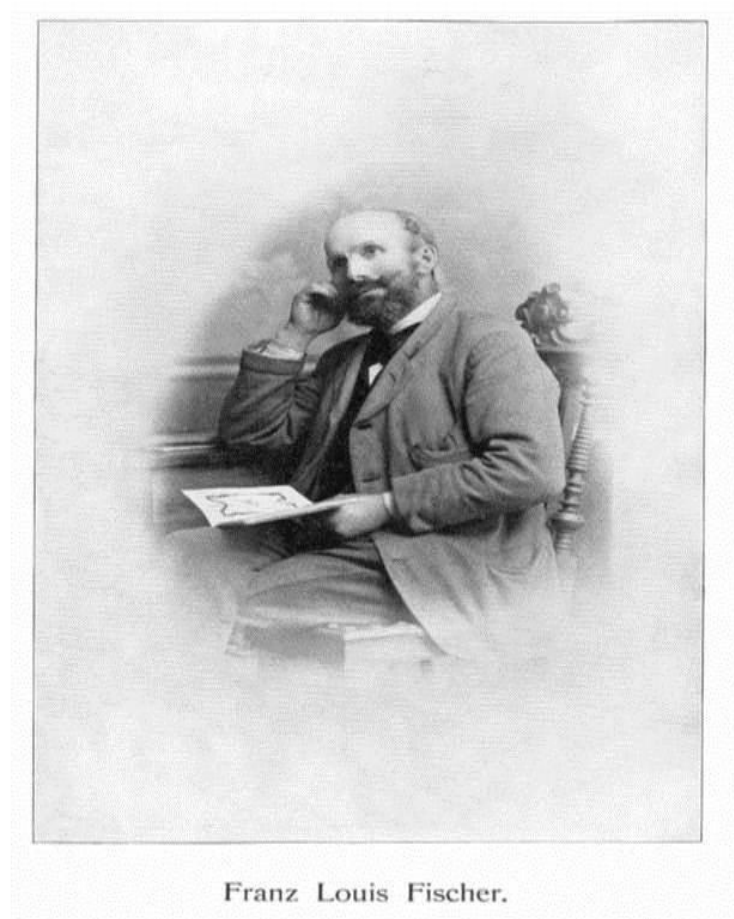
Gleich beim Aufschlagen der *Arbeiterschicksale* fällt dem Leser das Porträt Franz Louis Fischers ins Auge. Nicht nur die Haltung, die er darauf einnimmt – mit einem aufgeschlagenen Buch in der einen, den Kopf in die andere Hand gestützt und nachdenklich in die Ferne blickend –, allein die Tatsache, dass

⁵⁵⁹ Lessing, *Lebensgeschichte*, S. 392.

⁵⁶⁰ Schubring, *Vom Büchertisch*, Sp. 1144.

⁵⁶¹ Schubring, *Vom Büchertisch*, Sp. 1144. Schon 1876 hatte sich Erwin Schlieben in seinem Aufsatz ‚Zur Theorie des Romans‘ generell gegen Tendenzhaftigkeit ausgesprochen: Zum „Vorwurf“ werde „dem Dichter seine Tendenz“, „wenn er, um seine Leser zu gewinnen, [...] die Wirkung der künstlerischen Form mißbraucht hat, um Unwahres als wahr erscheinen zu lassen, um einer ungiltigen oder durch schwache Gründe gestützten Ansicht innerhalb des Volkes Geltung oder einer Partei zu Liebe Verbreitung zu erzwingen“ (Schlieben, *Zur Theorie des Romans*, S. 335f.).

sein Bildnis an prominenter Stelle abgedruckt ist, rückt seine Aufzeichnungen in die Nähe bürgerlicher Autobiographien.⁵⁶²



Genealogie statt Klassenschicksal

Fischer beginnt seine Aufzeichnungen mit einer ausführlichen genealogischen Herleitung. Schon der Titel weist in diese Richtung: Er lautet nicht *Arbeiterschicksal*, sondern im Plural *Arbeiterschicksale*, weil auch die Lebensgänge der Großeltern, Eltern und Geschwister vorgestellt werden, und zwar so detailliert, dass sich der Leser zuweilen fragt, wann und ob der Erzähler

⁵⁶² So finden sich in Alfred Krupps und Carl Vogts Lebensschilderungen die Abbildungen des Verfassers bzw. des Porträtierten vor dem Text. Auch in autobiographischen Schriften bekannterer bürgerlicher Autoren wie Gustav Freytag oder Georg Gottfried Gervinus wird der Leser noch vor dem Titelblatt vom Porträt des Schriftstellers begrüßt (vgl. *G. G. Gervinus Leben. Von ihm selbst. 1860. Mit vier Bildnissen in Stahlstich* [Leipzig: Engelmann, 1893]; Gustav Freytag, ‚Erinnerungen aus meinem Leben‘, *Gesammelte Werke von Gustav Freytag. Erster Band. Mit einem Bildniß Gustav Freytags*, 2. Aufl. [Leipzig: Hirzel, 1893], S. 1-256).

sich irgendwann auch seinem eigenen Lebenslauf widmen wird (dies geschieht schließlich ab Seite 57). Zugleich wird die durch den Titel aufgebaute Erwartungshaltung, er schildere Klassengenossen aus seiner Generation, im weiteren Verlauf nicht erfüllt.

„Der vierte und jüngste Sproß dieser von Schicksalsschlägen heimgesuchten, aber auch durch glückliche Zeiten gegangenen Familie war mein Vater.“ (AS 2) Dieser Satz und der larmoyante Ton ist kennzeichnend für die gesamte Autobiographie, veranschaulicht er doch das Auf und Ab, die Folge von positiven und negativen Ereignissen, die im Ganzen betrachtet dem Leben eine Gleichförmigkeit verleihen. Die verwandtschaftlichen ‚Digressionen‘ erlauben es dem Erzähler, die Leidensgeschichte zu vervielfältigen und seine persönliche Entwicklung davon abzuheben. So liest sich der Werdegang seines Vaters als Verkettung unglücklicher Umstände. Angesichts der steigenden Konkurrenz aus England sieht er sich gezwungen, seine Erzgruben zu verkaufen und fällt dabei auf einen Betrüger herein: „Umsonst hatte er seit seiner Jugend gearbeitet, gedarbt und gespart. Sein einziger Hoffnungsstern ging unter, eine traurige Zukunft lag vor ihm, was sollte er jetzt beginnen.“ (AS 6) Nach dem Verlust des Hauses (AS 7) greift der Vater dann „zu der von so vielen Unglücklichen, die im Sturm des Lebens gesunken sind, benutzten Waffe zum Bekämpfen und Vergessen ihrer trüben Lage, zu dem lebensmordenden Alkohol“ (AS 12). Schließlich beendet er sein Leben selbst (AS 14). Damit handelt es sich also gewissermaßen um eine Abstiegs-genealogie: Fischers Vater, ursprünglich Landbesitzer, kann dem Sohn nichts übergeben. Die Voraussetzungen sind mit denen in der Familie Krupp vergleichbar, wobei die Weiterentwicklung dann aber konträr verläuft.

Auch die jeweilige Entwicklung seiner zahlreichen Geschwister schildert der Erzähler mit einem fatalistischen Unterton, z.B. „schien es, als sei für ihn [seinen fahnenflüchtigen Bruder] kein Glücksstern am Horizont des Lebens erschienen“ (AS 17).⁵⁶³ Die Erzählerhaltung kennzeichnet das Hineinversetzen in die Innenperspektive der Geschwister in Verbindung mit moralisierenden Sentenzen⁵⁶⁴ und Verweise auf Fremdtext. So beschreibt er z.B. die Gefühle seines ältesten Bruders angesichts dessen Inhaftierung wie folgt: „Er nahm es ruhig und willig hin, denn er wußte, daß er es verdient hatte. Auch dieses gehört zur Lehre seines Lebens. Wie schon der Dichter sagt: Wer nicht handelt wie er soll, muß es hernach büßen.“ (AS 22) Außerdem bekräftigt der Erzähler seine Schilderung durch den Verweis auf persönliches Miterleben und Augenzeugenschaft: „Allein diese Trennung, erzählte mir mein Bruder nachmals in Tränen, das sei für ihn die Entscheidung seines Lebens geworden.“ (AS 24) Häufig gestaltet er einen fließenden Übergang zwischen direkter und indirekter, zwischen eigener und Figurenrede,⁵⁶⁵ z.B. gibt er ein Gespräch zwischen sich und seinem Bruder folgendermaßen wieder:

Meine Hauptfragen, welche sich auf seine Existenz bezogen, beantwortete er mir ruhig und sorgenlos. Ich habe immer meine Beschäftigung, vom Frühjahr bis in den Spätherbst, ja sogar manchmal sehr notwendig, und fing mir an zu erzählen: | Aufträge erhalte ich aller Art [...]. (AS 27)

Diese Techniken werden mit dem Ziel der Beglaubigung eingesetzt, um der Forderung nach Echtheit und Unverwechselbarkeit nachzukommen. Zuweilen erinnert der Gestus an Göhre, der es als Beobachter versteht, sich vom Gegenstand des Beobachtens zu distanzieren. So auch Fischer, der

⁵⁶³ Nebenbei führt der Erzähler mit diesem ‚Familiengemälde‘ auch ein weites Spektrum unterschiedlicher Handwerkszweige und Beschäftigungsfelder vor. Seine Brüder arbeiten u.a. im „Kalksteinbruch“ (AS 18), bei der „Infanterie“ (AS 19), in der „Müllerei“ (AS 29), „Bäckerei“ (AS 31) und „Handweberei“ (AS 36) sowie als „Schuhmacher“ (AS 35) und „Bergmann“ (AS 43).

⁵⁶⁴ Als Beispiel sei genannt: „Aber das Glück umringt sich nur mit Uebel.“ (AS 32).

⁵⁶⁵ Weitere Textstellen mit fehlender Kennzeichnung von Figurenrede finden sich z.B. auf den Seiten 84, 92 und 96.

nach den „inneren Gefühlen“ seiner Geschwister „forsch[t]“ (AS 28) und sich im Vergleich mit ihnen, ungeachtet seiner zahlreichen Niederlagen, als ‚Aufsteiger‘ sieht: „Mein fünfter Bruder war kein auf dem Boden des Wissen geweckter Mensch geworden. Obwohl er sehr geistige Anlagen hatte. Dieselben blieben einseitig. Denn sie wurden weder von ihm, noch von einem anderen geweckt oder gepflegt“ (AS 45) – anders als es beim wissbegierigen, nach Höherem strebenden Verfasser geschehen ist, scheinen diese Zeilen zu implizieren.

Verklärte Kindheit

Dadurch dass sich der Erzähler wiederholt in seine Kindheit zurückversetzt und sie für die Gegenwart aktualisiert, verklärt er den vergangenen Lebensabschnitt. Zwar räumt er ein, dass eine Vater-Sohn-Problematik existiert hat: „So war das letzte Kind, und zwar ist das der Verfasser selbst, ganz auf seine Mutter angewiesen, denn der Vater kümmerte sich um nichts mehr.“ (AS 12) Doch in der Rückschau wird dieser Konflikt von ihm apologetisch überdeckt und harmonisiert: Das Verhalten seines Vaters sei „vollständig zu entschuldigen“, da er „um all den Preis seines jahrelangen Schaffens plötzlich betrogen ward“ (AS 13). Obwohl er selbst den Leichnam des Vaters auffindet, wirbt er nachträglich beim Rezipienten um Verständnis: „So wirst wohl auch du, lieber Leser, dir sagen müssen, auch der beste Charakter wird dadurch bis ins Innerste erschüttert“ (AS 13) – eine Haltung, die einer respektvollen Behandlung der Eltern gleichkommt und damit die *Arbeiterschicksale* in die Nähe der Lebensschilderungen Vogts und Beselers rückt. Dieser „idyllisch-

verklärende[] Charakter“ und „versöhnliche[] Ton“ sind auch kennzeichnend für bürgerliche Autobiographien.⁵⁶⁶

Immer wieder vergegenwärtigt sich der Erzähler Episoden aus der Kindheit, die er sich, der materiellen Armut zum Trotz, reich an schönen Bräuchen ausmalt. Dabei dient ihm der Weihnachtstag als exemplarische Folie, auf die er all seine Sehnsüchte projiziert: „Besser als den Reichen die Torte und sonstige Leckereien, schmeckte mir das aus schwarzem Gerstenmehl bereitete Gebäck meiner Mutter.“ (AS 87) Gerade im Kontrast mit den „keuchen[den] Maschinen“ des Fabrikalltags erscheint das genügsame und einfache Weihnachtsfest, stellvertretend für seine gesamte Kindheit, in einem idealisierten Licht. Die Introspektion des Erzählers wird durch einen Ausruf verlebendigt und intensiviert: „Ach, wie glücklich war ich da, als ich noch den Vater und der Mutter alljährlich an diesem Morgen mit freudigem Lächeln in ihr liebes, sorgendes Antlitz schauen konnte.“ (AS 86) Seine Kinderjahre schildert er als *temps perdu*, der er hinterhertrauert. Dem Auszug in die Fremde steht spiegelbildlich die ersehnte Rückkehr in die Heimat entgegen, dem idyllischen Landleben wird die monotone Fabrikarbeit gegenübergestellt (AS 86). Indem er die Umwelt personifiziert, vermittelt er dem Leser seine Gefühle angesichts der allmählichen Annäherung an sein „Heimatdorfe“:

Das Rauschen in den Bäumen kam mir wie ein flüsternder Willkommensgroß alter Bekannten [sic!] vor [...] und vor mir lag es, das Dorf, dessen Bild mir oft vor der Seele gaukelte. Der Kirchturm, in welchem ich früher meine Glöcknerdienste verrichtet hatte, schien mir zuzuwinken. (AS 87)

Angesichts der nur kurzen Auszeit von der Fabrikarbeit erscheinen ihm seine Kindheitserfahrungen noch kostbarer. Denn er weiß, dass er sich auf dem

⁵⁶⁶ Wagner-Egelhaaf nennt diese Eigenschaften in Bezug auf „Wilhelm von Kugelgens (1802-1867) einstmals in jedem bildungsbürgerlichen Bücherschrank zu findenden *Jugenderinnerungen eines alten Mannes*.“ (Wagner-Egelhaaf, *Autobiographie*, S. 181).

gleichen Weg, auf dem er sich seinem Heimatdorf genähert hat, auch wieder von ihm entfernen und in die Stadt zurückkehren wird (AS 110f.). Um persönliche Empfindungen in Worte zu kleiden, bezieht er sich dieses Mal auf ein volkstümliches Trauerlied: „Das schlichte Dichterwort, was ich gelernt hatte, auch das schloß sich meinen Sinnen noch an: | Wenn ich mich nach der Heimat sehn, | Mir dann im Auge die Tränen stehn, | Die Heimat, wie lieb sie war, | Trotz Not in meinen Kinderjahren.“ (AS 118) Die Konstruktion eines Images von Leid und Erdulden, die der Erzähler hier vornimmt, mag dem Theologen Naumann wohl sehr gelegen gekommen sein. Allerdings widerspricht diese Stilisierung des eigenen Lebensweges der im Vorwort behaupteten Neutralität.

„Ohne Fleiß kein Preis“ – Bürgerliche Tugenden

Auffallend stark orientiert sich der Erzähler an den ‚bürgerlichen Tugenden‘, vor allem am Fleiß. Dies ist gerade deshalb bemerkenswert, weil sich der bürgerliche Tugendkatalog in den anderen, von Göhre herausgegebenen Arbeiterautobiographien gar nicht oder nur in sehr geringem Ausmaß niedergeschlagen hat. Dort diente das bürgerliche Lebensmodell eher zur Abgrenzung vom eigenen solitären – im Falle Carl Fischers⁵⁶⁷ – oder kollektiven Standpunkt der Arbeiterklasse wie erstmals bei Bromme⁵⁶⁸ und dann vor allem bei Holec und Rehbein, die sich stärker an marxistischen Grundsätzen orientierten.

Der Erzähler der *Arbeiterschicksale* stellt es so dar, als wären ihm die ‚bürgerlichen Tugenden‘ quasi vererbt worden, denn bereits seinen Großvater

⁵⁶⁷ Münchow zufolge habe Carl Fischer seine *Denkwürdigkeiten und Erinnerungen* „[o]hne andere literarische Vorbilder als die lutherische Bibel“ niedergeschrieben (Münchow, *Frühe deutsche Arbeiterautobiographie*, S. 19).

⁵⁶⁸ Zwar verfolgt Bromme zunächst den Plan, zu studieren und somit einen ‚bürgerlichen‘ Lebensweg einzuschlagen, doch nach dem Scheitern des Vorhabens engagiert er sich in Gewerkschaft und Partei.

schildert er als „fleißige[n], strebsame[n] und ordnungsliebende[n] Mann“ (AS 1). Dieser Linie folgend, wird sein Vater „zur Gottesfurcht, zum Gehorsam, zum Fleiß und zur Arbeit“ erzogen (AS 2). Auch seine Geschwister, auf die der Erzähler intellektuell eher herabblickt, charakterisiert er als Vertreter der ‚bürgerlichen Tugenden‘. So erwarb sich einer der Brüder durch „Fleiß und Gewissenhaftigkeit in seiner Arbeit [...] schon in den ersten Jahren die Gunst und das Vertrauen seiner Vorgesetzten“ (AS 18) und bürdete sich „die Sparsamkeit“ „als Pflicht“ (AS 18) auf. Auch seine anderen Brüder schildert er als „[f]leißig und gehorsam“ (AS 29), als „sehr artig und fleißig“ (AS 31). Während in Lübecks ‚Faden der Ariadne‘ die Generaltugend ‚Pflicht‘ selbst definiert wurde, handelt es sich hier um Sekundärtugenden, die zur praktischen Alltagsbewältigung herangezogen werden, aber keine ethische Dimension aufweisen.

Wie Schiller⁵⁶⁹ und Kant⁵⁷⁰ hat auch Johann Heinrich Campe, Pädagoge der Aufklärung, in seinem *Sittenbüchlein für Kinder aus gesitteten Ständen* die nachfolgende Generation auf die Bereicherung durch Arbeit aufmerksam gemacht. Dabei erklärt er, dass es sowohl „*Hand-Arbeiten*“ als auch „*Kopf-Arbeiten*“ gebe, „welche beyde gleich nützlich“ seien:

Wir müssen etwas mit den Händen arbeiten, oder solche Arbeiten verrichten, wobey der Leib bewegt wird, sonst werden die Speisen, die wir genossen haben, nicht recht verdauet, und daraus entstehen allerley Schwachheiten und Krankheiten. Wir müssen aber auch mit der Seele arbeiten, oder etwas nützlich zu lernen suchen, sonst bleiben

⁵⁶⁹ Schiller bezeichnet in seinem ‚Lied von der Glocke‘ die „Arbeit“ als „des Bürgers Zierde“ und den „Segen“ als der „Mühe Preis“; wo „den König seine Würde“ ehrt, [e]hret uns der Hände Fleiß“. (Friedrich Schiller, ‚Das Lied von der Glocke‘, *Schiller's sämtliche Werke*, Bd. 1, S. 102-106 [S. 105]).

⁵⁷⁰ Kant spricht sich in seinen pädagogischen Schriften dafür aus, „daß Kinder arbeiten lernen“. Denn: „Der Mensch ist das einzige Tier, das arbeiten muß. Durch viele Vorbereitungen muß er erst dahin kommen, daß er etwas zu seinem Unterhalte genießen kann.“ (Immanuel Kant, *Über Pädagogik*, hg. und mit einer Vorrede versehen von D. Friedrich Theodor Rink [Königsberg: Nicolovius, 1803], S. 22).

wir dumm, können zu nichts in der Welt gebraucht werden, und gerathen endlich in Armuth und Verachtung.⁵⁷¹

In den *Arbeiterschicksalen* beansprucht der Erzähler für sich auch beide „Arten von Arbeiten“: Das ‚tägliche Brot‘ verdient er sich durch seiner Hände Fleiß, doch legt er großen Wert darauf, sich auch als regen Geist darzustellen (AS 132). Denn für ihn, der, wie es Naumann im Vorwort formuliert, „kein Schriftsteller von Beruf ist, und keine höhere Schule besucht hat“, sei „es nichts Geringes, so viel aus seinem Dasein schriftlich mitzuteilen“ (AS, Vorwort, 3).

Im gleichen Zeitraum wie Campes *Sittenbüchlein* wird auch das *Handbuch der Moral für den Bürgerstand* des Theologen Carl Friedrich Bahrdt veröffentlicht, der darin grundsätzliche Richtlinien für das bürgerliche Alltagsleben formuliert. In direkter Ansprache rät er dem Leser, für eine gelingende „*Oekonomie des Bürgers*“ „*Pünktlichkeit und Ordnung* in euren häuslichen Geschäften“ walten zu lassen.⁵⁷² Als „zweite häusliche Tugend“ empfiehlt er „*Sparsamkeit* und *Wirtschaftlichkeit*, welche die glückliche Mittelstraße trifft, zwischen *Geiz* und *Verschwendungssucht*“.⁵⁷³ Die wichtigste Quelle des Wohlstands aber sei „*Fleiß und Arbeitsamkeit* überhaupt“, und er begründet dies wie folgt:

Denn das seid ihr nicht blos euch schuldig, daß ihr eure besten Stunden, eure frischesten Kräfte auf Arbeiten verwendet, durch welche ihr euren Antheil zum gemeinen Besten liefert [...], weil ihr dadurch Nahrung und Unterhalt für euch und eure Kinder und die Mittel gewinnet, die ihr zum frohen Genuß des Lebens vernöthen habet; sondern ihr seids auch eurer *Ehre* schuldig, weil ihr die *erwerbende* Volksklasse ausmacht und also

⁵⁷¹ Joachim Heinrich Campe, ‚Erstes Abendgespräch. Von den Pflichten gegen sich selbst‘, J. H. Campe, *Sittenbüchlein für Kinder aus gesitteten Ständen* (Dessau: Crusius, 1777), S. 17f.

⁵⁷² Carl Friedrich Bahrdt, *Handbuch der Moral für den Bürgerstand* (Tübingen: Balz und Schramm, 1789), zitiert nach: *Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit. Texte und Dokumente zur Entstehung der „bürgerlichen Tugenden“*, hg. von Paul Münch (München: dtv, 1984), S. 273-278 (S. 273).

⁵⁷³ Bahrdt, *Handbuch der Moral*, S. 274.

gerade die schlechtesten Glieder der Nation sein würdet, wenn ihr nicht die fleissigsten sein wolltet [...].⁵⁷⁴

Hier zeigt sich der Zusammenhang von ‚bürgerlichen‘ und ‚ökonomischen‘ Tugenden, die der pragmatischen Problemlösung im Leben einer Familie dienen. Sie sind in erster Linie auf die erfolgreiche Haushaltsgründung und -sicherung ausgerichtet. Der Erzähler der *Arbeiterschicksale* nimmt seinen wechselhaften Familienalltag zum Anlass, die seiner Ansicht nach vorbildlichen Eigenschaften derselben hervorzuheben:

Hier nun wurde unser Leben ein Auf und Nieder, ein Lachen und Weinen, ein Seligsein und ein Verzweifeln. Doch zeigte sich auch hier wieder der Morgenstern über unser Haus. Wir konnten wieder alle gemeinsam tätig sein, und schafften fleißig wie die Bienen, für unser Alltagsleben. (AS 138)

Pierer's Universal-Lexikon von 1889 versteht ‚bürgerliche Tugenden‘ vor allem als von der Ethik geprägte idealistische Pflichten, als „die ersten u. nothwendigsten Eigenschaften eines guten Staatsbürgers“, die in ihrer Gesamtheit den „wahren Bürgersinn“ bilden. Dazu werden „Gehorsam u. Treue gegen die höchste Staatsgewalt, Achtung vor dem Gesetze“ sowie „Theilnahme an der Förderung des öffentlichen Wohls, Aufopferung des eigenen Interesses zum Heile des Gemeinwesens“ und „wahres Ehrgefühl“ gezählt.⁵⁷⁵ Die Episoden aus der Militärzeit des Erzählers veranschaulichen einen Teil dieses Tugendkatalogs. Während Schultz in seinen *Erinnerungen* eine bissige Parodie der Armee liefert, spricht aus Fischers Darstellung das Streben um Bestätigung *qua* Anpassung. Von sich überzeugt konstatiert er: „Die Zeit meiner Ausbildung wurde mir leicht“, „nicht nur theoretisch, nein, auch praktisch hatte ich mir die

⁵⁷⁴ Bahrdt, *Handbuch der Moral*, S. 278.

⁵⁷⁵ ‚Bürgerliche Tugenden‘, *Pierer's Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe*, Bd. 3, 4. Aufl. (Pierer: Altenburg, 1857), 474.

Zufriedenheit meiner Vorgesetzten erworben.“ (AS 115) Indem er seinen Lerneifer hervorhebt, stilisiert er sich als Ausnahme von der Regel:

Alle Tage dasselbe wie im Vorjahr, das erweckte in manchem eine Interesselosigkeit; doch bei mir war es das Gegenteil: Das alte Mahnwort von meiner verstorbenen Mutter hatte sich tief in der Schwellenlage meines Gehirns eingeprägt: „Der Mensch muß lernen bis an sein Ende, niemals lernt er zuviel [...].“ (AS 121)

Er ordnet sich den vorgegebenen Strukturen ‚gehorsam und treu‘ unter und ‚achtet die Gesetze‘. Dieser Wille zur Anpassung wird belohnt: Er erhält „das Anerbieten einer Dienerstelle von seiten eines Oberleutnants“ (AS 121). In dieser Position kann er „Fleiß“, „Opferwilligkeit“ und „Intelligenz“ unter Beweis stellen und kommentiert rückblickend: „Das zweite Dienstjahr war bis am heutigen Tage das schönste meines Lebens.“ (AS 121) Konstitutiv für sein Emporkommen-Wollen ist folgender Satz: „Diese hohe Anerkennung reizte mich immer mehr zu meiner Pflicht und beinahe zu einem gewissen Stolz trieben mich meine Neider.“ (AS 125) Diese Aussage belegt das Bemühen des Erzählers um Abgrenzung von seinesgleichen und um den Anschluss ‚nach oben‘.

Kopierter ‚Bildungsroman‘

Ganz offensichtlich beansprucht der Erzähler für seine Autobiographie, eine Bildungsgeschichte zu sein. Dass Bildung für ihn Selbstzweck, und nicht Mittel zum Zweck ist wie bei Schultz, belegen die zahlreichen Zitate und Anspielungshorizonte. Doch anders als intendiert, ergibt dieser ‚narrative Flickenteppich‘ keine Ganzheit, sondern der Text zerfällt in Dissonanzen, in eine Vielzahl unterschiedlicher, ‚geborgter‘ Stimmen. Dem Erzähler gelingt es nicht, eine eigene Stimme zu finden, vielmehr verschanzt er sich hinter Zitate, die ihm als Ersatz für eigene Rede dienen:

Ich sah ihn [den Bruder] immer mit Wehmut an und tröstete mich mit dem Dichter Heine, der sagte: „Am Ende kommt es auf eins heraus, wie wir die große Reise gemacht haben, ob zu Fuß, oder zu Pferde, oder zu Schiff. Wir gelangen am Ende alle in dieselbe Herberge, wo man die Tür mit einer Schaufel aufmacht, wo die Stube klein, und dunkel ist, wo man aber gut schläft, fast zu gut.“ (AS 28)⁵⁷⁶

In gewissem Sinne gesteht er es sogar ein, dass ihm die eigenen Worte fehlen: „Ich enthalte mich hier eines Urteils und sage wie jener Dichter“, nämlich mit einem Lehrgedicht Christoph August Tiedges: „Fiel ein Mensch im Drange | Zwischen Reiz und Pflicht, | Mensch, verdamme nicht! | Weißt du, welchem Zwange, | Welchem Unglückstag | Solch ein Mensch erlag?“ (AS 28) Die Zitate weisen eine gewisse Sentenzhaftigkeit auf, die auf ‚höhere‘ philosophische Aspirationen schließen lässt. Zwar sollen sie das Bildungsniveau des Erzählers belegen, doch durch ihren Gebrauch tritt gerade in persönlichen Situationen wie dem Gespräch zwischen Brüdern „das Bemühen um Selbststilisierung“ an die Stelle „des Strebens nach größtmöglicher Authentizität“ (MV 160f.).⁵⁷⁷ Somit inszeniert sich Fischer als ‚Bildungsbürger‘, wo Hirsch noch von aneinandergereihten Geschehnissen berichtet und Schultz eine klassenbewusste Rollenexistenz geführt hat.

Literatur erfüllt für Fischer eine katalytische Funktion; sie ist wegweisend, inspirierend, aufrüttelnd: „Nun las ich zur Zeit in einem Buche: Der Mensch soll an die Vergangenheit sinnen, in der Gegenwart leben und die Zukunft bedenken. Dieser Satz erweckte mich für meine Zukunft.“ (AS 71) In seinen Erinnerungen übernimmt er literarische Strukturen wie das Reisemotiv, das auf die bildungsbürgerliche Folie der ‚Lehr- und Wanderjahre‘ verweist. Seinen

⁵⁷⁶ Vgl. Heinrich Heine, ‚Ludwig Börne. Eine Denkschrift‘, DHA, Bd. 11 (1978), S. 9-132 (S. 118).

⁵⁷⁷ Vogtmeier bemerkt, dass „das Zitieren von Dokumenten“ bei Carl Fischer „der Steigerung der Authentizität“ diene, wohingegen „die eingefügten Lyrikzitate aus den Werken Rückerts, Wielands u.a. in der Autobiographie Franz L. Fischers die eigene (bürgerliche) Bildung zur Schau stellen“ sollten (MV 161).

Auszug aus der Heimat gestaltet er sentimental und pathetisch, indem er nicht Goethe, sondern einen anderen Weimaraner Klassiker zitiert:

Noch einmal richtete ich meinen Blick nach dem Dorfe und seiner Umgebung. | Ach! dachte ich so für mich hin und dachte an die Worte des Dichters Ch. M. Wieland. | „Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen; | Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand. | Sei immerhin unscheinbar, unbekannt; | Mein Herz bleibt doch vor allem dir gewogen, | Fühlt überall zu dir sich hingezogen, | Fühlt selbst im Paradies sich doch aus dir verbannt.“ (AS 71)⁵⁷⁸

Diese Heimatverbundenheit wird ergänzt um den Aspekt des Bildungsbedürfnisses. Der Erzähler betont, dass die kurze Schulzeit seinen Wissensdurst nicht stillen konnte und er sich daher selbst weiterbildet. Seine Beschäftigung „als Schafjunge auf dem Rittergute“ erlaubt es ihm, „zu lesen, denken und Beobachtungen zu machen“: „Alles besah ich mir genau [...]; kurz alles, was ich noch nicht gesehen und gewußt habe, erweckte in mir eine Anregung zum Wissen.“ (AS 70) Er stilisiert sich als außergewöhnlichen ‚Sonderling‘, der „nicht, wie andere Jünglinge von [s]einem Stand, das Tanzvergnügen“ liebte, sondern die „freien Stunden zum Studium in der Natur“ nutzte. Seine anschließende Selbstdarstellung als empfindsamer Heranwachsender, dessen „Ohr“ der „ganz besondere[n] gewaltige[n] Sprache“ der Natur „zu lauschen versteht“ (AS 73), lässt den Leser an Goethes *Werther* denken. Wie sich Fischer „aus der wirbelnden Großstadt an den stillen Ort rettet“, wo er „aus dem rasenden Uhrtempo eines Kulturjahrhunderts in die feierliche Melodie der Jahrhunderttausende“ kommt (AS 73), erinnert an *Werther*, der bemerkte: „Die Stadt selbst ist unangenehm, dagegen rings umher

⁵⁷⁸ Christoph Martin Wieland, ‚Oberon, *Ein romantisches Heldengedicht in zwölf Gesängen*‘, Vierter Gesang, Vers 22, Christoph Martin Wieland, *Werke*, hg. von Fritz Martini und Hans Werner Seiffert, Bd. 5, bearb. von Hans Werner Seiffert (München: Hanser, 1968), S. 162-381 (S. 216).

eine unaussprechliche Schönheit der Natur.“⁵⁷⁹ Somit werden die technischen Errungenschaften der Industrialisierung gegenüber der natürlichen Schöpfung abgewertet. Ähnlich wie Werther seine pantheistische Weltanschauung beschrieb,⁵⁸⁰ verspürt auch Fischer eine „innere Bewegung“, die ihm „von dem großen Weltengeist, der Natur, als Gnadengeschenk zugeteilt worden“ war. Hier artikuliert sich das Gefühl des Aufgehobenseins in der Welt und in existenziellen Zusammenhängen, das eine Versöhnlichkeit des Tons zur Folge hat. Die Art und Weise wiederum, wie der Erzähler seine Wissbegierde erklärt, orientiert sich am Schönheitsideal Winckelmanns, das dieser in seinen *Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst* entwickelt.⁵⁸¹ Bei Fischer klingt es wie folgt: „Denn mein Inneres wollte viel profitieren, und dieses hatte mir ein Gefühl für Maß und Form und zugleich eine glückliche Harmonie gegeben“ (AS 73). Winckelmann nennt in seiner Studie „ein reicheres Maß“ (GNgrW 11), „ein sinnlicheres Maß“ (GNgrW 26), „wahre Maße“ (GNgrW 28) sowie das „Augenmaß“ als „Regel“ (GNgrW 30); er führt die „edle Form“ (GNgrW 3), „erhabene[] Formen“ (GNgrW 12), die „richtige Form“ (GNgrW 28) und die „schöne Form“ an (GNgrW 29), und spricht von der „Harmonie des Ganzen“ (GNgrW 17). Winckelmanns Schlussfolgerung lautet: „der einzige Weg für uns, groß, ja wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten“ (GNgrW 2). Ob, nach diesen Maßstäben beurteilt, auch die *Arbeiterschicksale* in ihrer Epigonalität ‚Unnachahmlichkeit‘ erreichen, darf angezweifelt werden.

⁵⁷⁹ [Johann Wolfgang von Goethe], *Die Leiden des jungen Werthers. Erster Theil. Zweyte ächte Auflage* (Leipzig: Weigand, 1775), am 4. May, S. 7.

⁵⁸⁰ „Wenn das liebe Thal um mich dampft [...]. Wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten, all der Würmgen, der Mükgen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, [...] das Wehen des Allliebenden [...]; dann sehn ich mich oft und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken“. (Goethe, *Die Leiden des jungen Werthers*, am 10. May, S. 9).

⁵⁸¹ Johann Joachim Winckelmann, ‚Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst‘, *Winckelmanns Werke in einem Band*, ausgew. und eingel. von Helmut Holtzhauer (Berlin: Aufbau, 1969), S. 1-38. In der Folge zitiert mit der Sigle ‚GNgrW‘.

Die ‚bürgerlichen‘ Aspirationen des Erzählers in Hinblick auf Familiengeschichte, Kindheitsidylle, Tugendkatalog und Bildungsgang werden durch die Erzählweise *ad absurdum* geführt. Die zahlreichen elliptischen Sätze und Interjektionen, die wohl eine eindringliche Wirkung erzielen sollen, bringen lediglich einen abgehackten Rhythmus hervor.⁵⁸² Grammatikalisch falsche Konstruktionen stehen in krassem Widerspruch zu dem so häufig betonten Bildungsniveau des Erzählers, so wenn er erklärt: „Schaffen und wiederum Schaffen, das mußte der Bergarbeiter täglich hören; das war den Unterbeamten ihre Hauptaufgabe“ (AS 102), oder wenn er über das ihm zugeteilte Pferd beim Militär spricht: „Nichtsdestoweniger tat es schmeißen, noch ließ es sich gerne satteln und aufzäumen.“ (AS 122) Vor allem eine hartnäckige Wiederholung brennt sich dem Leser ein: das ewige „Aber leider“, mit dem der Erzähler sich über die Ungerechtigkeit der Welt beklagt: „Aber leider. Sie zeigten keine Neigung“ (AS 24); „Aber leider, schon nach vierzehn Tagen wurde seine Hoffnung durchkreuzt“ (AS 31); „Aber leider nur noch ein Jahr bezog er die Rente.“ (AS 45); „Aber leider, auch heute war wiederum sein Plan gescheitert“ (AS 97), „aber leider, er lief seinem Tod in die Hände“ (AS 101). Auch Wiederaufnahmen, die dem Erzählten Nachdruck verleihen sollen, bewirken eher, dass der Leser angesichts des immer Gleichen abstumpft: „Seine väterliche Sorge wurde immer größer“ – „Seine Sorge war groß, – ja sehr groß.“ (AS 33) Redundante Bemerkungen, z.B. wenn der Erzähler auf der gleichen Seite zwei Mal erklärt: „das Stücklohn (Geding)“, das „Geding (oder Stücklohn genannt)“ (AS 96), lassen auf eine nicht sehr sorgfältige Niederschrift bzw. auf fehlende Herausgebereingriffe schließen. Dass er in seiner Darstellung sehr

⁵⁸² „Was nun anfangen?“ (AS 19); „Aber welche Enttäuschung!“ (AS 23); „Was nun?“ (AS 24); „Eine Arbeit unter der Erde!“ (AS 80); „Ein Arbeiten unter der Erde!“ (AS 81).

langatmig vorgeht, gesteht der Erzähler in gewissem Sinne selbst zu, indem er mehrfach abschließend ein „Kurz gesagt“ einfügt (AS 35).

Die *Arbeiterschicksale* bilden folglich ein Amalgam aus Sprichwörtern volkstümlichen Charakters – „Verliere dich selbst nicht, dann bleibst du bei jedem Verlust reich genug“ (AS 126), literarischen Zitaten, die nahezu vollzählig einem ‚bildungsbürgerlichen‘ Katalog entnommen sind, biblischen Metaphern und moralisierenden Kommentaren. Inspiration und Zuspruch für diese ‚Selbstbedienung‘ mag der Erzähler in Georg Büchmanns *Citatenschatz* gefunden haben, denn im Vorwort der *Geflügelten Worte* teilt der Verfasser dem Publikum mit, „daß sein Buch für jeden Leser paßt, der nicht ganz unbegründete Ansprüche auf Bildung zu machen sich für berechtigt halten darf“.⁵⁸³ Im Vorwort differenziert Büchmann gezielt zwischen der umfassenden ‚hohen‘ Bildung und den „Halb- und Viertelgebildeten“, die vornehmlich „Citate“ verwenden, „zu deren Bewältigung ein selbständiges Denken kaum erforderlich“ sei. Die im Citatenschatz versammelten ‚geflügelten Worte‘ hätten also „eine gewisse Rangverschiedenheit; an den flachsten, allgemeinverständlichsten“ nehme „auch noch der gebildete Pöbel Theil, den man allenthalben, unten, oben und in der Mitte zu suchen“ habe.⁵⁸⁴ Somit veranschaulichen die *Geflügelten Worte* als „Machtinstrument für Bildungsphilister“⁵⁸⁵ und „Kollektivsymbol“ für „jenen ‚Bildungsbesitz‘, den man getrost nach Hause tragen kann“,⁵⁸⁶ den bürgerlichen Bildungsbegriff in der

⁵⁸³ Büchmann, *Geflügelte Worte*, S. 2. Allerdings hat Fischer wohl die ‚Gebrauchsanweisung‘ Büchmanns überlesen: „wenn knapp und mit Geist angewendet, Zierden der Rede, Lächerlichkeiten im Munde dessen, der davon übermäßigen Gebrauch macht“ (Büchmann, *Geflügelte Worte*, S. 3).

⁵⁸⁴ Büchmann, *Geflügelte Worte*, S. 4.

⁵⁸⁵ Günter Hess, *Panorama und Denkmal. Studien zum Bildgedächtnis des 19. Jahrhunderts* (Würzburg: Königshausen & Neumann, 2011), S. 382.

⁵⁸⁶ Hess, *Panorama und Denkmal*, S. 390. Detailliert zeichnet Hess die Bedeutungskurve des *Citatenschatzes* nach, der als „deutsches Phänomen“ in der „Bildungseuphorie des Bürgertums Mitte des 19. Jahrhunderts“ entstand, um „die nationale Einheit im poetischen Gedächtnis der Deutschen als des Volkes der Dichter und Denker“ zu verorten. Zählte er in der Mitte des 19.

zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Darüber hinaus führen sie die Gerinnung des Bildungsideals in ein Repertoire wohlfeiler Sentenzen vor Augen.

Andere Autoren des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts sind mit dem Material aus Büchmanns Zitaten-Fundgrube produktiv umgegangen. So diskutiert Günter Hess das „Raffinement“ Fontanes bei der Verwendung ‚geflügelter Worte‘ in *Frau Jenny Treibel*, die „satirische Destruktion von politischer Phrase und falschem Klassikerzitat“ bei Karl Krauss sowie „*Büchmann im Zauberberg*“ Thomas Manns.⁵⁸⁷ Und Erich Meuthen hat herausgearbeitet, dass in Fontanes *Stechlin* „die Beteiligten den rhetorischen Schein, dem sie aufsitzen“, durchschauen:

Hochgradig sensibel für den hohlen oder abgeschmackten Ausdruck, suchen Fontanes Figuren nach dem ‚treffenden‘ oder gar ‚wahren‘ Wort. Aber sie finden es nicht, und so greifen sie zurück auf das Konventionellste: auf die sprichwörtliche Wendung und das für Konversationszwecke gesammelte ‚geflügelte Wort‘ und versehen es mit ironischen Indizes.⁵⁸⁸

Diesem Vergleich kann Fischer wohl nicht standhalten, denn schließlich drücken sich seine Bildungsaspirationen in einem unreflektierten, von Büchmann selbst diskreditierten Gebrauch der Zitate aus.

„Alles ist eitel“

Weiterhin ist auffällig, dass der „Tod als Motiv und Strukturbedingung des Lebensberichts“ fungiert.⁵⁸⁹ Obwohl der Vater Selbstmord begeht und vom Erzähler aufgefunden wird, so ist es doch der Tod der Mutter, der ihn

und noch Anfang des 20. Jahrhunderts „zu den notwendigen Handbüchern im bürgerlichen Bildungsmobiliar“, so beginnt im Vorfeld des Ersten Weltkriegs seine „Phase des Tiefflugs politischer Propaganda und ihrer Schlagworte“. (Hess, *Panorama und Denkmal*, S. 384f., 386, 399).

⁵⁸⁷ Hess, *Panorama und Denkmal*, S. 390, 392, 397.

⁵⁸⁸ Erich Meuthen, ‚Poesie des Neben-Sächlichen. Über Fontanes *Stechlin* und die Kunst der Rede‘, *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 38 (1994), 147-170 (S. 163).

⁵⁸⁹ Wagner-Egelhaaf, *Autobiographie*, S. 186.

besonders bewegt: „Alles, was geworden ist, vergeht und was wächst altert, dachte ich am Grabe meiner Mutter.“ (AS 117) Der Erzähler verdeckt echte Gefühle folglich unter Sentenzen und zieht Trost aus Schablonen. In diesem Zusammenhang wird wiederholt vom Vergänglichkeitsstos Gebrauch gemacht. Der *memento mori*-Gedanke zieht sich durch die gesamte Lebensschilderung und kleidet sich mal in eine buchstäblich blumige Ausdrucksweise – „Wie eine Vision flog mein vergangenes Leben in mir vorüber. Das Menschenleben ist ein kurzes Blühen und ein langes Welken.“ (AS 34) –, mal in biblische Sprachmuster, so wenn der Erzähler sich der Schifffahrtsmetaphorik bedient:⁵⁹⁰

Doch unser Leben ist ein ewiges Meer! Eine Welle verdrängt die andere; und wie sie auch glitzert in der Sonne, wie sie stolz rauscht und schäumt und lustig an den Uferwellen hinaufschlägt oder auch donnernd und Verderben um sich verbreitend den Ozean durchrollt. Und ein Tag im Leben ist wie eine Welle im Meer [...] – ein endloser Wechsel. Und wir Menschen schwimmen auf diesem Meer, so hilflos wie die Mücke an einem Sommerabend, die der nächste Tag nicht mehr sieht. – Ein Augenblicksgeschlecht! (AS 74)

⁵⁹⁰ Dazu hat Hegel in seinen *Vorlesungen zur Philosophie der Geschichte* ausgeführt, dass das Meer „uns die Vorstellung des Unbestimmten, Unbeschränkten und Unendlichen [gibt]“: „Diese unendliche Fläche [...] sieht unendlich unschuldig, nachgebend, freundlich und anschmiegend aus; und gerade diese Nachgiebigkeit ist es, die das Meer in das gefährvollste und gewaltigste Element verkehrt.“ (Hegel, ‚Einleitung. Die alte Welt‘, *Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, hg. von Dr. Eduard Gans, 3. Aufl. besorgt von Dr. Karl Hegel [Berlin: Duncker & Humblot, 1848], S. 111f.). Christoph Hönig belegt, in welchem Ausmaß maritim-nautische Metaphern Aufnahme in alltägliche Redewendungen (der Gegenwart) gefunden haben (vgl. Christoph Hönig, *Die Lebensfahrt auf dem Meer der Welt: der Topos; Texte und Interpretationen* [Würzburg: Königshausen & Neumann, 2000], S. 34ff.). Neben dieser klischeehaften Verwendung macht Michael Makropoulos auch noch darauf aufmerksam, dass die Seefahrt-Metapher zwei Bedeutungen zugleich habe: zum einen sei sie eine „aktive Bewegungsmetapher, die das Unternehmerische des menschlichen Handelns bedeutet“, zum anderen handle es sich um den „Prototyp einer passiven Bewegungsmetapher, die das Schicksalhafte, letztlich Unbestimmte des menschlichen Lebens bedeutet“. Damit stelle sie „die eigentliche Metapher der Kontingenz“ dar, verstanden in ihrer modernen Ausprägung als „jene spezifische zweiseitige Unbestimmtheit, in der etwas weder notwendig noch unmöglich, sondern auch anders möglich ist“, die „nicht nur das menschliche Handeln“ erfasst, sondern auch „die Wirklichkeit, in der sich dieses Handeln realisiert“. (Michael Makropoulos, ‚Meer‘, *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*, hg. von Ralf Konersmann [Darmstadt: Wiss. Buchges., 2007], 236-248 [S. 239f.]).

Der Vanitas-Auffassung des Erzählers fehlt allerdings der *carpe diem*-Aspekt als Ausgleich zum *memento mori*; vielmehr lassen sich fatalistische Sentenzen wie die folgende zuhauf nachweisen: „Doch das Unglück sucht den Menschen auf.“ (AS 74) Hier artikuliert sich also erneut die Einstellung des Sich-Fügens, des Sich-den-Verhältnissen-Anpassens. Selbstverständlich greift der Erzähler auch in Hinblick auf diesen Themenkomplex auf Zitate zurück, z.B. wenn er die Vergänglichkeit mit einem Aphorismus Jean Pauls beschreibt: „Alles das ist vorüber, vergangen für immer, dachte ich mir. Ich fühlte so recht deutlich, wie der Dichter Jean Paul einst schrieb, die Erinnerung ist der Nachsommer der menschlichen Freuden.“ (AS 86) An dieser Stelle leitet der Erzähler gewissermaßen eine Auto-Poesie ein: Er schreibt seine eigene Lebensgeschichte nieder und reflektiert über das Verhältnis von Erinnerung und Realität.

Arbeiterexistenz

Es soll nicht der falsche Eindruck entstehen, der Erzähler widme sich ausschließlich diesen an ‚bürgerlichen‘ Autobiographien orientierten Motiven. Daneben beschreibt er auch ausführlich sein unbeständiges Berufsleben. Zunächst arbeitet er in einer Textilfabrik und erläutert dem Leser einzelne Arbeitsschritte (AS 72). Aus materialistischen Gründen, weil der Lohn „nicht in gleicher Höhe mit der Anforderung des Unterhalts“ steigt, legt er „die Fabrikarbeit für immer nieder“ und wechselt zur Eisenbahn, wo er „als Wagenputzer“ beschäftigt wird: „Hier gefiel es mir sehr gut. Gesunde Luft, erhöhter Lohn, alles nach meinem Wunsch.“ (AS 73) Ein Missverständnis zwischen ihm und den Vorgesetzten führt zur Arbeitsniederlegung und er findet Anstellung im „Betrieb eines großen Hüttenwerkes“, in der „Abteilung des

Walzwerkes“ (AS 77). Schließlich entscheidet er sich, wiederum aufgrund finanzieller Überlegungen, für den „Kohlenbergbau“: „Auch ich wurde verlockt von dem Hören und Sehen der Löhne. Es muß das wahr sein, dachte ich bei mir, denn den Bergarbeiter hörte man zur Zeit nicht klagen.“ (AS 79) Dass sein Arbeitsleben einem einheitlichen Lebensentwurf zuwiderläuft, spricht der Erzähler selbst aus: „Nun begann gleichsam wieder ein neues Leben.“ (AS 80) Auch er schlüpft in unterschiedliche Rollen und gefällt sich im Vergleich mit dem Militär: „Unterdessen stand ich in meiner neuen Uniform [...] wie ein Rekrut, betrachtete ich mich von Kopf bis Fuße“ (AS 80).

Zu Beginn seiner Erwerbstätigkeit kontrastiert er idyllisches Landleben mit industrieller Stadt, und zugleich traditionelle Hand- mit moderner Fabrikarbeit: „doch wußte ich wohl, daß ich den Tannenwald und die grünen Auen, wo ich die Schafe einst weidete, vertauschen mußte mit dem Räderwerk der Fabrik [...]. Aber alles half nichts. – Die Nährfrage ist die erste Bedingung für den Lohnarbeiter“ (AS 71). Dieses existenzielle Fazit rückt die *Arbeiterschicksale* für einen kurzen Augenblick in die Nähe der ‚Arbeiter-Biographie‘ von Hirsch, die beständig um eben jene „Nährfrage“ kreist. Wie der Erzähler die Fabrikarbeit beschreibt, erinnert wiederum an Göhres Anpassungsversuche: „Aengstlich sah ich mich um: das Getöse des Räderwerks, die schmalen Gänge durch die Maschinen, der Staub von der Wolle und die Wärme. Alles dieses machte auf mich einen unerträglichen Eindruck.“ (AS 72) Auch Fachbegriffe markiert er wie der ‚Undercover‘-Pastor entweder mit Anführungszeichen⁵⁹¹ oder übersetzt sie in Klammern⁵⁹² – ein ethnographisches Verfahren, das auch in Sitten- und Kulturbildern Anwendung findet. Auch dass die körperlich anstrengende und

⁵⁹¹ „Mit Bewunderung sah ich hier, daß der Förderkorb oder ‚Gerüst‘ genannt nur Wasser anstatt Kohlen zu Tage förderte“ (AS 79).

⁵⁹² „Sofort wurde durch einen unterirdischen Gang (Querschlag genannt), eine Verbindung hergestellt, und sämtliche noch vorhandenen Kohlen (Kohlenflöte) wurden auf ihren Schacht zu Tage gefördert.“ (AS 81).

monotone Arbeit die Reflexion unterbindet, konnte man bereits bei Göhre – und wird man später bei Wallraff – lesen: „immer mehr vergaß ich die Vergangenheit; denn die Zeit zum Nachdenken war bemessen. Von früh 6 bis abends 7 Uhr, unter dem Getöse des Räderwerks, gab es keine Zeit weiter, als nur für die Arbeit“ (AS 72). Eine Einsicht allerdings drängt sich dem Erzähler unweigerlich auf: „wie schwer der Kampf ums Dasein eines Arbeiters ist“ (AS 73). Dass ihm letztlich doch ausreichend Zeit zur Selbstreflexion bleibt, belegt die Feststellung, die Arbeit als Bergmann habe ihn in kurzer Zeit so „verändert, wie man sich über Tage nur in Jahren verändert“ (AS 82). Durch „das öde Alltagsleben, das in seiner eintönigen Weise den Menschen immer mehr abstumpft und für höhere und erhabene Ziele gleichgiltig macht“ (AS 88), sei seine „zu Idealen neigende Gesinnungsart [...] schon etwas gewichen“ (AS 82). Hier drückt sich die Einsicht aus, dass harte Lohnarbeit der bürgerlich verstandenen Menschwerdung, nämlich dem Schönen und Guten zuzustreben, hinderlich ist. Hinsichtlich dieser Position unterscheiden sich die *Arbeiterschicksale* deutlich von den Lebensschilderungen Hirschs und Schultz’.

Die im Vorwort behauptete Tendenzlosigkeit des Erzählers mag in Bezug auf seine politische Gesinnung zutreffen; doch in anderer Hinsicht wird sie widerlegt: Mit seiner atheistischen Einstellung, weit verbreitet unter Arbeitern in der Zeit,⁵⁹³ bezieht er eine eindeutige Position. Weihnachten in der Fabrik, der „Geburtstag zur Erinnerung an den großen Religionsstifter“, gestaltet sich für ihn „als junger Atheist“ „fast unerträglich“: „Die Wogen des gesellschaftlichen

⁵⁹³ Engels stellte schon 1874 im *Volksstaat* fest: „Atheist zu sein, ist heutzutage glücklicherweise keine Kunst mehr. Der Atheismus ist so ziemlich selbstverständlich bei den europäischen Arbeiterparteien [...]. Von den deutschen sozialdemokratischen Arbeitern kann man sogar sagen, daß der Atheismus bei ihnen sich schon überlebt hat; dies rein negative Wort hat auf sie keine Anwendung mehr [...]; sie sind *mit Gott einfach fertig*, sie leben und denken in der wirklichen Welt und sind daher Materialisten.“ (Friedrich Engels, ‚Flüchtlingsliteratur, II. Programm der blanquistischen Kommuneflüchtlinge‘ [*Volksstaat*, Nr. 73, 26. Juni 1874], MEW, Bd. 18 (1962), S. 519-567 (S. 531f.).

Lebens hatten die Saatkörnlein der Religion schon von mir hinweggespült.“
(AS 84)⁵⁹⁴

Wie schon während seines Militärdienstes, so ist der Erzähler auch in seinem Berufsleben um Anerkennung bemüht. In Bezug auf seine Arbeit unter Tage manifestiert sich die Orientierung an der ‚bürgerlichen Tugend‘ ‚Achtung vor dem Gesetze‘⁵⁹⁵ wie folgt: „Soviel mir möglich war, hatte ich das Bestreben, jahraus, jahrein den Berggesetzen gerecht zu werden.“ (AS 92) Dadurch dass er die Regeln kennt und befolgt, charakterisiert er sich selbst als gewissenhaftes und aufrechtes Mitglied der Gesellschaft. Er durchschaut die zum Machtmissbrauch einladende Betriebshierarchie und setzt sich gegen diese „sehr oft unberechtigten Anrempelungen“ durch die „Einsichtnahme der Arbeiterordnung“ zur Wehr (AS 88f.). Sein Engagement für ‚Recht und Ordnung‘ stimmt auf den ersten Blick nicht mit der postulierten Tendenzlosigkeit überein. So kämpft er für bessere Arbeitsbedingungen und nimmt in Kauf, dass er sich damit bei der Leitung unbeliebt macht (AS 91). Mehrfach betont er, dass sich „die Spannungen“ zwischen ihm und „der Werksverwaltung immer mehr“ verstärkten (AS 94). Auch die ‚bürgerlichen Tugenden‘ ‚Theilnahme an der Förderung des öffentlichen Wohls“ sowie „Aufopferung des eigenen Interesses zum Heile des Gemeinwesens“⁵⁹⁶ befolgt Fischer. Als offiziellen und wohlverdienten Beleg für sein „fortgesetztes uneigennütziges Eintreten für die Arbeiterschaft den Betriebsbeamten gegenüber“ wertet der Erzähler seine Wahl

⁵⁹⁴ Auf den Erzähler trifft allerdings auch nicht zu, was Richard Bahr 1911 konstatiert, nämlich dass den Arbeitern der „Sozialismus [...] zum ‚Glauben‘ geworden“ sei. „An dem halten sie um so fester, je mehr sie von den anderen Bekenntnissen sich abwandten. Daneben verheißt die Sozialdemokratie ihrem kleinen alltäglichen Ehrgeiz Befriedigung. Sie hat so viele Ämter zu vergeben und verhilft dem Arbeiter zu Ansehen in seinem kleinen Kreise. Der lernt so als Kassenwart [wie Hirsch], Vorstandsmitglied, selbst als Flugblattverteiler [Parallele zu Schultz] erkennen, daß er nicht etwas unendlich Gleichgültiges, jede Stunde zu Ersetzendes in dem Räderwerk der modernen Wirtschaft ist; daß er auch als Person und Individuum etwas bedeute.“ (Bahr, *Aus der Tiefe*, S. 544).

⁵⁹⁵ ‚Bürgerliche Tugenden‘, *Pierer's Konversations-Lexikon*, 474.

⁵⁹⁶ ‚Bürgerliche Tugenden‘, *Pierer's Konversations-Lexikon*, 474.

in den „Knappschaftsvorstand“ (AS 94). Dies alles scheint Vogtmeiers Einschätzung, Fischer schreibe „weder für seine Klassengenossen, die er ja auch selbst nicht mehr als solche betrachtet, noch stellvertretend für sie“ (MV 161), zu widersprechen. Doch tatsächlich dient dem Erzähler die Schilderung seiner „angeborenen Samariterdienste“ (AS 95) nicht zu einer kollektiven Identifizierung. Mit der Kritik gegen die Institutionen verfolgt er keine politischen Ambitionen. Er fungiert nicht als Sprachrohr einer Gewerkschaft, sondern zieht sein Engagement einzig und allein heran, um seine tadellose Persönlichkeit zu untermauern: „Hilfsbedürftigen helfen ist mein Element bis auf den heutigen Tag gewesen, obwohl in vielen Fällen mir Undank gezollt wurde.“ (AS 95) Als „halber Psychologe“ könne er „scharf beobachte[n]“ (AS 92). Zwar stellt er es so dar, als begreife er sich als wichtiges Glied in einer Kette: „Ich kämpfte nicht für mich allein, sondern meine Ueberzeugung trieb mich dahin, den Enterbten und Gedrückten das Sklavenjoch erleichtern zu helfen.“ (AS 103f.) Aber am Ende gilt das Lob nur ihm selbst. Er zählt sich nicht zu den „Enterbten“, sondern grenzt sich durch seine Kenntnis und Tätigkeit von ihnen ab, blickt sogar auf sie herab: „solchen ein Verständnis beizubringen, war mir nicht möglich; denn die waren geistig von den Schwachen die Schwächsten“ (AS 103).

Wie Göhre, so beglaubigt auch Fischer das Erzählte durch den Verweis darauf, dass er „am eigenen Leib“ Erfahrungen gesammelt hat. Dementsprechend nimmt er Abstand von den „theoretischen Schriftstellern“ (AS 97). Seine Beweisführung ähnelt der Argumentation Göhres in der Hinsicht, dass sich beide von dem Beobachtungsgegenstand distanzieren und als ‚Außenstehende‘ wertende Kommentare abgeben: „Ein guter Prozentsatz Unglücksfälle könnte verhütet werden [...]. Zum Beweis zwei Beispiele: [...]. Ein

sicherer Beweis von dem Egoismus der Menschen.“ (AS 100f.) Während Göhre mit seinen Ratschlägen Autorität beansprucht, wohnt diesem Anspruch in den *Arbeiterschicksalen* ein gewisser emanzipatorischer Impuls inne. Die Autorität des Gebildeten ist folglich nicht mit der aus Betroffenheit abgeleiteten Autorität gleichzusetzen.

Indem der Erzähler die „Lohn- und Arbeitsverhältnisse“ als Ausbeutung der Arbeiter brandmarkt, hebt er sich als Wissenden von der „rückständigen Arbeiterbevölkerung“ ab, die „noch nicht auf dieses Niveau heraufgebildet ist, die Urheber [ihr]es jämmerlichen Daseins klar zu erkennen“. Doch der prognostische Ausblick bleibt politisch unpräzise: Er „hoffe, daß noch die Zeit kommt, wo die bis jetzt mit Macht niedergehaltene, erbitterte, in halber Not lebende überanstrengte Arbeiterschaft sich durcharbeitet und sich das Recht als Mensch erringen wird“ (AS 98). In diesen Abschnitten wird das Narrative vom Diskursiven verdrängt. Der Erzähler fordert nicht Rechte von anderen (aus der Politik oder Wirtschaft) ein, sondern verlagert die Verantwortung auf die Arbeiter selbst, womit er ihnen indirekt die Schuld an ihrem Elend zuweist.

Ebenso wie mit der Schilderung seines Engagements beabsichtigt der Erzähler mit der langatmigen Wiedergabe des Konflikts zwischen ihm und dem Vorgesetzten, sich selbst als Opfer darzustellen, dem sein Einsatz nicht gedankt, sondern ‚heimgezahlt‘ wird: „Immer drückender wurde meine Arbeit. Schwere Arbeit, wenig Verdienst.“ (AS 95f.) Der Obersteiger „reizte und verfolgte mich wie ein böser Geist. [...] Immer stärker hatte sich sein Haß gegen mich in ihm entfacht“ (AS 96). Er demaskiert den Obersteiger als Erpresser (AS 104f.), doch letztlich unterliegt er der Verschwörung der Mächtigen. In seiner Klage gegen die widerrechtliche Entlassung vergleicht er den Vorgesetzten mit Goethes Mephistopheles; dieser sei „Teil von jener Kraft,

die stets das Böse will und stets das Gute schafft“ (AS 106) – nämlich den Widerstand des Erzählers herauszufordern. Am Ende aber scheitert er: „Der Angeklagte wurde freigesprochen und der Kläger (ich) trägt die Kosten, lautete das Urteil.“ (AS 108) Obwohl er der Willkür der Führung ausgeliefert ist und unterliegt, radikalisiert sich der Erzähler nicht, sondern geht, um „bessere Harmonie“ bemüht (AS 109), zum Militär.

Fazit: Modernes Stückwerk wider Willen

Zunächst liest sich das Familienleben des Erzählers wie eine Wiederholung des Lebenslaufs der Eltern, von denen es hieß, dass auf „Harmonie“ (AS 4) „Sorgen und Geldausgaben“ folgten, „da sich die Familie immer noch alljährlich vermehrte“ (AS 5). Für seinen eigenen Fall wählt der Erzähler einen ähnlichen Wortlaut: „Wieder stellte sich ein Zuwachs der Familie ein. Langsam aber sicher überstiegen nun bald die Ausgaben die Einnahmen.“ (AS 133) Wie bereits sein Vater, so verliert auch der Erzähler die Existenzgrundlage: „Es trat das schlimmste ein, meine Entlassung vom Bergbau.“ (AS 134) Doch im Gegensatz zum alkoholsüchtigen Selbstmörder gibt der Erzähler sich und seine Familie nicht auf, sondern sucht „mit mutigem Sinn mitten in dieser bewegten Welt einen neuen Erwerb“ und findet ihn im „Milchhandel“ (AS 134).

Mehr noch als die bisherigen Kapitel sind die letzten Seiten als beständiges Auf und Ab gestaltet, so dass sich der Lektüreeindruck, der Erzähler führe einen aussichtslosen Kampf, gegen Ende noch verstärkt:

eine Sorge lockerte sich, eine andere stieg heran (AS 130) – Die erste Freude wurde plötzlich zu einem Leid verwandelt. (AS 131) – In der Familie starb ein halb erwachsenes Kind, ein neugeborenes füllte wieder dessen Lücke aus. (AS 134) – Der Kampf ums Dasein hatte sich zentnerschwer auf meine Schultern gelegt. – Endlich schien es, als wollte sich unsere schwierige Lage etwas verbessern. (AS 135) – Leider, wir mußten

abermals den Tag zur Bezahlung hinausschieben (AS 136) – Die Hoffnung steigerte sich.

Endlich eine Stütze (AS 137) – Aber auch diese Zeit hatte ich glücklich überwunden [...].

Aber ich hatte weit gefehlt! (AS 139)

Gerade bei der Schilderung des ewig Gleichen reichen die eigenen Worte des Erzählers nicht aus und er muss sich zunehmend an anderen Stimmen orientieren. Seine existenzielle Zwangslage illustriert er zum einen unter Zuhilfenahme von Hamlets Monolog:⁵⁹⁷ „Der Kampf um Sein und Nichtsein hatte wieder seine alte Stellung eingenommen. [...] Hierzu die Not zu schildern, ist mir fast unmöglich.“ (AS 137) Zum anderen gibt er – in gewisser Hinsicht selbstgerecht – ein Gedicht Friedrich Rückerts wieder: „Not ist die Wage, die des Freundes Wert erklärt; | Not ist der Prüfstein auch von deinem eigenen Wert.“⁵⁹⁸ Dieser Ausspruch wird hier als individuelle und moralische, nicht als politische Herausforderung gewendet. Wie ein Automatismus wirkt mittlerweile das Ersetzen authentischer Mitteilungen durch abgenutzte Redewendungen, von „Wer nichts wagt, kann nichts gewinnen“ (AS 136), bis „Bildung kostet Geld.“ (AS 138) Auch die so beliebte Meeresmetapher findet erneut Verwendung: „eine neue Sturzwelle schlug wieder auf unser Lebensschiff“ (AS 138). Nicht zuletzt werden große Männer der Geschichte mit ihnen zugeschriebenen Aussagen zitiert: „Der Zufall lenkte einen Freund an meine Seite, einen Freund, welcher vielleicht die Anschauung von Friedrich dem Großen kennen gelernt hatte, welcher einst sagte: ‚Verschieden sind der Menschen Stände, doch der Menschen Pflichten gleich.‘“ (AS 140) Damit artikuliert sich hier anstelle eines Klassenbewusstseins eine protestantische Verantwortungsethik, was darauf schließen lässt, dass es sich bei dem Freund

⁵⁹⁷ Dieses Shakespeare-„Citat“ wird auch von Georg Büchmann aufgelistet (vgl. Büchmann, *Geflügelte Worte*, S. 68).

⁵⁹⁸ Vgl. Friedrich Rückert, ‚Die Weisheit des Brahmanen, Fünfte Stufe. Leben‘, 37. Strophe, *Rückerts Werke*, hg. von Georg Ellinger, Bd. 2: *Lehrgedichte, Erzählungen* (Leipzig u.a.: Bibliograph. Inst., 1897), S. 51-126 (S. 82).

„von akademischer Bildung“ um Naumann handeln könnte, der als Mäzen mit „Samariterdienste[n]“ (AS 140) den Anstoß zur Niederschrift der *Arbeiterschicksale* gegeben hat.

Im Vergleich mit Hirsch und Schultz kann Fischer eindeutig als der ‚bürgerlichste‘ Arbeiterautobiograph bezeichnet werden. Die skizzierte Orientierung an ‚bürgerlichen‘ Mustern legt nahe, dass der Erzähler eine ebensolche Gesinnung anstrebt. In diese Richtung hat bereits Michael Vogtmeier gewiesen, der feststellt, dass die Erinnerungen Fischers „besonders stark durch die Aufstiegsillusionen und die Kleinbürgermentalität ihres Autors bestimmt“ seien und der Erzähler sich „krampfhaft um eine Annäherung an bürgerliche Vorstellungen und Werte“ bemühe (MV 160). Doch der Erzähler bedient sich eines Musters, das nicht erfüllt wird, letztendlich nicht erfüllt werden kann. Denn zum Erzählzeitpunkt befindet er sich nicht auf dem Höhepunkt eines angelegten Bildungsweges, sondern ist auf finanzielle Unterstützung angewiesen: Besagter Freund „war zur rechten Zeit erschienen und schützte mich bis auf den heutigen Tag vor meinem Untergang.“ (AS 140) Der abschließende Satz klingt daher nahezu trotzig: „Darum darf ich wohl mit Recht sagen: Mit großer Willenskraft habe ich mein Leben bisher ausgeführt und tatsächlich alles durchgefochten, was sich mir entgegengestellt hat.“ (AS 141) Die zu bewältigende Herausforderung bezieht sich in erster Linie nicht auf die politische Ebene, vielmehr handelt es sich um einen Kampf den Umständen, dem Schicksal. Der Erzähler betont, dass er vor allem Reflexionsarbeit leistet: „Tausend verschiedenartige Gedanken kreuzen sich in einem Tag durch mein Gehirn, und ich kämpfe den guten Kampf weiter, so lange es mir möglich ist.“ (AS 141) – das Ringen um Anerkennung der erworbenen Bildung, von dem die *Arbeiterschicksale* Zeugnis ablegen.

Dadurch, dass er einen Kampf um die tägliche Existenz führt, kann er zwangsläufig keiner vorgezeichneten Linie folgen, so sehr er sich dieses Voranschreiten auch wünscht und rückblickend versucht zu imitieren. Hinter seinem Leben in der ‚Tretmühle‘ steckt kein teleologischer großer Entwurf, vielmehr wird dieser ersetzt durch abgebrochenes Stückwerk. Eben diese Widersprüchlichkeiten stehen im Kontrast zu den potentiellen Gewissheiten, die in den anderen besprochenen Texten formuliert werden – seien sie religiöser Natur wie bei Göhre oder im Klassenbewusstsein der Arbeiterbewegung wurzelnd wie bei Hirsch (ADAV) und Schultz (S[D]AP). Bereits Maria Lessing hatte in ihrer Rezension von einer schwer greifbaren „Doppeltendenz im Charakter“ des Erzählers gesprochen und versucht, diese näher zu bestimmen:

Ein stark konservatives Element; zähe, treue Beharrlichkeit, bewußtes Selbstbescheiden, Tüchtigkeit, Zuverlässigkeit, Selbstdisziplin [...]. Und da hinein ein merkwürdiger Einschlag von Irrationalität. Die ganze festgefügte Solidität doch vulkanischer Boden, den plötzlich die Glut durchbricht.⁵⁹⁹

In gewisser Weise stellt Fischers Autobiographie in ihrer Inkongruenz sogar den modernsten der hier verhandelten Texte dar, weil sie – entgegen der Intention des Erzählers und des Herausgebers – die neuzeitlichen Erfahrungen der Kontingenz und des Zerfalls in Rollenexistenz verhandelt.

⁵⁹⁹ Lessing, *Lebensgeschichte*, S. 391f.

VI. Zusammenfassung

Die Arbeit hat das Ziel verfolgt, mit der Untersuchung exemplarischer Texte aus dem Zeitraum von 1845/1863 bis 1906, die in Zusammenhang mit der Arbeiterbewegung entstanden sind, den Blick für die literarische Vielstimmigkeit in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu schärfen bzw. zu sensibilisieren und damit den Anstoß für ein Umdenken und Hinterfragen der eigenen festgefügtten Lesegewohnheiten zu geben.⁶⁰⁰ Bislang wurde die Frage nach einer Arbeiterästhetik selten gestellt bzw. lediglich in Abhängigkeit von den Schriften Marx' und Engels' untersucht. Damit klafft in der Forschung, die die Erzählliteratur der Arbeiterbewegung eher als Gebrauchsliteratur denn als Kunstwerk rezipiert wissen will, eine Lücke. Angesichts der thematischen, motivischen, stilistischen Bandbreite der untersuchten Texte wäre es allerdings leichtfertig, der Arbeiterliteratur ihre historische Bedeutsamkeit abzuspochen. Das geringe Echo zeugt lediglich von einem gewandelten politischen und literarischen Klima.

Etablierte Begriffe wie ‚bürgerlicher‘ oder ‚poetischer Realismus‘ berücksichtigen zeitgleiche literarische Phänomene nicht, weshalb diese Studie es für nötig befunden hat, diese Kategorien um eine weitere literarische Spielart zu ergänzen, nämlich um die des ‚sozialen Realismus‘.⁶⁰¹ Zwangsläufig funktioniert auch dieser Terminus lediglich als Oberbegriff, der die Unterschiede innerhalb der Erzählliteratur der Arbeiterbewegung nicht erfassen kann. Doch zumindest trägt er dem Umstand Rechnung, dass nicht nur die ‚poetischen‘ und

⁶⁰⁰ Die sozialdemokratischen Zeitschriften, allen voran der *Braunschweiger Volksfreund*, haben sich als wahrer Fundus von Erzähltexten erwiesen, der bislang von der Forschung nicht beachtet wurde. Eine Analyse würde sicherlich dazu beitragen, das literarische Spektrum in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, poetologische Debatten und politische Gefechte besser zu verstehen.

⁶⁰¹ Diese „Perspektive eines ‚sozialistischen Realismus‘“ (Eisele, *Realismus-Theorie*, S. 46) im 19. Jahrhundert ist nicht zu verwechseln mit dem in den 1930er Jahren in der Sowjetunion beschlossenen ‚sozialistischen Realismus‘ als offizieller Richtlinie der Literatur, weshalb hier der leicht andere Begriff gewählt wurde.

‚bürgerlichen‘, sondern auch die ‚prosaischen‘ und ‚proletarischen‘ Momente der Realität im literarischen Medium behandelt werden.

In einer Zeit, in der das „Bildungsbürgertum, wie es durch die realistischen Theoretiker vertreten wird“, sein „optimistische[s] Lebensgefühl und die Fortschrittsgläubigkeit“ als Dogma den „wirtschafts-, nationalpolitischen und ästhetischen Programmen zugrunde“ legt,⁶⁰² greift eine andere, die sozialistische Weltanschauung um sich und schlägt sich auch in der Literatur nieder. Noch in den 1860er Jahren, mehr als eine Dekade nach der gescheiterten Revolution, drückt sich in den Schriften der *Grenzboten*-Herausgeber Freytag und Schmidt das Vertrauen in den „Perfectionstrieb der menschlichen Gesellschaft“⁶⁰³ und der Glaube an den „gesetzmäßigen Verlauf aller Lebenserscheinungen“ aus,⁶⁰⁴ sowie die Auffassung, dass das Bürgertum „mit seiner soliden, sicher vorwärts schreitenden Arbeit [...] mit Nothwendigkeit das Werk der Geschichte vollführt“.⁶⁰⁵ Damit ersetzen sie die Unvorhersehbarkeit der Geschichte durch das „Gefühl des Vernünftigen und Zweckmäßigen in den Begebenheiten“.⁶⁰⁶ Etwa zur gleichen Zeit stellt der ADAV-Politiker Schweitzer in seiner Romantrilogie *Lucinde oder Capital und Arbeit* eben diesen ‚vernünftigen Zusammenhang‘ in Frage und übergibt die Aufgabe, ‚mit Nothwendigkeit das Werk der Geschichte zu vollführen‘, an die Arbeiter.

Selbst in der Phase der Reichsgründung versucht Gustav Freytag noch, das gesellschaftliche Konfliktpotenzial einzudämmen. Er stellt es so dar, als seien die gesellschaftlichen Spannungen überwunden, als hätten sich die

⁶⁰² Bucher, *Realismus und Gründerzeit*, Bd. 1, S. 35.

⁶⁰³ Gustav Freytag, ‚Christian Friedrich Baron von Stockmar‘, *Die Grenzboten* 22/3 (1863), 161-175 (S. 168).

⁶⁰⁴ Freytag, *Baron von Stockmar*, S. 162.

⁶⁰⁵ Julian Schmidt, ‚Der Zauberer von Rom‘, *Die Grenzboten* 20/4 (1861), 241-248 (S. 243).

⁶⁰⁶ Freytag, *Isegrimm*, S. 324.

Kunstschaffenden auf die ‚richtige‘ Anschauung besonnen. Zwar habe man „bange Jahrzehnte durchlebt, in denen die deutsche Umgebung, ihre Charaktere und Zustände den Schriftstellern reizlos erschienen“, doch letztlich habe „der große sociale und politische Fortschritt“ „den jungen Dichtern größere Ehrfurcht vor unserem Volksthum und schärferen Blick für das eigenthümliche Leben moderner Menschen zugetheilt“.⁶⁰⁷ Diese ‚Läuterung‘ manifestiere sich in der Kunst: „Nicht das Abenteuerliche, Seltsame, in feindlichem Gegensatz zu der gewöhnlichen Lebensordnung Ringende ist noch vorzugsweise Gegenstand künstlerischer Behandlung, sondern Heiteres oder Rührendes, das aus unserem Alltagsleben herauswächst.“⁶⁰⁸ Obgleich sich das folgende Verdikt Freytags nicht explizit auf die sozialdemokratische Literatur bezieht, kann es darauf angewendet werden: Ihm zufolge seien „die allzu künstlichen, problematischen, unmöglichen Charaktere deutscher Novellen in der Regel Fehler einer unrichtigen Methode der Arbeit“. Diese ‚Unrichtigkeit‘ treffe dann zu, wenn nicht „die behagliche Dichterfreude an dem Ersinnen einheitlicher Erzählung“ „den Schaffenden“ erfülle, „sondern der hastige Drang, eine Tendenz“ „zu idealisieren“.⁶⁰⁹ Bei den untersuchten Prosatexten der Arbeiterbewegung steht nicht die ‚Behaglichkeit‘, sondern die ‚Unbehaglichkeit‘ im Mittelpunkt; die Unzufriedenheit mit den Verhältnissen, der Wille zur Veränderung. Somit ignoriert das „immer stärkere Pochen“ der bürgerlichen Realisten „auf die Kunstgesetze“ die „deutlicher werdende[] Dissoziation der Gesellschaft“.⁶¹⁰ Doch nur, weil man die Augen vor etwas verschließt, hört dieses Etwas nicht auf zu existieren. Das trifft auch auf die Arbeiterliteratur zu,

⁶⁰⁷ Freytag, *Für junge Novellendichter*, S. 67.

⁶⁰⁸ Freytag, *Für junge Novellendichter*, S. 67.

⁶⁰⁹ Freytag, *Für junge Novellendichter*, S. 69.

⁶¹⁰ Bucher, *Realismus und Gründerzeit*, Bd. 1, S. 45.

die sich neben dieser offiziellen bürgerlichen Literaturprogrammatik weiterentwickelt.

Während das Programm der *Grenzboten* also „deutlich unpolitisch-versöhnlichen Charakter“ trägt und davon ausgeht, dass Dichtung in der Lage ist, „Gegensätze zu überbrücken und das Bestehende in seinen positiven Aspekten zu erfassen oder zu idealisieren“,⁶¹¹ beschreiten die diskutierten Texte der Arbeiterbewegung einen ‚radikaleren‘ Weg. Bis auf die jüngste Lebensschilderung F. L. Fischers verweigern sie alle eine Versöhnung von (Wirtschafts-)Bürgertum und (Industrie-)Proletariat; stände- bzw. klassenübergreifende Liebesbeziehungen (zwischen Adligen und Arbeitern) sind ebenso zum Scheitern verurteilt⁶¹² wie die auf dem Prinzip der Ungleichheit beruhenden Beziehungen zwischen Fabrikant und Arbeiter. Damit grenzen sich die Texte ideologisch ab und weisen einen – unterschiedlich stark ausgeprägten – klassenkämpferischen Gestus auf, wobei die herbeigesehnten Weltanschauungen zuweilen einer ‚Neuaufgabe‘ alter bürgerlicher Ideale gleichkommen – so der philanthropische Humanismus in Lübecks Feuilletonerzählung ‚Der Faden der Ariadne‘ oder die ästhetische Erziehung in Schweichels Kalendergeschichte ‚Im Hinterhause‘.

Die Analyse von Johann Baptist von Schweitzers Gesellschaftsroman *Lucinde oder Capital und Arbeit* hat in der vorliegenden Untersuchung den Auftakt gemacht. In Abgrenzung von der Poetik des bürgerlichen Realismus wurde hier die Kategorie des ‚Sozialen Realismus‘ ins Spiel gebracht. Dadurch dass zahlreiche Anspielungshorizonte und Folien (‚Roman des Nebeneinander‘, bürgerliches Trauerspiel, Lucinde-Thematik) herangezogen wurden und sich als

⁶¹¹ Bucher, *Realismus und Gründerzeit*, Bd. 1, S. 43.

⁶¹² Lübecks Erzählung ‚Der Faden der Ariadne‘ bildet in gewissem Sinne eine Ausnahme, denn die Liebe zwischen Hertenstein und Cäcilie funktioniert. Doch auch hier endet sie mit dem Tod Aller.

sinnvolle Vergleichsparameter erwiesen haben, ist deutlich geworden, dass das Nebeneinander von Formen, Stilen und Themen nicht ausschließlich als ästhetisches Manko zu bewerten ist. Vielmehr lädt diese Heterogenität dazu ein, die Romantrilogie als ‚Startschuss‘ für eine neue, der geänderten gesellschaftlichen Ordnung gerecht werdende Literatur zu lesen. Es handelt sich folglich um den Anfang einer Suchbewegung nach dem angemessenen Ausdruck. Schweitzers ‚Prosa der Verhältnisse‘ zerfällt noch in viele Puzzleteile, ergibt kein von Freytag gefordertes Ganzes, doch eine harmonisierte Totalität im Medium der Literatur kann auch nicht länger dem sozial-politischen Wandel entsprechen.

Die Feuilletonerzählung ‚Der Faden der Ariadne‘ von Carl Lübeck zeigt sich durch die Wahl des geschichtlichen Hintergrundes, des deutsch-französischen Krieges am Puls der Zeit. Hinsichtlich der geäußerten Kritik an Bismarck, der Kriegsführung sowohl von deutscher als auch von französischer Seite und der Berichterstattung in der Presse präsentiert sich die Erzählung ‚revolutionär‘ und mutig, konventionell hingegen in Bezug auf die zugrunde liegenden bürgerlichen Moralvorstellungen (Humanismus, Philanthropismus). Zwar ist es durchaus beachtlich, dass die Arbeiter bzw. Kommunarden als Träger des humanistischen Idealismus vorgeführt werden, doch die Erzählung wertet dieses Potenzial nicht aus; ihre Definition der Generaltugend ‚Pflicht‘ bleibt diffus und unhinterfragt. ‚Der Faden der Ariadne‘ erfüllt viele Merkmale einer Feuilletonerzählung und illustriert somit sehr deutlich die Möglichkeiten, aber auch die Limitierungen dieses Subgenres. Das moderne Potenzial der Erzählung steckt in dem Aufgreifen tagesaktueller politischer Themen, die für den Leser kritisch aufbereitet werden. Durch das Auf und Ab der Handlungsstränge, deren Verstrickungen, die ständeübergreifende

Liebesgeschichte wiederum stößt sie an ihre Grenzen: In gewisser Weise wird sie berechenbar, obwohl doch gerade Unberechenbarkeit im Sinne von Spannung intendiert ist. Das erinnert an die bürgerliche Unterhaltungsliteratur der Zeit, die für ein Publikum geschrieben wird, das nach „Stoff, Abenteuer, Verwicklungen“ verlangt, nach „Umgebungen, die ihm bekannt sind“, nach „Situationen, die es versteht“ und nach „Personen, für die es sich interessieren kann“, das also „Abwechslung, Farbenglanz, Fülle und Lebendigkeit“ fordert (UL 201).⁶¹³

„Der Arme darf nicht weinen“, der zweite, kompaktere Text von Lübeck, weist schon im Titel auf den Unterschied zu „Der Faden der Ariadne“ hin: Er baut auf der Dichotomie von Kapital und Arbeit auf, wobei diese abstrakten Größen von zwei konträren Figuren repräsentiert werden, dem Fabrikanten und der Seidenweberin. Indem die Erzählung weder räumlich noch zeitlich konkret verortet wird, beansprucht sie Allgemeingültigkeit und stellt ein *exemplum* dar. Dieser Text ist stärker auf die Ungerechtigkeiten in der kapitalistischen Gesellschaft als auf die damit implizierten Moralvorstellungen konzentriert: Wenn das egoistisch-unbarmherzige Verhalten des Fabrikanten durch Erzähler- und Figurenrede verurteilt wird, dann geschieht dies unter Verweis auf die existenziellen Auswirkungen auf die Arbeiterin, nicht mittels moralischer Kategorien. Damit einhergehend weicht auch die Erzählerhaltung in „Der Arme darf nicht weinen“ deutlich vom Tonfall in der „Erzählung aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges“ ab: Das Wirtschaftsbürgertum, das in „Der Faden der Ariadne“ nur eine periphere Rolle spielt, ist hier das alleinige Objekt der satirischen Bloßstellung und Anklage. Die Unterhaltung des Lesers, die „Der

⁶¹³ Prutz zufolge stelle die Unterhaltungsliteratur eine „Zwittergattung“ dar: Sie sei „die Literatur derjenigen, welche gebildet genug sind, um überhaupt an künstlerischer Production Antheil zu nehmen: und wieder nicht gebildet genug, um zu dem eigentlichen Kern der Kunst, dem innerlichen Verständniß des Schönen vorzudringen“ (UL 184).

Faden der Ariadne' in erster Linie durch die miteinander verwobenen Handlungsstränge und *Cliffhanger* erreicht, gewährleisten in ‚Der Arme darf nicht weinen‘ vor allem die parodistischen Elemente. Deren Brisanz wird anfangs von einem weiteren Aspekt unterstützt, schließlich aber vermindert: Zunächst scheint die ‚Erzählung aus der Neuzeit‘ ein ‚modernes‘ Geschlechterverständnis zu vertreten, der Erzähler spricht sich für die ‚wilde Ehe‘ aus. Doch der Gedanke wird nicht konsequent umgesetzt, vielmehr wird die weibliche Sicht letztlich umgelenkt in eine sozialistische, männlich dominierte Positionsbestimmung. Demgegenüber gestaltet ‚Der Faden der Ariadne‘ eine im Ansatz fortschrittliche Figurenkonstellation: Zwar geht die Feuilletonerzählung nicht so weit, mittels der *Ménage-à-trois* das Konzept der ‚freien Liebe‘ zu veranschaulichen; doch immerhin steht diese Verbindung für eine platonische Seelenverwandtschaft, in der individuelle Erfüllung und Besitzdenken durch gemeinschaftliche Erfahrung ersetzt werden.

Während gewisse strukturelle und motivische Elemente (Abenteurer, *Mésalliancen*) auch in der bürgerlichen Unterhaltungsliteratur nachzuweisen sind, dienen die Karikatur der liberalen Wirtschaftsbourgeoisie in *Lucinde oder Capital und Arbeit* und ‚Der Arme darf nicht weinen‘ sowie die rhetorisch-didaktische Form des Streitgesprächs in ‚Wo liegt die Rettung?‘ als Mittel der Abgrenzung von der bürgerlichen Literatur.

August Otto-Walsters Kalendergeschichte basiert auf einer klaren Einteilung in Gut und Böse, Richtig und Falsch. Auf der einen Seite werden die politischen Gegensätze durch diese Konfrontation vereinfacht, um dem Leser die Orientierung und Entscheidung zu erleichtern (diese durch scharfe Grenzziehung erreichte Parteilichkeit trifft auch auf Lübecks Erzählung im *Braunschweiger Volksfreund* zu). Auf der anderen Seite überzeugt das

‚Insiderwissen‘ des sozialdemokratischen Handwerksgesellen vom Gegenteil: Mit der politischen Debatte, die nicht auf der Oberfläche verharrt, sondern unterschiedliche Positionen miteinander vergleicht und hinterfragt, gewinnt der Text an Komplexität. ‚Wo liegt die Rettung?‘ erweist sich als eine ‚auf der Höhe der Zeit‘ verfasste Erzählung: Im *Volksstaat-Kalender für das Jahr 1875*, also 1874 veröffentlicht, nimmt sie die Lösung der innerparteilichen Spaltung vorweg. Im Folgejahr wird dann auf dem Gothaer Kongress mit der Vereinigung von SDAP und ADAV die Botschaft der Kalendergeschichte umgesetzt. Generell nimmt ‚Wo liegt die Rettung?‘ eine Sonderstellung ein: Es handelt sich um den einzigen der untersuchten Texte, der mit der ‚Ästhetik der Entindividualisierung‘ etwas vollständig Anderes, von der bürgerlichen Literatur Abweichendes versucht. Die generalisierte Dichotomie, die dialogische Ausrichtung und eindeutige Funktionalität der Figuren sprechen für einen intellektuellen Ansatz, der die Emanzipationsbemühungen der Klasse in Szene setzt. Wohl mag die Konzeption der Kalendergeschichte simpel wirken – sie zielt ohne Zweifel auf die Agitation –, doch im Grunde ist sie der einzige Text, der konsequent eine andere Erzählweise einsetzt und damit ‚bürgerlichen‘ Muster ausweicht.

Im Vergleich dazu erweist sich Robert Schweichels ‚Im Hinterhause‘ eher als ‚Künstler‘-Kalendergeschichte denn als Agitationsstück. Das vordergründige Thema des ‚lesenden und schreibenden Arbeiters‘, der sich seiner Stellung in der Gesellschaft bewusst wird und diese Erkenntnis im Publikum verbreitet, lässt sich nicht so leicht wie erwartet für Parteizwecke instrumentalisieren. Der Text sperrt sich gegen eine ausschließlich agitatorische Lesart, die eine Stärkung des proletarischen Klassenbewusstseins in den Mittelpunkt rückt. Hier wird die gesellschaftliche Dichotomie ausdifferenziert: Das Figureninventar der

Arbeiter unterschiedlicher Fachrichtung wird um Gesellen aus dem traditionellen Handwerk, selbstständige Kleinbürger und Vertreter der Kirche hergänzt; allein der das Kapital repräsentierende Arbeitgeber tritt nicht persönlich in Erscheinung und kann daher auch nicht – oder nur eingeschränkt – als negativ belegte Figur dienen. In dieser Erzählung ersetzt die Arbeit in Gedanken die konkrete körperliche Arbeit, an die Stelle funktionaler Figuren treten Charaktere, der Dialog wird durch Diskursivität ausgetauscht. Nicht die rhetorische Gestaltung von Parteiprogrammen erwartet den Leser, sondern eine ausgeprägte Fabel, der das Drama als strukturelle Folie dient. Die vom Protagonisten angestrebte ‚ästhetische Erziehung‘ schließt an Moralvorstellungen Schillers an; doch während diese Ambitionen zu Schillers Zeiten noch progressiv waren, wird Schweichels Text in seiner abgewandelten Wiederholung der kapitalistisch regierten Gegenwart nicht gerecht. Somit wird der in der Kalendergeschichte beständig formulierten Kritik (am Bildungssystem, an der Kirche, an der Arbeitssituation) die Durchschlagskraft genommen. Auf der anderen Seite dominieren zum Ende hin Elemente, die die Erzählung in ein fortschrittliches Licht rücken: der Versuch, das Innenleben des Protagonisten nicht nur auktorial, sondern mit erzählerischen Mitteln zu gestalten, die an erlebte Rede und inneren Monolog erinnern; leitmotivische Verknüpfungen wie die Lichtmetaphorik sowie Doppelungen in der Figurenkonstellation und Handlung. ‚Im Hinterhause‘ stellt sich folglich als ein ‚Zwittertext‘ heraus, der sich weder der ausschließlichen Verbreitung der bürgerlichen Gesinnung noch der sozialistischen Ideologie verschreibt.

Paul Göhres ‚praktische Studie‘ ist eigentlich das Zeugnis einer Missionierung. Mit allen Mitteln versucht er, etwas zusammenzubringen, das durch eine weite Kluft voneinander getrennt ist: die Sozialdemokratie und das

Christentum. Davon ausgehend, dass die sozialdemokratische Überzeugung zur ‚Ersatzreligion‘ vieler Arbeiter geworden ist, bemüht sich Göhre darum, diese Entwicklung rückgängig zu machen und die Sozialdemokratie einer christlichen Moral zu verschreiben. Damit wird die Domestizierung oder auch ‚Kolonialisierung‘ der sozialdemokratischen Gesinnung, die für die Kirche nutzbringende Kontrolle der Parteiaktivitäten, zum Ziel seiner Feldforschung erklärt.

Vor allem im autobiographischen Genre treten die Wechselwirkungen zwischen der ursprünglich bürgerlich geprägten Gattung und den Variationen durch die ‚Arbeiterdichter‘ deutlich zu Tage. Die ‚Arbeiter-Biographie‘ von Hirsch steht am Anfang dieser Entwicklung: Mit dem episodenhaften, kleinschrittigen Berufsleben und dem ständigen Kreisen um die Existenzsicherung ist sie am weitesten entfernt vom bürgerlichen Muster. Seine Lebensschilderung stellt keine planvolle Totalität dar; das Leben erscheint aus dem Rückblick nicht als vorgezeichneter Weg, sondern als Kette von Zufällen. Nichtsdestotrotz handelt es sich in gewissem Sinne um ein Aufstiegsmodell, denn am Ende spricht der Stolz über das Erreichte, die Position des Erzählers im ADAV, aus den Zeilen. Dieses Klassenbewusstsein schlägt sich noch deutlicher in Schultz’ *Erinnerungen* nieder. Seine Aufzeichnungen sind im Vergleich mit Hirschs Text offenkundiger vom Ende her gedacht und klassenkämpferisch abgerundet, was bedeutet, dass das ‚Arbeiterthema‘, seine Tätigkeit als Kolporteur der sozialdemokratischen Presse, in einer ‚bürgerlichen‘ Form präsentiert wird. Die Einheit stiftende Form kann allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Identität des Erzählers in Rollen zerfällt und sein Leben von materialistischen Notwendigkeiten bestimmt wird. Wieder anders verhält es sich mit *Arbeiterschicksale* von Fischer. Während Hirsch und Schultz um Abgrenzung

von der bürgerlichen Weltsicht bemüht sind, verfolgt Fischer eine Strategie der Anpassung. In diesem Zusammenhang ist bereits das dem Text vorausgehende Porträt des Verfassers zu deuten; ebenso unterstreichen seine Hochschätzung von bürgerlichen Tugenden wie Fleiß und Gehorsam sowie die Inszenierung seiner Autobiographie als Bildungsroman diese Lesart. Auch die vielfach vom Herausgeber und zeitgenössischen Rezensenten betonte Tendenzlosigkeit unterscheidet diese Lebensschilderung von den beiden zuvor diskutierten. Eine Identifikation mit der Klasse ist hier nicht gegeben. Zwar begreift Fischer sich selbst als Arbeiter, aber er empfindet darüber keinen Stolz, sondern strebt nach gesellschaftlichem Aufstieg. In seiner Selbstdarstellung als Musterbeispiel bürgerlicher Tugendhaftigkeit spiegelt sich die Anerkennung einer Anständigkeits- und Verantwortungsmoral. Diese Bewegung der Umkehrung, diese ‚Verbürgerlichung‘ muss nicht zwangsläufig einen Rückschritt bedeuten, vielmehr kann sie auch als Zeichen von Modernität gewertet werden. Auf der Suche nach Orientierung und Vorbildern, wenn weder Religion noch Sozialismus, weder Kirche noch Partei Halt bieten, scheint eine Rückkehr zu Altbewährtem verlockend (wobei für Fischer das Alte neu und erstrebenswert ist).

1875 hatten der ADAV und die Eisenacher in Gotha – zumindest offiziell – die Meinungsverschiedenheiten aus dem Weg geräumt, und die zwölf Jahre der Unterdrückung durch die Sozialistengesetze bedeuteten letztlich eine Stärkung der Partei. In der Forschung wird betont, dass das sozialistische Arbeitermilieu vor dem Ersten Weltkrieg „das Paradestück eines milieuorientierten politischen Lagers“, eine „nahezu lückenlose[] Gegengesellschaft“ in ‚negativer Integration‘ darstellte.⁶¹⁴ Diese relative Einigkeit drückt sich – trotz der unterschiedlichen

⁶¹⁴ Detlev J. K. Peukert, *Die Weimarer Republik* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1987), S. 152.

Erzählweisen – auch in den untersuchten Prosatexten aus; selbst das inszenierte Streitgespräch Otto-Walsters findet letztlich die ‚Rettung‘ und endet mit der Übereinstimmung Aller. Anstatt innerhalb der eigenen Grenzen poetologische Kämpfe auszutragen, grenzt sich die diskutierte Erzählliteratur vor allem thematisch, zum Teil aber auch in formaler Hinsicht deutlich von der bürgerlichen Literatur ab. Dass es sich bei der Schilderung des Arbeitermilieus mit seinen Lebensbedingungen, wirtschaftlichen Implikationen und politischen Bestrebungen also um eine thematische Innovation, ein „ästhetisch neu zu erschließendes Terrain“ handelt, „dem gegenüber sich die bürgerliche Literatur traditionell abstinent verhalten hat“,⁶¹⁵ steht außer Frage. Damit wird der prognostische Charakter dieser Literatur hervorgehoben, die sich der Aufgabe widmet, „eine Nachfrage zu erzeugen, für deren volle Befriedigung die Stunde noch nicht gekommen ist“.⁶¹⁶ Literatur beginnt, Balibar und Macherey zufolge, „mit der imaginären Lösung unversöhnlicher ideologischer Widersprüche“, womit nicht die Abbildung einer „wirklich bereits existierende[n] Lösung“ gemeint ist, sondern eine „Inszenierung“, eine „Darstellung als Lösung“.⁶¹⁷ Auch – oder besonders – die Fälle, in denen sich die ‚Lösung‘ in Form eines Scheiterns (der Revolution, der Pariser Kommune, des Verfassens von Arbeiterliteratur) zeigt, weisen einen appellativen Charakter auf, so dass die in der Zukunft notwendigen Aufgaben betont werden.

Wenngleich die diskutierten Prosatexte der Arbeiterbewegung aus dem 19. Jahrhundert nur ausnahmsweise einen ‚neuen‘ erzählerischen Weg

⁶¹⁵ Rüdiger Safranski, Walter Fähnders, ‚Proletarisch-revolutionäre Literatur‘, *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, begr. von Rolf Grimminger, Bd. 8: *Literatur der Weimarer Republik 1918-1933*, hg. von Bernhard Weyergraf (München: Hanser, 1995), S. 174-231, 690-692 (S. 220).

⁶¹⁶ Benjamin, *Das Kunstwerk*, S. 42.

⁶¹⁷ Etienne Balibar, Pierre Macherey, ‚Thesen zum materialistischen Verfahren‘, aus dem Französischen von Hartmut Kretschmer und Paul Terborg, *alternative* 98 (1974), 193-221 (S. 210).

beschreiten, nicht immer formal innovativ sind, so grenzen sie sich doch inhaltlich von der zeitgenössischen bürgerlichen Literatur ab. Indem sie Themen wie das revolutionäre Aufbegehren der Arbeiter – in einem fiktiven Rahmen (LCA) oder unter Verweis auf konkrete historische Ereignisse wie die Pariser Kommune (FA) –, den Selbstmord aus Verzweiflung angesichts sozialer Ungerechtigkeit (Adnw), die Auseinandersetzung um die ‚richtige‘ sozialdemokratische Gesinnung, die andere politische Einstellungen gar nicht in Betracht zieht (WR), den lesenden und schreibenden Arbeiter, der als ‚Wahnsinniger‘ allerdings sein Publikum verliert (IH-AC), oder den Rückblick auf das eigene Arbeitsleben (AB, EHP, AS) behandeln und dabei meist auch andere soziale Gruppierungen (Vertreter des Wirtschaftsbürgertums, der Aristokratie und der Kirche, selbstständige Kleinbürger und Bauern) präsentieren, ‚malen‘ sie das ‚Treiben‘ der zeitgenössischen Realität eher ‚ab‘ (UL 207) als es in bürgerlichen Texten der Fall ist, die dazu tendieren, sich auf das eigene Milieu mit ‚Blick nach oben‘ zu konzentrieren und den ‚Blick nach unten‘ zu vermeiden. Damit hat die Prosa der Arbeiterbewegung, zumindest hinsichtlich des Erzählgegenstands, auf die gewandelten Verhältnisse reagiert.

VIII. Bibliographie

VIII.1 Behandelte Werke der Arbeiterliteratur

Fischer, F.L., früherer Bergarbeiter in Zwickau i. Sa., *Arbeiterschicksale* (Berlin-Schöneberg: Buchverlag der „Hilfe“, 1906). Sigle **,AS‘**.

Göhre, Paul, Kandidat der Theologie, Generalsekretär des evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin, *Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche. Eine praktische Studie* (Leipzig: Grunow, 1891). Sigle **,DMF‘**.

„Arbeiter-Biographie. (Von J. M. Hirsch in Erfurt.)“, *Social-Demokrat. Organ der social-demokratischen Partei*:

Nr. 59, 17. Mai 1867; Nr. 62, 24. Mai 1867; Nr. 63, 26. Mai 1867; Nr. 64, 29. Mai 1867; Nr. 66, 5. Juni 1867; Nr. 68, 9. Juni 1867. Sigle **,AB‘**.

Lübeck, Carl ‚Der Faden der Ariadne. Erzählung aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges‘, *Volksstaat-Erzähler*:

Nr. 43, 3. Oktober 1874; Nr. 44, 10. Oktober 1874; Nr. 45, 18. Oktober 1874; Nr. 46, 25. Oktober 1874; Nr. 47, 1. November 1874; Nr. 49, 15. November; Nr. 50, 22. November 1874; Nr. 51, 29. November 1874; Nr. 52, 6. Dezember 1874; Nr. 53, 13. Dezember 1874; Nr. 54, 20. Dezember 1874; Nr. 55, 25. Dezember 1874; Nr. 56, 31. Dezember 1874; Nr. 1, 10. Januar 1875; Nr. 2, 17. Januar 1875; Nr. 3, 24. Januar 1875; Nr. 4, 31. Januar 1875; Nr. 5, 07. Februar 1875; Nr. 7, 28. Februar 1875; Nr. 10, 21. März 1875; Nr. 11, 28. März 1875; Nr. 13, 11. April 1875; Nr. 14, 18. April 1875; Nr. 15, 25. April 1875; Nr. 16, 2. Mai 1875; Nr. 17, 9. Mai 1875; Nr. 18, 16. Mai 1875; Nr. 20, 30. Mai 1875; Nr. 21, 6. Juni 1875; Nr. 22, 13. Juni 1875; Nr. 23, 20. Juni 1875; Nr. 25, 4. Juli 1875; Nr. 26, 11. Juli 1875; Nr. 28, 25. Juli 1875; Nr. 29, 1. August 1875; Nr. 30, 8. August 1875. Sigle **,FA‘**.

Lübeck, Carl, ‚Der Arme darf nicht weinen. Erzählung aus der Neuzeit‘, *Braunschweiger Volksfreund*:

Nr. 150, 29. Juni 1876; Nr. 151, 30. Juni 1876; Nr. 154, 4. Juli 1876; Nr. 155, 5. Juli 1876; Nr. 156, 6. Juli 1876; Nr. 157, 7. Juli 1876; Nr. 160, 11. Juli 1876. Sigle **,Adnw‘**.

Otto-Walster, August, ‚Wo liegt die Rettung? Aus dem Tagebuche eines Sozialisten‘, *Volksstaat-Kalender für das Jahr 1875*, 40-44. Sigle **,WR‘**.

Otto-Walster, August, ‚Wo liegt die Rettung? Aus dem Tagebuch eines Sozialisten‘, *Kalendergeschichten*, hg. von Cäcilia Friedrich (Berlin: Akademie, 1975), S. 19-32.

Schultz, H. F. W., Kolporteur, *Erinnerungen eines Hamburger Proletariers. Selbst-Biographisches* (Hamburg: Selbstverlag des Verfassers, 1899). Sigle **,EHP‘**.

Schweichel, Robert, ‚Im Hinterhause. Eine Erzählung‘, *Der arme Conrad. Illustrierter Kalender für das arbeitende Volk für 1878*, 3. Jg., 61-88. Sigle ‚**IH-AC**‘.

Schweichel, Robert, ‚Im Hinterhause‘, *Kalendergeschichten*, hg. von Cäcilia Friedrich (Berlin: Akademie, 1975), S. 91-117. Sigle ‚**IH-KG**‘.

Schweitzer, Johann Baptist von, *Lucinde oder Capital und Arbeit. Ein social-politisches Zeitgemälde aus der Gegenwart; in drei Bänden* (Frankfurt a.M.: Baist, 1863/64). Sigle ‚**LCA**‘.

Weerth, Georg, ‚Das Blumen-Fest der englischen Arbeiter‘, *Gesellschaftsspiegel. Organ zur Vertretung der besitzlosen Volksklassen und zur Beleuchtung der gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart*, Bd. 1, hg. von Moses Heß (Elberfeld: Bädeker, 1845), 180-187.

Weerth, Georg, ‚Fragment eines Romans‘, Georg Weerth, *Sämtliche Werke in fünf Bänden*, hg. von Bruno Kaiser, Bd. 2: *Prosa des Vormärz* (Berlin: Aufbau, 1956), S. 147-346. Sigle ‚**FR**‘.

VIII.2 Andere literarische Werke

Bahrdt, Carl Friedrich, *Handbuch der Moral für den Bürgerstand* (Tübingen: Balz und Schramm, 1789), zitiert nach: *Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit. Texte und Dokumente zur Entstehung der „bürgerlichen Tugenden“*, hg. von Paul Münch (München: dtv, 1984), S. 273-278.

Bebel, August, *Die Frau und der Sozialismus (die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft)*, 9. Aufl. (Stuttgart: Dietz, 1891).

Bebel, August, *Aus meinem Leben. Ungekürzte Ausgabe*, mit einer Einleitung von Brigitte Brandt (Berlin u.a.: Dietz, 1986).

Beseler, Georg, *Erlebtes und Erstrebtes. 1809-1859. Mit Anlagen* (Berlin: Hertz, 1884). Sigle ‚**EE**‘.

Büchmann, Georg, *Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des Deutschen Volks* (Berlin: Haude- und Spener'sche Buchhandlung, 1864).

Campe, Joachim Heinrich, ‚Erstes Abendgespräch. Von den Pflichten gegen sich selbst‘, J. H. Campe, *Sittenbüchlein für Kinder aus gesitteten Ständen* (Dessau: Crusius, 1777).

Dronke, Ernst, ‚Armuth und Verbrechen‘, *Polizei-Geschichten von Ernst Dronke* (Leipzig: Lorck, 1846), S. 1-46.

Dronke, Ernst, ‚Vorwort‘, *Aus dem Volk*. Von Ernst Dronke (Frankfurt a.M.: Lit. Anst. Rütten, 1846), S. Vf.

- Dronke, Ernst, ‚Reich und Arm‘, *Aus dem Volk*. Von Ernst Dronke (Frankfurt a.M.: Lit. Anst. Rütten, 1846), S. 1-154.
- Eckermann, Johann Peter, *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823-1832. Erster Theil* (Leipzig: Brockhaus, 1836).
- Eichendorff, Joseph von, ‚Das Marmorbild‘, Joseph von Eichendorff, *Werke*, verantwortlich für die Textred. Jost Perfahl, Bd. 2: *Romane, Erzählungen*, mit einer Einf. von Ansgar Hillach (München: Winkler, 1978), S. 526-564.
- Engels, Friedrich, ‚Die moralische und geistige Lage der arbeitenden Klassen Englands‘, *Gesellschaftsspiegel. Organ zur Vertretung der besitzlosen Volksklassen und zur Beleuchtung der gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart*, Bd. 1, hg. von Moses Heß (Elberfeld: Bädeker, 1845), 140-146; 168-173.
- Engels, Friedrich, *Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen* (Leipzig: Wigand, 1845).
- Freytag, Gustav, *Soll und Haben. Roman in sechs Büchern*, Bd. 1, 12. Aufl. (Leipzig: Hirzel, 1866).
- Freytag, Gustav, ‚Erinnerungen aus meinem Leben‘, *Gesammelte Werke von Gustav Freytag. Erster Band. Mit einem Bildniß Gustav Freytags*, 2. Aufl. (Leipzig: Hirzel, 1893), S. 1-256.
- Freytag, Gustav, *Die Technik des Dramas*, unveränderter reprographischer Nachdruck der 13. Aufl. Leipzig 1922 (Darmstadt: Wiss. Buchges., 1969).
- Frobenius, Hermann, *Männer der Zeit. Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit*, hg. von Dr. Gustav Diercks, Bd. 2: *Alfried Krupp. Ein Lebensbild* (Dresden u.a.: Reißner, 1898). Sigle ‚AK‘.
- G. G. Gervinus Leben. Von ihm selbst. 1860.* Mit vier Bildnissen in Stahlstich (Leipzig: Engelmann, 1893).
- [Goethe, Johann Wolfgang von], *Die Leiden des jungen Werthers. Erster Theil. Zweyte ächte Auflage* (Leipzig: Weigand, 1775).
- Goethe, Johann Wolfgang von, *Faust. Eine Tragödie. Erster Theil* (Stuttgart: Cotta, 1867).
- Goethe, Wolfgang von, *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit* (Leipzig: Reclam, 1868).
- Goethe, Johann Wolfgang von, *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*, hg. von Karl Richter in Zusammenarbeit mit Katharina Mommsen

- und Herbert G. Göpfert, Bd. 11, 1/2: *West-östlicher Divan* (München u.a.: Hanser, 1998).
- Göhre, Paul (Hg.), *Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters. Neue Folge, mit einem Bildnis des Verfassers* (Leipzig: Diederichs, 1904).
- Grimmelshausen, Hans Jacob Christoffel von, *Werke*, Bd. I/1: *Der abentheuerliche Simplicissimus Teutsch*, hg. von Dieter Breuer (Frankfurt a.M.: Dt. Klass.-Verl., 1989).
- Gryphius, Andreas, *Gesamtausgabe der deutschsprachigen Werke*, Bd. 1: *Sonette*, hg. von Marian Szyrocki (Tübingen: Niemeyer, 1963).
- Gutzkow, Karl, ‚Vorrede‘, *Schleiermachers Vertraute Briefe über die Lucinde*, mit einem Vorwort von Karl Gutzkow (Hamburg: Hoffmann & Campe, 1835), S. XI-XIII.
- Gutzkow, Karl, *Zur Philosophie der Geschichte* (Hamburg: Hoffmann & Campe, 1836).
- Gutzkow, Karl, ‚Die Mode und das Moderne‘, *Gesammelte Werke von Karl Gutzkow*, Bd. 9: *Säkularbilder. Erster Theil* (Frankfurt a.M.: Lit. Anst. Rütten, 1846), S. 141-158.
- Gutzkow, Karl, *Die Ritter vom Geiste: Roman in neun Büchern*, hg. mit Einl. und Anm. vers. von Reinhold Gensel, 2. Teil: *Viertes bis sechstes Buch* (Berlin u.a.: Bong, ca. 1900).
- Gutzkow, Karl, ‚Vorwort‘, Karl Gutzkow, *Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern*, Bd. 1, 2. Aufl. (Leipzig: Brockhaus, 1852), S. 1-10.
- Gutzkow, Karl, ‚Vorwort zur dritten Auflage der „Ritter vom Geiste, 1854“‘, Karl Gutzkow, *Vom Baum der Erkenntnis: Denksprüche*, 3. Aufl. (Jena: Costenoble, 1892), S. 190f.
- Gutzkow, Karl, ‚Vom Berliner Journalismus‘, *Forum der Journal-Literatur. Eine antikritische Quartalschrift*, Bd. 1, H. 2, hg. von Karl Gutzkow (Berlin: Logier, 1831), Reprint (Frankfurt a.M.: Athenäum, 1971), S. 151-204.
- Gutzkow, Karl, ‚Vorwort [zur ersten Auflage der „Ritter vom Geiste“]‘, Karl Gutzkow, *Liberale Energie. Eine Sammlung seiner kritischen Schriften*, ausgew. und eingel. von Peter Demetz (Frankfurt a.M.: Ullstein, 1974), S. 221-225.
- Hebbel, Friedrich, *Maria Magdalene. Ein bürgerliches Trauerspiel in drei Akten. Nebst einem Vorwort betreffend das Verhältnis der dramatischen Kunst zur Zeit und verwandte Punkte* (Hamburg: Hoffmann & Campe, 1844). Sigle ‚MM‘.

Hebbel, Friedrich, *Briefwechsel 1829-1863. Historisch-kritische Ausgabe in fünf Bänden*, hg. von Otfried Ehrismann, Bd. 1: 1829-1848, bearb. und hg. von U. Henry Gerlach (München: Iudicium, 1999).

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, hg. von Dr. Eduard Gans, 3. Aufl. besorgt von Dr. Karl Hegel (Berlin: Duncker & Humblot, 1848).

Hegel, Georg Friedrich Wilhelm, *Werke in 20 Bänden*, hg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Bd. 13, 14 und 15: *Vorlesungen über die Ästhetik I, II und III* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1970). Siglen ‚VÄ I, II, III‘.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, ‚Zur Philosophie der Weltgeschichte‘, Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Gesammelte Werke*, Bd. 18: *Vorlesungsmanuskripte II (1816-1831)*, hg. von Walter Jaeschke (Hamburg: Meiner, 1995), S. 119-214.

Düsseldorfer Heine-Ausgabe, hg. von Manfred Windfuhr, 16 Bde. (Hamburg: Hoffmann & Campe, 1973-1996). Sigle ‚DHA‘:

Heine, Heinrich, ‚Erinnerung an Hammonia‘, DHA, Bd. 3/1 (1992), S. 220f.

Heine, Heinrich, ‚Deutschland. Ein Wintermärchen‘, DHA, Bd. 4 (1985), S. 89-157.

Heine, Heinrich, ‚Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland‘, DHA, Bd. 8/1 (1979), S. 9-120.

Heine, Heinrich, ‚Ludwig Börne. Eine Denkschrift‘, DHA, Bd. 11 (1978), S. 9-132.

Heine-Säkularausgabe, Briefabteilung, hg. von der Stiftung Weimarer Klassik und dem Centre National de la Recherche Scientifique in Paris, 9 Bde. (Berlin: Akademie, 1970-1984). Sigle ‚HSA‘:

Heine, Heinrich, an Karl August Varnhagen von Ense, HSA, Bd. 20 (1975), Brief Nr. 334 vom 4. Februar 1830, S. 384ff.

Heine, Heinrich, an Karl August Varnhagen von Ense, HSA, Bd. 20 (1975), Brief Nr. 355 vom 28. Februar 1830, S. 387-390.

Heß, Moses, ‚Über die sozialistische Bewegung in Deutschland‘, *Neue Anekdoten*, hg. von Karl Grün (Darmstadt: C.W. Leske, 1845), S. 188-227.

Hippel, Theodor Gottlieb von, *Lebensläufe nach aufsteigender Linie: nebst Beylagen* (Berlin: bey Christian Friedrich Voß und Sohn, 1778-81).

Hofstetten, Johann Baptist von, ‚Michel Langmuth, der Schuhmacher‘, *Der Social-Demokrat. Organ des Allgemeinen Deutschen Arbeiter-Vereins*, Nr. 44, 7. April 1865, bis Nr. 1, 3. Januar 1866.

Holek, Wenzel, *Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters*, mit einem Vorwort hg. von Paul Göhre (Jena: Diederichs, 1909).

Kant, Immanuel, *Über Pädagogik*, hg. und mit einer Vorrede versehen von D. Friedrich Theodor Rink (Königsberg: Nicolovius, 1803).

Keller, Gottfried, ‚Romeo und Julia auf dem Dorfe‘, *Kellers Werke in fünf Bänden*, Bd. 1, ausgew. und einged. von Hans Richter (Weimar: Volksverl., 1963), S. 161-236.

Kirchmann, J. H. von, *Über den Communismus der Natur* (Berlin: Hasselberg, 1866). Sigle ‚CN‘.

Lassalle, Ferdinand, *Nachgelassene Briefe und Schriften in sechs Bänden*, hg. von Gustav Mayer, Bd. 5: *Lassalles Briefwechsel aus den Jahren seiner Arbeiteragitation 1862-1864* (Stuttgart: Dt. Verl.-Anst., 1925).

Lassalle, Ferdinand, *Gesammelte Reden und Schriften*, hg. von Eduard Bernstein (Berlin: Cassirer, 1919). Sigle ‚LGRS‘:

Lassalle, Ferdinand, ‚Offenes Antwort-Schreiben‘, LGRS, Bd. 3: *Die Agitation für den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein: das Jahr 1863, Polemik*, S. 7-107.

Lassalle, Ferdinand, ‚Arbeiterlesebuch‘, LGRS, Bd. 3, S. 169-332.

Lassalle, Ferdinand, ‚An die Arbeiter Berlins. Eine Ansprache im Namen des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins (1863)‘, LGRS, Bd. 4: *Die Agitation für den deutschen Arbeiterverein: das Jahr 1864, Aktenstücke*, S. 7-58.

Lassalle, Ferdinand, ‚Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch‘, LGRS, Bd. 5: *Lassalles ökonomisches Hauptwerk*, S. 27-355.

Lessing, Gotthold Ephraim, ‚Hamburgische Dramaturgie‘, Gotthold Ephraim Lessing, *Werke*, hg. von Herbert G. Göpfert, Bd. 4: *Dramaturgische Schriften*, bearb. von Karl Eibl (München: Hanser, 1973), S. 229-720.

Levenstein, Adolf (Hg.), *Friedrich Nietzsche im Urteil der Arbeiterklasse*, 2. Aufl. (Leipzig: Felix Meiner, 1919).

Liebknecht, Wilhelm, ‚Wissen ist Macht – Macht ist Wissen. Vortrag, gehalten zum Stiftungsfest des Dresdener Arbeiterbildungsvereins am 5. Februar 1872 und zum Stiftungsfest des Leipziger Arbeiterbildungsvereins am 24. Februar

1872', *Wilhelm Liebknecht, Kleine politische Schriften*, hg. von Wolfgang Schröder (Leipzig: Reclam, 1976), S. 133-173. Sigle **WiM**'.

Lindow, Wolfgang (Hg.), *Ein kurzweilig Lesen von Dil Ulenspiegel*. Nach dem Druck von 1515 mit 87 Holzschnitten (Stuttgart: Reclam, 1966).

Luther, Martin, ‚Deutsche Messe und Ordnung Gottesdiensts, 1526‘, *D. Martin Luthers Werke: kritische Gesamtausgabe*, Bd. 19 (Weimar: Böhlau, 1897), S. 44-113.

Luther, Martin, ‚Vorrede zum 1. Bande der Gesamtausgaben seiner lateinischen Schriften, Wittenberg 1545‘, *D. Martin Luthers Werke: kritische Gesamtausgabe*, Bd. 54 (Weimar: Böhlau, 1928), S. 179-187.

Marbach, G[otthard] O[swald] (Hg.), *Der wiedererstandene Eulenspiegel* (Leipzig: Wigand, 1845).

Marx, Karl, Engels, Friedrich, *Werke* (Berlin: Dietz, 1956-), Sigle **MEW**':

Marx, Karl, Engels, Friedrich, ‚Die deutsche Ideologie‘, MEW, Bd. 3, 2. Aufl. (1959), S. 11-530.

Marx, Karl, ‚Thesen über Feuerbach‘, MEW, Bd. 3, 2. Aufl. (1959), S. 533ff.

Marx, Karl, ‚Aus I. Feuerbach‘, MEW, Bd. 3, 2. Aufl. (1959), S. 539f.

Marx, Karl, ‚Zur Kritik der politischen Ökonomie‘ (Januar 1859-Februar 1860), MEW, Bd. 13 (1961), Vorwort, S. 1-11.

Engels, Friedrich, ‚Die preußische Militärfrage und die deutsche Arbeiterpartei‘ (geschrieben Ende Januar bis 11. Februar 1865), MEW, Bd. 16 (1962), S. 37-78.

Marx, Karl, Engels, Friedrich, ‚Zweite Adresse des Generalrats über den Deutsch-Französischen Krieg‘ (9. September 1870), MEW, Bd. 17 (1962), S. 271-279.

Marx, Karl, ‚Der Bürgerkrieg in Frankreich. Adresse des Generalraths der Internationalen Arbeiter-Association‘ (geschrieben April/Mai 1871), MEW, Bd. 17 (1962), S. 313-365.

Engels, Friedrich, ‚Flüchtlingsliteratur, II. Programm der blanquistischen Kommuneflüchtlinge‘ [*Volksstaat*, Nr. 73, 26. Juni 1874], MEW, Bd. 18 (1962), S. 519-567.

Engels, Friedrich, ‚„Anti-Dühring““. Dritter Abschnitt. Sozialismus‘, MEW, Bd. 20 (1962), S. 239-303.

Engels, Friedrich, ‚Georg Weerth, der erste und bedeutendste Dichter des deutschen Proletariats‘, Nekrolog von 1883, MEW, Bd. 21 (1962), S. 5-8.

Marx, Karl, ‚Nachwort zur 2. Auflage [des Kapitals]‘, 24. Januar 1873, MEW, Bd. 23 (1962), S. 18-28.

Marx, Karl, Theorien über den Mehrwert, MEW, Bd. 26,1 (1965).

Marx, Karl, an Friedrich Engels in Manchester, 20. Juli 1870, MEW, Bd. 33 (1966), S. 5ff.

Engels, Friedrich, an Karl Marx in Ramsgate, 15. August 1870, MEW, Bd. 33 (1966), S. 39-42.

Mehring, Franz, *Gesammelte Schriften*, hg. von Thomas Höhle (Berlin: Dietz, 1960f.):

Bd. 1: *Geschichte der deutschen Sozialdemokratie*, Teil 1: *Von der Julirevolution bis zum preußischen Verfassungskstreite 1830 bis 1863*, hg. von Thomas Höhle (1960).

Bd. 2: *Geschichte der deutschen Sozialdemokratie*, Teil 2: *Von Lassalles „Offenem Antwortschreiben“ bis zum Erfurter Programm 1863 bis 1891*, hg. von Thomas Höhle (1960).

Bd. 10: *Aufsätze zur deutschen Literatur von Klopstock bis Weerth*, hg. von Hans Koch (1961): ‚Ein Dichter des Proletariats‘ (*Die Volksbühne 2* [1893/94], H. 1, 8-10), S. 620f.

Moritz, Karl Philipp (Hg.), *Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. Erster Theil* (Berlin: Friedrich Maurer, 1785).

Mundt, Theodor, *Kritische Wälder. Blätter zur Beurtheilung der Literatur, Kunst und Wissenschaft unserer Zeit* (Leipzig: Wolbrecht, 1833).

Mundt, Theodor, *Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen* (Leipzig: Reichenbach, 1835), Reprint (Frankfurt a.M.: Athenäum, 1973).

Mundt, Theodor, *Aesthetik. Die Idee der Schönheit und des Kunstwerks im Lichte unserer Zeit*, Faksimiledruck nach der 1. Aufl. von 1845 (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1966).

Nietzsche, Friedrich, *Sämtliche Werke*, Bd. 4: *Also sprach Zarathustra I-IV*, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari (München: dtv, 1999).

Novalis [Friedrich von Hardenberg] an Ludwig Tieck, Brief vom 26. Dezember 1798, Novalis, *Schriften. Dritter Theil*, hg. von Ludwig Tieck und Eduard von Bülow (Berlin: Reimer, 1846), S. 36.

Otto-Walster, August, ‚Ein verunglückter Agitator oder Die Grund- und Bodenfrage. Lustspiel in zwei Akten‘ (1874), *Aus den Anfängen der sozialistischen Dramatik*, hg. von Ursula Münchow (Berlin: Akademie, 1987), S. 33-77.

Otto-Walster, August, ‚Strike. Humoristische Erzählung‘, *Braunschweiger Volksfreund* 1876, Nr. 74, 28. März 1876; Nr. 75, 29. März 1876; Nr. 76, 30. März 1876; Nr. 77, 31. März 1876.

Otto-Walster, August, ‚Amerikanische Geschäftsleute. Ein Genrebildchen aus dem New-Yorker Leben‘, *Der arme Conrad. Illustrierter Kalender für das arbeitende Volk für 1877*, 2. Jg., 62-69.

Paul, Jean, *Flegeljahre. Eine Biographie*, 4 Bde. (Tübingen: Cotta, 1804/05).

Raabe, Wilhelm, ‚Zum wilden Mann‘, *Wilhelm Raabe, Sämtliche Werke*, Bd. 11, bearb. von Gerhart Mayer und Hans Butzmann (Freiburg i. Br.: Klemm, 1956), S. 159-256.

Relfföl, Karl, *Der Räuberhauptmann Joseph Bojanowsky, der Fürst der Todtengruft; historisch-romantisches Gemälde aus dem achtzehnten Jahrhundert* (Dresden: Johann Joseph Breyer, 1857).

Rousseau, Jean Jacques, *Bekenntnisse (Confessions)*, aus dem Französischen von Ernst Hardt (Leipzig: Insel, 1955).

Rückert, Friedrich, ‚Die Weisheit des Brahmanen‘, *Rückerts Werke*, hg. von Georg Ellinger, Bd. 2: *Lehrgedichte, Erzählungen* (Leipzig u.a.: Bibliograph. Inst., 1897), S. 51-126.

Schiller, Fri[e]drich, *Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen* (Mannheim: in der Schwanischen Hofbuchhandlung, 1784). Sigle ‚KuL‘.

Schiller, [Friedrich], *Die Verschwörung des Fiesco zu Genua. Ein republikanisches Trauerspiel* (Tübingen: Cotta, 1806).

Schiller's sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden, Bd. 1 (Stuttgart: Cotta, 1867):

Schiller, Friedrich, ‚Die Schlacht‘, S. 20.

Schiller, Friedrich, ‚Der Taucher‘, S. 86.

Schiller, Friedrich, ‚Das Lied von der Glocke‘, S. 102-106.

Schiller's sämtliche Werke in Zwei Bänden. Mit dem Porträt des Dichters und einem Fac-Simile, Bd. 2 (Paris: Felix Locquin, 1857):

Schiller, Friedrich, ‚Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen‘, S. 494-499.

Schiller, Friedrich, ‚Über die ästhetische Erziehung des Menschen. In einer Reihe von Briefen, Zweiundzwanzigster Brief‘, S. 538f.

Schlegel, August Wilhelm und Caroline Schlegel, ‚Die Gemählde. Gespräch‘, *Athenäum. Eine Zeitschrift*, hg. von Wilhelm August und Friedrich, Bd. 2, H. 1 (Berlin 1799), 39-151.

Schlegel, Friedrich, *Lucinde. Ein Roman. Erster Theil* (Berlin: Heinrich Frolich, 1799).

Schlegel, Friedrich, ‚Nachricht von den Gemälden in Paris. An einen Freund in Dresden‘, *Europa. Eine Zeitschrift*, hg. von Friedrich Schlegel, Bd. 1, H. 1 (Frankfurt a.M. 1803), 108-157.

Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, hg. von Ernst Behler unter Mitarbeit von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner (Paderborn u.a.: Schöningh u.a., 1958ff.), Sigle ‚KA‘:

Bd. 1: *Studien des klassischen Altertums*, eingel. und hg. von Ernst Behler [1979], ‚Über das Studium der griechischen Poesie‘, S. 217-367.

Bd. 2/1: *Charakteristiken und Kritiken (1796-1801)*, hg. und eingel. von Hans Eichner (1967): ‚Athenäumsfragment 116‘, S. 182f.

Bd. 16: *Fragmente zur Poesie und Literatur 1*, mit Einl. u. Kommentar vers. von Hans Eichner (1981).

Schleiermacher, Friedrich, *Vertraute Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde* (Lübeck u.a.: Hohn, 1800).

Schneider, Louis, *Aus meinem Leben*, Bd. 1, 2. Aufl. (Berlin: Mittler, 1879). Sigle ‚AmL‘.

Schönlank, Bruno, ‚Einleitung‘, Bruno Schönlank, *Sei uns du Erde! Gedichte* (Berlin: Arbeiterjugend, 1925), S. 3-6.

Schweichel, Robert, ‚Die Weber von Ober-Geiersdorf. Historische Erzählung‘, *Volksstaat-Kalender für das Jahr 1873*, 41-63.

Schweichel, Robert, ‚Der Pauker von Niklashausen. Historische Erzählung‘, *Volksstaat-Kalender für das Jahr 1874*, 26-40.

Schweichel, Robert, ‚Florian Geyers Heldentod‘, *Der arme Conrad. Illustrierter Kalender für das arbeitende Volk auf das Schaltjahr 1876*, 1-21.

Schweichel, Robert, ‚In Acht und Bann. Erzählung‘, *Der arme Conrad. Illustrierter Kalender für das arbeitende Volk für 1877*, 2. Jg., 1-28.

Schweichel, Robert, ‚Umsonst geopfert. Erzählung‘, *Der arme Conrad. Illustrierter Kalender für das arbeitende Volk für 1879*, 4. Jg., 33-55.

Schweichel, Robert, an Wilhelm Liebknecht, Berlin Juni [1873], *Wilhelm Liebknecht, Briefwechsel mit deutschen Sozialdemokraten*, Bd. 1: 1862-1878, hg. und bearb. von Georg Eckert (Assen: van Gorcum, 1973), S. 494-499.

Schweichel, Robert, ‚Die Bildung der Arbeiterklasse‘, *Demokratisches Wochenblatt. Organ der deutschen Volkspartei*, Nr. 45, 7. November, Nr. 46, 14. November 1868 (Beilage), unveränderter fotomechanischer Nachdruck der Originalausgabe (Leipzig: Zentralantiquariat der DDR, 1969).

Schweitzer, Johann Baptist von, *Oesterreichs Sache ist Deutschlands Sache. Ein Beitrag zur Befestigung der öffentlichen Meinung in Deutschland. Ende April 1850* (Frankfurt a.M.: Auffarth, 1859).

Schweitzer, Johann Baptist von, *Der einzige Weg zur Einheit. Ein Beitrag zur Besprechung der nationalen Frage* (Frankfurt a.M.: Auffarth, 1860).

Schweitzer, Johann Baptist von, *Zur Deutschen Frage* (Frankfurt a.M.: [o.V.], 1862).

Seghers, Anna, *Aufstand der Fischer von St. Barbara. Erzählung* (Berlin: Aufbau, 1993). Sigle ‚AdF‘.

Storm, Theodor, *Aquis submersus. Novelle* (Stuttgart: Reclam, 2003).

Vischer, Friedrich Theodor, ‚Gottfried Keller. Eine Studie‘, Friedrich Theodor Vischer, *Kritische Gänge*, hg. von Robert Vischer, Bd. 6, 2. Aufl. (München: Meyer & Jessen, 1922), S. 240-295.

Vogt, Carl, *Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke* (Stuttgart: Nägels, 1896). Sigle ‚ER‘.

Wagner, Richard, ‚Über die Anwendung der Musik auf das Drama‘, *Richard Wagners gesammelte Schriften und Briefe*, hg. von Julius Kapp, Bd. 13: *Der Polemiker* (Leipzig: Hesse & Becker, 1914), S. 282-298.

Waldner, Guido, *Adelmar von Perlstein, der Ritter vom goldenen Schlüssel, oder: die zwölf schlafenden Jungfrauen, die Beschützerinnen des bezauberten Jünglings* (Löbau: Johann Joseph Breyer, 1851/52).

Wallraff, Günter, ‚Am Fließband‘, Günter Wallraff, *Industriereportagen. Als Arbeiter in deutschen Großbetrieben* (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1970), S. 7-27. Sigle ‚AF‘.

Weiss, Peter, *Ästhetik des Widerstands, Roman, Erster Band* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1975). Sigle ‚**ÄdW I**‘.

Wieland, Christoph Martin, ‚Oberon, *Ein romantisches Heldengedicht in zwölf Gesängen*‘, Christoph Martin Wieland, *Werke*, hg. von Fritz Martini und Hans Werner Seiffert, Bd. 5, bearb. von Hans Werner Seiffert (München: Hanser, 1968), S. 162-381.

Wienbarg, Ludolf, *Aesthetische Feldzüge. Dem jungen Deutschland gewidmet* (Hamburg: Hoffmann & Campe, 1834). Sigle ‚**AeF**‘.

Winckelmann, Johann Joachim, ‚Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst‘, *Winckelmanns Werke in einem Band*, ausgew. und eingel. von Helmut Holtzhauer (Berlin: Aufbau, 1969), S. 1-38. Sigle ‚**GNGrW**‘.

10 Jahre Reichsverband: Festgabe der Hauptstelle des „Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie“ in Berlin zum 9. Mai 1914 (Berlin 1914).

Zetkin, Clara, ‚Für die Befreiung der Frau! Rede auf dem Internationalen Arbeiterkongreß zu Paris, 19. Juli 1889‘, Clara Zetkin, *Ausgewählte Reden und Schriften*, Bd. 1: *Auswahl aus den Jahren 1889 bis 1917*, mit einem Vorwort von Wilhelm Puck (Berlin: Dietz, 1957), S. 3-11.

VIII.3 Forschungsliteratur

VIII.3.1 Zeitgenössische Rezensionen und Artikel

[N.N.], ‚Die Gesellschaft der Patriotischen zur Herausgabe der Universalbibliothek aller Wissenschaften und Künste vereinigten Literaturfreunde, an das Publikum‘, *Der Teutsche Merkur* 4 (1784), 182-190.

[N.N.], ‚Über den Materialismus unserer Zeit‘, *Deutsche Vierteljahrs Schrift* 4 (1855), 1-58. Sigle ‚**MZ**‘.

[N.N.], ‚Die deutschen Classiker und der Buchhandel‘, *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel* (1867), Nr. 221, 2370-2373.

[N.N.], ‚Programm und Statuten der sozial-demokratischen Arbeiter-Partei‘, *Demokratisches Wochenblatt. Organ der sozialdemokratischen Arbeiterpartei*, unveränderter fotomechanischer Nachdruck der Originalausgabe (Leipzig: Zentralantiquariat der DDR, 1973), Nr. 33, 14. August 1869, 374.

[N.N.], ‚Kunst und Sozialismus‘, *Braunschweiger Volksfreund*, Nr. 236, 8. Oktober 1873.

[N.N.], ‚Marat. Ein Bruchstück‘, *Volksstaat-Kalender für das Jahr 1873*, 21-34.

- [N.N.], ‚Zahlen reden‘, *Volksstaat-Kalender für das Jahr 1873*, 36-41.
- [N.N.], ‚Zur Arbeiter-Literatur‘, *Braunschweiger Volksfreund*, Nr. 186, 11. August 1874.
- [N.N.], ‚Französische Arbeiter‘, *Volksstaat-Kalender für das Jahr 1874*, 11-14.
- [N.N.], ‚Zur Landfrage‘, *Volksstaat-Kalender für das Jahr 1875*, 44-48.
- [N.N.], ‚Der arme Konrad‘, *Der arme Conrad. Illustrierter Kalender für das arbeitende Volk auf das Schaltjahr 1876*, III-VII.
- [N.N.], ‚Ludwig Feuerbach‘, *Der arme Conrad. Illustrierter Kalender für das arbeitende Volk für 1877*, 2. Jg., 53-57.
- [N.N.], ‚Sonne, Erde und Mond. Ein wichtiges Kapitel für Kalenderkäufer‘, *Der arme Conrad. Illustrierter Kalender für das arbeitende Volk für 1878*, 3. Jg., 88-97.
- [N.N.], ‚Die dümmste Frau. Ein Stück deutschen Volkshumors‘, *Der arme Conrad. Illustrierter Kalender für das arbeitende Volk für 1879*, 4. Jg., 113ff.
- [N.N.], ‚Die Menschenaffen. Mit zwei Illustrationen‘, *Der arme Conrad. Illustrierter Kalender für das arbeitende Volk für 1879*, 4. Jg., 115-120.
- Bahr, Dr. Richard, ‚Aus der Tiefe‘, *Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist* 13/1 (1911), 540-544.
- Bebel, August, ‚Die Nothwendigkeit der Gründung einer allgemeinen Partei-Bibliothek‘, *Vorwärts. Central-Organ der Sozialdemokratie Deutschlands*, Nr. 21, 20. Februar 1878, Titelseite.
- Blos, Wilhelm, ‚Die Wiener Arbeiter von 1848‘, *Der arme Conrad. Illustrierter Kalender für das arbeitende Volk für 1879*, 4. Jg., 76-82.
- Bruns, B., ‚Die öffentliche Bibliothek und Lesehalle in Berlin‘, *Die Neue Zeit. Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie* 23 (1905), Bd. 1, H. 10, 327f.
- Delbrück, [Hans], ‚Literatur‘, *Preußische Jahrbücher* 126 (1906), 137-141.
- Dincklage-Campe, E. von, ‚*Im Hochland*. Novellen aus der romanischen Schweiz von Robert Schweichel. Dritte Sammlung. Berlin 1868. C. H. Lüderitz'sche Verlagshandlung‘, *Allgemeine Literatur-Zeitung zunächst für das katholische Deutschland* 15 (1868), 64.
- Dulk, Albert, ‚Robert Schweichel. Der Bildschnitzer vom Achensee. Roman in drei Bänden. Berlin. – Janke. 1873‘, *Die Wage. Wochenblatt für Politik und Literatur* 1, Nr. 1, 3. October 1873, 8-12.

Fontane, Theodor, ‚Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848‘, *Deutsche Annalen zur Kenntniß der Gegenwart und Erinnerung an die Vergangenheit*, Bd. 1 (1853), 353-377.

Freytag, Gustav, ‚Isegrim, Roman von Wilibald Alexis‘, *Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik und Literatur* 13/1 (1854), 321-328.

Freytag, Gustav, ‚Für junge Novellendichter‘, *Im neuen Reich. Wochenschrift für das Leben des deutschen Volkes in Staat, Wissenschaft und Kunst* 2/1 (1872), 66-70.

Frömmichen, K. H., ‚Einige Bemerkungen welche sich über den deutschen Meßkatalogus machen lassen‘, *Deutsches Museum* 2 (1780), 176-187.

Glagau, Otto, ‚Der Colportage-Roman, oder „Gift und Dolch, Verrath und Rache“‘, *Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft* 6 (1870), 51-59.

Gottschall, Rudolph, *Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Literarhistorisch und kritisch dargestellt*, 2 Bde., Bd. 2 (Breslau: Trewendt & Granier, 1855).

Gutzkow, Karl (Hg.), *Unterhaltungen am häuslichen Herd*, Bd. 1 (1853):

‚Schiller und Goethe‘ (Nr. 3, 46ff.).

‚Ein Toast zum Schillertage‘ (Nr. 6, 94).

‚Lessing und Nathan‘ (Nr. 7, 112).

‚Schiller und Goethe als Doppelstandbild‘ (Nr. 13, 204ff.).

‚Eine Artigkeit Voltaire’s‘ (Nr. 13, 208).

‚Die Theaterzensur zu Shakspeare’s Zeit‘ (Nr. 34, 544).

Gutzkow, Karl (Hg.), *Unterhaltungen am häuslichen Herd*, Bd. 3 (1855):

‚Der neue Roman‘ (Nr. 35, 558-560, Nr. 36, 572-576).

‚Der Roman und die Arbeit‘ (Nr. 43, 702f.).

Hähnel, Franziskus, ‚Oeffentliche Lesehallen‘, *Das litterarische Echo. Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde* 1/12 (1899), 734-737.

Hermes, Rudolf, ‚Allerlei Lebensschicksale‘, *Die Christliche Welt. Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände* 21 (1907), 429.

Hofstetten, Johann Baptist von, ‚Preußen und die deutsche Frage‘, *Social-Demokrat. Organ der social-demokratischen Partei*, Nr. 140, 1. Dezember 1867.

- Jähns, Friedrich Wilhelm, *Carl Maria von Weber in seinen Werken: chronologisch-thematisches Verzeichnis seiner sämtlichen Compositionen* [...] (Berlin: Schlesinger, 1871).
- Kautsky, Karl, *Der Weg zur Macht. Politische Betrachtungen über das Hineinwachsen in die Revolution*, 2. Aufl. (Berlin: Vorwärts, 1909).
- Klette, R., Architekt und Lehrer an der Baugewerkschule in Holzminden, ‚Ueber die wissenschaftliche Erziehung unserer Handwerker‘, *Der Arbeiterfreund. Zeitschrift des Centralvereins in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klassen* (1866), 338-347.
- Kühne, Gustav, ‚Friedrich Hebbel und die Tragikomödie‘, *Europa. Chronik der gebildeten Welt* 29 (1851), 225-230.
- Kürnberger, Ferdinand, ‚Maria Magdalena (Rez. Friedrich Hebbel: Maria Magdalena. Hamburg 1844)‘, *Sonntags-Blätter für heimatliche Interessen* 2 (1848), 337-339.
- Leibing, Franz, ‚Die deutsche Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung‘, *Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt* 37 (1872), 602f.
- Lessing, Maria, ‚Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters. [...] | Fischer, Franz Louis, Arbeiterschicksale [...]‘, *Kritische Blätter für die gesamten Sozialwissenschaften* 2 (1906), 390-392.
- Liebknecht, Wilhelm, ‚Briefe aus Berlin‘, 21. Januar und 17. Februar, *Die Neue Zeit. Revue des geistigen und öffentlichen Lebens* 9 (1890-91), Bd. 1 (1891), H. 18, 583-585; H. 22, 709-711.
- Marggraff, Hermann, *Deutschland's jüngste Literatur- und Culturepoche. Charakteristiken* (Leipzig: Engelmann, 1839).
- M.[arggraff], H.[ermann], ‚Der lyrische und der dramatische Dichter und ihr Publicum‘, *Allgemeine Zeitung für das Jahr 1845*, 1. Quartal (Stuttgart, Augsburg: Cotta, 1846), 307-309, 314-317, 324-325.
- Mohr, Wilhelm, ‚Richard Wagner und das Kunstwerk der Zukunft im Lichte der Baireuther Aufführung betrachtet‘ (1876), *Wagner. Im Spiegel seiner Zeit*, hg. von Sven Friedrich (Frankfurt a.M.: Fischer, 2013), S. 205f.
- Most, Joh., ‚Einiges aus dem Haushalt der Natur‘, *Der arme Conrad. Illustrierter Kalender für das arbeitende Volk für 1877*, 2. Jg., 29ff.
- M., F., ‚Kleine literarische Revue‘, *Magazin für die Literatur des Auslandes* 34, Nr. 18, 29. April 1865, 252.

- Oldenburg, Heinrich, ‚Produktive und unproduktive Arbeit. Ein Kapitel aus der politischen Oekonomie‘, *Der arme Conrad. Illustrierter Kalender für das arbeitende Volk für 1878*, 3. Jg., 111-115.
- Pahl, J. G., ‚Warum ist die deutsche Nation in unserm Zeitalter so reich an Schriftstellern und Büchern‘, *Der Weltbürger* 3/9 (1792), 617-625.
- Prutz, Robert, ‚Ueber die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen‘, R. E. Prutz, *Kleine Schriften. Zur Politik und Literatur*, Bd. 2 (Merseburg: Garcke, 1847), S. 166-212. Sigle ‚UL‘.
- Ritter, Emil, ‚Proletarische Literatur. Eine kulturpsychologische Studie‘, *Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens/der Literatur & Kunst* 11/2 (1914), 20-43.
- Roßbach, Emil, ‚Eine Epistel über Kinder-Erziehung an meinen Vetter Hans‘, *Der arme Conrad. Illustrierter Kalender für das arbeitende Volk für 1877*, 2. Jg., 37-42.
- Ruge, Arnold, ‚Idealismus und Realismus im Reiche des Ideals. Als Vorläufer zu Schillers hundertjährigem Geburtstage‘, *Deutsches Museum. Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben* 8/1 (1858), 497-506, 529-539, 665-683, zitiert nach: *Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung*, hg. von Gerhard Plumpe (Stuttgart: Reclam, 1997), S. 132ff.
- Schlieben, Erwin, ‚Zur Theorie des Romans. Preisschrift‘, *Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik* 3 (1876), 334-347.
- Schmidt, Julian, ‚Die Märzpoeten‘, *Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik und Literatur* 9/1 (1850), 5-13.
- Schmidt, Julian, ‚Die Reaction in der deutschen Poesie‘, *Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik und Literatur* 10/1 (1851), 17-25.
- Schmidt, Julian, *Geschichte der Deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert*, Bd. 3, 2. Aufl. (Leipzig: Herbig, 1855).
- Schmidt, Julian, ‚Neue Dramen‘, *Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik und Literatur* 15/1 (1856), 448-461.
- Schmidt, Julian, ‚Neue Romane‘, *Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik und Literatur* 19/4 (1860), 481-492.
- Schmidt, Julian, ‚Der Zauberer von Rom‘, *Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik und Literatur* 20/4 (1861), 241-248.
- Schubring, W., ‚Vom Büchertisch‘, *Protestantenblatt. Wochenschrift für den deutschen Protestantismus* 32 (1906), 1143-1144.

Schulz, Wilhelm, *Die Bewegung der Production. Eine geschichtlich-statistische Abhandlung zur Grundlegung einer neuen Wissenschaft des Staats und der Gesellschaft* (Zürich, Winterthur: Druck und Verl. des lit. Comptoirs, 1843).

Schweichel, Robert, ‚Der naturalistische Roman bei den Russen und Franzosen‘, *Die Neue Zeit. Revue des geistigen und öffentlichen Lebens* 5 (1887), H. 1, 1-14; H. 2, 62-70; H. 3, 105-114.

Schweichel, Robert, ‚Ein Blatt aus dem Leben der Enterbten‘, *Die Neue Zeit. Revue des geistigen und öffentlichen Lebens* 17 (1898/99), 2. Bd. (1899), H. 44, 571-576; H. 45, 605-608; H. 46, 636-640; H. 47, 668-672.

Schweitzer, Johann Baptist von, ‚An die Mitglieder des Allgemeinen deutschen Arbeiter-Vereins‘, *Beilage zum „Social-Demokrat“*, Nr. 107, 11. September 1867.

Schweitzer, Johann Baptist von, ‚[o.T.]‘, *Social-Demokrat*, Nr. 148, 17. Dezember 1869.

Spielberg, Otto, ‚Friedrich Hebbel‘, *Deutsches Museum* 17/1 (1867), 268.

Treitschke, Heinrich von, ‚Der Sozialismus und seine Gönner‘, *Preußische Jahrbücher* 34 (1874), 67-110.

VIII.3.2 Zur Arbeiterliteratur

Bab, Julius, *Arbeiterdichtung* (Berlin: Volksbühnen-Verl. u. Vertriebs-Ges., 1924).

Bahrdt, Hans Paul, ‚Erzählte Lebensgeschichten von Arbeitern‘, *Arbeitssituation, Lebenslage und Konfliktpotential. Festschrift für Max E. Graf zu Solms-Roedelheim*, hg. von Martin Osterland (Frankfurt a.M.: Europ. Verl.-Anstalt, 1975), S. 9-37.

Bernhard, Armin, *Kultur, Ästhetik und Subjektentwicklung: edukative Grundlagen und Bildungsprozesse in Peter Weiss' „Ästhetik des Widerstands“* (Frankfurt a.M.: dipa, 1994).

Birker, Karl, *Die deutschen Arbeiterbildungsvereine 1840-1870*, mit einem Vorwort von Ernst Schraepler (Berlin: Colloquium, 1973).

Bogdal, Klaus-Michael, ‚Arbeiterbewegung und Literatur‘, *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bd. 6: *Bürgerlicher Realismus und Gründerzeit 1848-1890*, hg. von Edward McInnes und Gerhard Plumpe (München u.a.: Hanser, 1996), S. 144-175. Sigle ‚**KMB**‘.

Bogdal, Klaus-Michael, *Zwischen Alltag und Utopie: Arbeiterliteratur als Diskurs des 19. Jahrhunderts* (Opladen: Westdt. Verl., 1991).

Bollenbeck, Georg, *Zur Theorie und Geschichte der frühen Arbeiterlebenserinnerungen* (Kronberg/Ts.: Scriptor, 1976).

Brendel, Marvin (Hg.), *Hermann Schulze-Delitzsch, Ausgewählte Schriften und Reden des Gründervaters der Genossenschaften* (Berlin: Schaltzeit, 2008).

Bürgel, Tanja, ‚Das Problem der Unterhaltungsliteratur in der deutschen Arbeiterpresse vor dem Sozialistengesetz‘, *Literatur und proletarische Kultur: Beiträge zur Kulturgeschichte der deutschen Arbeiterklasse im 19. Jahrhundert*, hg. unter Leitung von Dietrich Mühlberg und Rainer Rosenberg (Berlin: Akademie, 1983), S. 163-182. Sigle ‚**TB**‘.

Diersen, Inge, Wilfried Adling, Silvia Schlenstedt (Hg.), *Lexikon sozialistischer deutscher Literatur: von den Anfängen bis 1945. Monographisch-biographische Darstellungen* (Halle/Saale: Sprache und Literatur, 1963).

Dittrich, Eckhard, Juliane Jacobi-Dittrich, ‚Die Autobiographie als Quelle zur Sozialgeschichte der Erziehung‘, *Aus Geschichten lernen: zur Einübung pädagogischen Verstehens*, hg. von Dieter Baacke und Theodor Schulze (München: Juventa, 1979), S. 99-119. Sigle ‚**EDJJD**‘.

Emmerich, Wolfgang (Hg.), *Proletarische Lebensläufe. Autobiographische Dokumente zur Entstehung der zweiten Kultur in Deutschland*, Bd. 1: *Anfänge bis 1914* (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1974). Sigle ‚**WE**‘.

Feudel, Werner, ‚Georg Weerth – ein sozialistischer Parteischriftsteller des Vormärz‘, *Weimarer Beiträge* 18 (1972), H. 8, 92-110.

Frerichs, Petra, *Bürgerliche Autobiographie und proletarische Selbstdarstellung. Eine vergleichende Darstellung unter besonderer Berücksichtigung persönlichkeits-theoretischer und literaturwissenschaftlich-didaktischer Fragestellungen* (Frankfurt a.M.: Haag & Herchen, 1980).

Friedrich, Cäcilia, ‚Einleitung‘, *Kalendergeschichten*, hg. von Cäcilia Friedrich (Berlin: Akademie, 1975), S. VII-XXX.

Friedrich, Wolfgang (Hg.), *Im Klassenkampf. Deutsche revolutionäre Lieder und Gedichte aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts* (Halle: Sprache und Literatur, 1962).

Goette, Jürgen-Wolfgang, Rolf Schloesser, ‚Vorbemerkung‘, Georg Weerth, *Vergessene Texte: Werkauswahl in zwei Bänden*, nach den Handschriften hg. von J.-W. Goette, Jost Hermand und R. Schloesser, Bd. 2, mit einem Vorwort von Reinhart Koselleck (Köln: Leske, 1976), S. 265-270.

Heilbronn, Dieter, ‚Von der Trostlosigkeit zum sozialen Profil. Zur Figurenzeichnung in *Grubetsch* und *Aufstand der Fischer von St. Barbara*‘, *Anna*

- Seghers, *Materialienbuch*, hg. von Peter Roos und Friederike J. Hassauer-Roos (Darmstadt u.a.: Luchterhand, 1977), S. 42-51.
- Heintz, Günter, ‚Einleitung‘, *Deutsche Arbeiterdichtung 1910-1933*, hg. von Günter Heintz (Stuttgart: Reclam, 1974), S. 5-37.
- Hilzinger, Sonja, ‚Nachwort‘, Anna Seghers, *Aufstand der Fischer von St. Barbara. Erzählung* (Berlin: Aufbau, 1993), S. 111-119.
- Hirschberg, Susanne, *Das Bildungsschicksal des gewerblichen Proletariats im Lichte der Arbeiterautobiographie* (Köln: Mittelrheinische Druckerei und Verlagsanstalt, 1928).
- Hoffmann, Ludwig, *Deutsches Arbeitertheater 1918-1933: eine Dokumentation* (Berlin: Henschel, 1961).
- Hornauer, Uwe, *Laienspiel und Massenchor: das Arbeitertheater der Kultursozialisten in der Weimarer Republik* (Köln: Prometheus, 1985).
- Hüser, Fritz, *Von der Arbeiterdichtung zur neuen Industriedichtung der Dortmunder Gruppe 61: Abriss und Bibliographie* (Neuwied u.a.: Luchterhand, 1967).
- Hvidtfeldt Madsen, Karen, *Widerstand als Ästhetik. Peter Weiss und die Ästhetik des Widerstand*, aus dem Dänischen von Ursula Kleinen und Monika Wesemann (Wiesbaden: Dt. Univ.-Verl., 2003).
- Kaiser, Bruno, ‚Vorwort‘, Georg Weerth, *Sämtliche Werke in fünf Bänden*, hg. von Bruno Kaiser, Bd. 2: *Prosa des Vormärz* (Berlin: Aufbau, 1956), S. 5-13.
- Kessler, Achim, „Schaffe die Einheit!“ *Die Figurenkonstellation in der „Ästhetik des Widerstands“ von Peter Weiss* (Berlin u.a.: Argument, 1997).
- Knilli, Friedrich, Münchow, Ursula (Hg.), *Frühes deutsches Arbeitertheater 1847-1918: eine Dokumentation* (Berlin: Akademie, 1970).
- Köppen, Manuel, *Sozialdemokratische Belletristik vor dem ersten Weltkrieg: eine Untersuchung zum Zusammenhang von literarischer Struktur, Wirklichkeitssicht und politischer Praxis am Beispiel der literarischen Werke des sozialdemokratischen Autors und Politikers Karl Alwin Gerisch* (Köln: Pahl-Rugenstein, 1982). Sigle ‚MK‘.
- Köster-Bunselmeyer, Doris, *Literarischer Sozialismus. Texte und Theorien der deutschen Frühsozialisten 1843-1848* (Tübingen: Niemeyer, 1981).
- Kühne, Peter, Erasmus Schöfer, ‚Schreiben für die Arbeitswelt‘, *Akzente. Zeitschrift für Literatur* (4/1970), 319-343.
- Kürbisch, Friedrich G. (Hg.), *Anklage und Botschaft. Die lyrische Aussage der Arbeiter seit 1900* (Hannover: Dietz, 1969).

- Lammel, Inge, Ilse Schütt (Hg.), *Hundert proletarische Balladen: 1842-1945* (Berlin: Tribüne, 1985).
- Langewiesche, Dieter, Klaus Schönhoven, ‚Arbeiterbibliotheken und Arbeiterlektüre im Wilhelminischen Deutschland‘, *Archiv für Sozialgeschichte* 16 (1976), 135-204.
- Lehmann, Albrecht, *Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen* (Frankfurt a.M. u.a.: Campus, 1983).
- Ludwig, Martin H., *Arbeiterliteratur in Deutschland* (Stuttgart: Metzler, 1976).
- Müller, Jost, *Literatur und Politik bei Peter Weiss: die „Ästhetik des Widerstands“ und die Krise des Marxismus* (Wiesbaden: Dt.-Univ.-Verl., 1991).
- Münchow, Ursula (Hg.), *Aus den Anfängen der sozialistischen Dramatik*, 3 Bde. (Berlin: Akademie, 1964-1972).
- Münchow, Ursula, *Frühe deutsche Arbeiterautobiographie* (Berlin: Akademie, 1973).
- Münchow, Ursula, *Arbeiterbewegung und Literatur 1860-1914* (Berlin: Aufbau, 1981). Sigle ‚UM‘.
- Rüden, Peter von, *Sozialdemokratisches Arbeitertheater 1848-1914. Ein Beitrag zur Geschichte des politischen Theaters* (Frankfurt a.M.: Athenäum, 1973).
- Safranski, Rüdiger, Walter Fähnders, ‚Proletarisch-revolutionäre Literatur‘, *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, begr. von Rolf Grimminger, Bd. 8: *Literatur der Weimarer Republik 1918-1933*, hg. von Bernhard Weyergraf (München: Hanser, 1995), S. 174-231, 690-692.
- Alexander Stephan, ‚Zwischen Verbürgerlichung und Politisierung. Arbeiterliteratur in der Weimarer Republik‘, *Handbuch zur deutschen Arbeiterliteratur*, Bd. 1, hg. von Heinz Ludwig Arnold (München: Ed. Text + Kritik, 1977), S. 47-81.
- Stieg, Gerald, Witte, Bernd, *Abriß einer Geschichte der deutschen Arbeiterliteratur* (Stuttgart: Klett, 1973).
- Suhl, Nicole, *Anna Seghers: „Grubetsch“ und „Aufstand der Fischer von St. Barbara“. Literarische Konstrukte im Spannungsfeld von Phänomenologie und Existenzphilosophie* (Frankfurt a.M.: Lang, 2002).
- Trommler, Frank, *Sozialistische Literatur in Deutschland. Ein historischer Überblick* (Stuttgart: Kröner, 1976). Sigle ‚FT‘.
- Vaßen, Florian, ‚Sozialistische Literatur von 1849 bis 1890‘, *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bd. 2, hg. von Viktor

Žmegač unter Mitwirkung von Uwe Baur, Dieter Borchmeyer, Dietmar Goltschnigg, Jan Knopf, Martin Rector, Kurt Sollmann, Florian Vaßen (Königstein/Ts.: Athenäum, 1980), S. 109-139.

Vinçon, Hartmut, ‚Frühe Arbeiterliteratur‘, *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte*, Bd. 7: *Vom Nachmärz zur Gründerzeit: Realismus 1848-1880*, hg. von Horst Albert Glaser (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1982), S. 206-215.

Vogt, Michael, ‚Realismus avant la lettre: Georg Weerths Romanfragment‘, *Georg Weerth (1822-1856): Referate des I. Internationalen Georg-Weerth-Colloquiums 1992*, im Auftrag der Grabbe-Gesellschaft e.V. hg. von Michael Vogt (Bielefeld: Aisthesis, 1993), S. 274-289.

Vogtmeier, Michael, *Die proletarische Autobiographie 1903-1914. Studien zu Gattungs- und Funktionsgeschichte der Autobiographie* (Frankfurt a.M. u.a.: Lang, 1984). Sigle ‚MV‘.

Vonhoff, Gert, „Eine frische Literatur“. *Georg Weerths Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten‘*, *Mutual Exchanges*, hg. von R.J. Kavanagh (Frankfurt a.M.: Lang, 1999), S. 80-95.

Wagner, Frank, ‚Einige literarhistorische Beobachtungen an Weerths Romanfragment‘, *Der deutsche soziale Roman des 18. und 19. Jahrhunderts*, hg. von Hans Adler (Darmstadt: Wiss. Buchges., 1990), S. 259-270.

Wallraff, Günter, ‚Wirkungen in der Praxis‘, *Akzente. Zeitschrift für Literatur* (4/1970), 312-318.

Weber, Richard, *Proletarisches Theater und revolutionäre Arbeiterbewegung 1918-25* (Köln: Gaehme, Henke, 1976).

Weder, Heinz (Hg.), *Ulrich-Bräker-Lesebuch* (Frankfurt a.M.: Fischer, 1973).

Witte, Bernd, ‚Einleitung‘, *Deutsche Arbeiterliteratur von den Anfängen bis 1914*, hg. von Bernd Witte (Stuttgart: Reclam, 1977), S. 5-18. Sigle ‚BW‘.

Witte, Bernd, ‚Literatur der Opposition. Über Geschichte, Funktion und Wirkmittel der frühen Arbeiterliteratur‘, *Handbuch zur deutschen Arbeiterliteratur*, hg. von Heinz Ludwig Arnold (München: Ed. Text + Kritik, 1977), S. 7-45.

VIII.3.3 Literatur zum sozialgeschichtlichen Kontext

Barrow, Logie, *Arbeiterkultur und Industrialisierung* (Berlin: Argument, 1982).

Baumgart, Franzjörg, *Die verdrängte Revolution. Darstellung und Bewertung der Revolution von 1848 in der deutschen Geschichtsschreibung vor dem Ersten Weltkrieg* (Düsseldorf: Schwann, 1976).

„Bericht über den Fünften Vereinstag der Deutschen Arbeitervereine am 5., 6. und 7. September 1868 zu Nürnberg, hg. vom Vorort Leipzig, 2. Aufl., Leipzig o. J.“, *Berichte über die Verhandlungen der Vereinstage deutscher Arbeitervereine 1863-1869*. Nachdrucke (Berlin u.a.: Dietz, 1980), hg. von Dieter Dowe, S. 145-184.

Bouvier, Beatrix W., *Französische Revolution und deutsche Arbeiterbewegung. Die Rezeption des revolutionären Frankreichs in der deutschen sozialistischen Arbeiterbewegung von den 1830er Jahren bis 1905* (Bonn: Verl. Neue Ges., 1982).

Brandt, Peter, *Soziale Bewegung und politische Emanzipation. Studien zur Geschichte der Arbeiterbewegung und des Sozialismus*, zum 60. Geburtstag von Peter Brandt hg. von Wolfgang Kruse, Eva Ochs und Arthur Schlegelmilch (Bonn: Dietz, 2008).

Conze, Werner, Dieter Groh, *Die Arbeiterbewegung in der nationalen Bewegung: die deutsche Sozialdemokratie vor, während und nach der Reichsgründung* (Stuttgart: Klett, 1966).

Engelberg, Ernst, *Revolutionäre Politik und Rote Feldpost 1878-1890* (Berlin: Akademie, 1959).

Engelsing, Rolf, *Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1973).

Fahl, Andreas, *Das Hamburger Bürgermilitär 1814-1868* (Berlin u.a.: Reimer, 1987).

Frie, Ewald, *Das deutsche Kaiserreich* (Darmstadt: Wiss. Buchges., 2004).

Gräfe, Dr. H., *Der Verfassungskampf in Kurhessen nach Entstehung, Fortgang und Ende* (Leipzig: Costenoble und Rummelmann, 1851).

Gratzel, Gilbert A., *Arbeiterkultur: wissenschaftstheoretische Anmerkungen zur Konjunktur einer sozialhistorischen Kategorie* (Berlin: Argument, 1988).

Groh, Dieter, *Negative Integration und revolutionärer Attentismus. Die deutsche Sozialdemokratie am Vorabend des Ersten Weltkrieges* (Berlin: Propyläen, 1973).

- Groh, Dieter, Peter Brandt, ‚*Vaterlandslose Gesellen*‘: *Sozialdemokratie und Nation 1860-1990* (München: Beck, 1992).
- Habermann, Joerk (Hg.), *Für Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität. Sozialdemokraten in Deutschland. 1863-1976*, 2. Aufl. (Bonn: Vorstand der SPD Abt. Öffentlichkeitsarbeit, 1976).
- Heid, Siegbert, Thomas Meyer, ‚Vorwort‘, *Ferdinand Lassalle – Historische Leistung und aktuelle Bedeutung*, hg. von Susanne Miller und Hans-Jochen Vogel (Bonn: FES, 1987), S. 3f.
- Hohorst, Gerd, Jürgen Kocka, Gerhard A. Ritter, *Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch II: Materialien zur Statistik des Kaiserreichs 1870-1914* (München: Beck, 1975).
- Kienietz, Dieter, *Der Kosakenwinter in Schleswig-Holstein 1813/14: Studien zu Bernadottes Feldzug in Schleswig und Holstein und zur Besetzung der Herzogtümer durch eine schwedisch-russisch-preußische Armee in den Jahren 1813/14* (Heide: Boyens, 2000).
- Klönne, Arno, *Die deutsche Arbeiterbewegung. Geschichte – Ziele – Wirkungen*, unter Mitarbeit von Barbara Klau und Karl Theodor Stiller (Düsseldorf u.a.: Diederichs, 1980).
- Kocka, Jürgen, *Arbeiterkultur im 19. Jahrhundert* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1979).
- Kocka, Jürgen, *Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen. Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert* (Bonn: Dietz, 1990).
- Kocka, Jürgen, *Das lange 19. Jahrhundert. Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft*, 10. Aufl. (Stuttgart: Klett-Cotta, 2001).
- Kreutz, Wilhelm, ‚Das Bild der Pariser Februarrevolution in Deutschland‘, *Paris und Berlin in der Revolution 1848. Gemeinsames Kolloquium der Stadt Paris, der Historischen Kommission zu Berlin und des Deutschen Historischen Instituts (Paris, 23.-25. November 1992)*, hg. von Ilja Mieck, Horst Möller und Jürgen Voss (Sigmaringen: Thorbecke, 1995), S. 241-268.
- Kreutz, Wilhelm, ‚Die europäische Revolution von 1848/49‘, *Revolution 1848/49. Ereignis – Rekonstruktion – Diskurs*, hg. von Gudrun Loster-Schneider (St. Ingbert: Röhrig, 1999), S. 67-91.
- Langewiesche, Dieter, *Arbeiterkultur in Deutschland* (Hamburg: Ergebnisse, 1984).
- Langewiesche, Dieter, *Europa zwischen Restauration und Revolution 1815-1849*, 5. Aufl. (München: Oldenbourg, 2007).

- Mayer, Gustav, *Johann Baptist von Schweitzer und die Sozialdemokratie. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung* (Jena: Fischer, 1909).
- Maurer, Hans-Martin, ‚Der Arme Konrad – ein Aufstand in Württemberg‘, *Der Gerechtigkeit einen Beistand thun... Vorträge und Dokumente zum Bauernkrieg*, hg. im Auftrag der Stadt Weinstadt von Thomas Schwabach (Remshalden-Buoch: Hennecke, 2004), S. 17-33.
- Müller, Jürgen, *Der Deutsche Bund 1815-1866* (München: Oldenbourg, 2006).
- Nipperdey, H. C., *Das deutsche Privatrecht in der Mitte des 20. Jahrhunderts: Festschrift für Heinrich Lehmann zum 80. Geburtstag*, Bd. 1, 2. Aufl. (Berlin: de Gruyter, 1965).
- Osterroth, Franz, Dieter Schuster, *Chronik der deutschen Sozialdemokratie*, Bd. 1: *Bis zum Ende des Ersten Weltkrieges* (Berlin: Dietz, ²1975) [Onlinefassung in der Digitalen Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung]; <<http://library.fes.de/fulltext/bibliothek/chronik/band1/e235e678.html>> [Zugriff am 28. Juni 2013].
- Perthes, Clemens Theodor, *Das Herbergswesen der Handwerksgesellen* (Gotha: F.A. Perthes, 1856).
- Peukert, Detlev J. K., *Die Weimarer Republik* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1987).
- Ritter, Gerhard A., ‚Einleitung‘, *Arbeiterkultur*, hg. von Gerhard A. Ritter (Königstein/Ts: Verl.-Gr. Athenäum, Hain, Scriptor, Hanstein, 1979), S. 1-14.
- Ritter, Gerhard A., ‚Arbeiterkultur im deutschen Kaiserreich, Probleme und Forschungsansätze‘, *Arbeiterkultur*, hg. von Gerhard A. Ritter (Königstein/Ts.: Verl.-Gr. Athenäum, Hain, Scriptor, Hanstein, 1979), S. 15-39.
- Ritter, Gerhard A., *Arbeiter, Arbeiterbewegung und soziale Ideen in Deutschland. Beiträge zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts* (München: Beck, 1996).
- Rothfels, Hans (Hg.), *Theodor Lohmann und die Kampfjahre der staatlichen Sozialpolitik (1871-1905)*, nach ungedruckten Quellen (Berlin: Mittler, 1927).
- Stangl, Christine, *Sozialismus zwischen Partizipation und Führung. Herrschaftsverständnis und Herrscherbild der sozialistischen deutschen Arbeiterbewegung von den Anfängen bis 1875* (Berlin: Duncker & Humblot, 2002).
- Stürmer, Michael, *Die Reichsgründung. Deutscher Nationalstaat und europäisches Gleichgewicht im Zeitalter Bismarcks* (München: dtv, 1984).
- Tombs, Robert, *The Paris Commune 1871* (London u.a.: Longman, 1999).
- Ullrich, Volker, *Die nervöse Großmacht 1871-1918. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs* (Frankfurt a.M.: Fischer, 2007).

Wehler, Hans-Ulrich, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 2: *Von der Reformära bis zur industriellen und politischen „Deutschen Doppelrevolution“ 1815-1848/49*, 2. Aufl. (München: Beck, 1989).

Welskopp, Thomas, *Das Banner der Brüderlichkeit. Die deutsche Sozialdemokratie vom Vormärz bis zum Sozialistengesetz* (Bonn: Dietz, 2000).

VIII.3.4 Zur Literatur im Allgemeinen

Aichinger, Ingrid, *Künstlerische Selbstdarstellung: Goethes ‚Dichtung und Wahrheit‘ und die Autobiographie der Folgezeit* (Bern: Lang, 1977).

Aichinger, Ingrid, ‚Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk‘ (1970), *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*, hg. von Günter Niggli, 2. Aufl. (Darmstadt: Wiss. Buchges., 1998), S. 170-199.

Andreotti, Mario, *Die Struktur der modernen Literatur. Neue Wege in die Textinterpretation*, 2. Aufl. (Bern u.a.: Haupt, 1990).

Bachleitner, Norbert, *Kleine Geschichte des deutschen Feuilletonromans* (Tübingen: Narr, 1999).

Baßler, Moritz, ‚Figurationen der Entsagung. Zur Verfahrenslogik des Spätrealismus bei Wilhelm Raabe‘, *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft 2010*, hg. von Dirk Göttliche und Ulf-Michael Schneider (Berlin u.a.: de Gruyter, 2010), S. 63-80.

Bee, Guido, *Aufklärung und narrative Form. Studien zu den Kalendertexten Johann Peter Hebels* (Münster: Waxmann, 1997).

Bock, Helmut, ‚Deutscher Vormärz. Immer noch Fragen nach Definition und Zäsuren einer Epoche?‘ *Vormärz und Klassik*, hg. von Lothar Ehrlich, Hartmut Steinecke und Michael Vogt (Bielefeld: Aisthesis, 1999), S. 9-32.

Bollenbeck, Georg, *Till Eulenspiegel. Der dauerhafte Schwankheld. Zum Verhältnis von Produktions- und Rezeptionsgeschichte* (Stuttgart: Metzler, 1985).

Bolten, Jürgen, ‚Die Hermeneutische Spirale. Überlegungen zu einer integrativen Literaturtheorie‘, *Poetica* 17 (1985), H. 3/4, 355-371.

Böttcher, Kurz, Hans Jürgen Geerdts (Hg.), *Kurze Geschichte der deutschen Literatur* (Berlin: Volk u. Wissen, 1981).

Bucher, Max, Werner Hahl, Georg Jäger, Reinhard Wittmann (Hg.), *Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur. Realismus und Gründerzeit 1848 – 1880*, mit einer Einführung in den Problemkreis und einer Quellenbibliographie, Bd. 1:

Einführung in den Problemkreis, Abbildungen, Kurzbiographien, annotierte Quellenbibliographie und Register (Stuttgart: Metzler, 1976).

Denkler, Horst, *Restauration und Revolution. Politische Tendenzen im deutschen Drama zwischen Wiener Kongreß und Märzrevolution* (München: Fink, 1973).

Eisele, Ulf, *Realismus und Ideologie: zur Kritik der literarischen Theorie nach 1848 am Beispiel des ‚Deutschen Museums‘* (Stuttgart: Metzler, 1976).

Eisele, Ulf, ‚Realismus-Theorie‘, *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte*, Bd. 7: *Vom Nachmärz zur Gründerzeit: Realismus 1848-1880*, hg. von Horst Albert Glaser (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1982), S. 36-46.

Eke, Norbert Otto, *Einführung in die Literatur des Vormärz* (Darmstadt: Wiss. Buchges., 2005).

Eloesser, Arthur, *Das bürgerliche Drama. Seine Geschichte im 18. und 19. Jahrhundert* (Berlin: Hertz, 1898).

Frenzel, Elisabeth, *Stoff- und Motivgeschichte*, 2. Aufl. (Berlin: E. Schmidt, 1974).

Göttsche, Dirk, *Zeit im Roman. Literarische Zeitreflexion und die Geschichte des Zeitromans im späten 18. und im 19. Jahrhundert* (München: Fink, 2001).

Grüttemeier, Ralf, *Intentionalität als Kipffigur* (Oldenburg: Bis, 1999).

Guthke, Karl S., *Das deutsche bürgerliche Trauerspiel*, 5. Aufl. (Stuttgart u.a.: Metzler, 1994).

Gysi, Klaus, Hans Günther Thalheim (Hg.), *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Bd. 8 (Berlin: Volk u. Wissen, 1961).

Hess, Günter, *Panorama und Denkmal. Studien zum Bildgedächtnis des 19. Jahrhunderts* (Würzburg: Königshausen & Neumann, 2011).

Holdenried, Michaela, *Autobiographie* (Stuttgart: Reclam, 2000).

Hönig, Christoph, *Die Lebensfahrt auf dem Meer der Welt: der Topos; Texte und Interpretationen* (Würzburg: Königshausen & Neumann, 2000).

Jacobs, Jürgen, ‚Die deutsche Erzählung im Zeitalter der Aufklärung‘, *Handbuch der deutschen Erzählung*, hg. von Karl Konrad Polheim (Düsseldorf: Bagel, 1981), S. 56-71, 564-566.

Kafitz, Dieter, *Grundzüge einer Geschichte des deutschen Dramas von Lessing bis zum Naturalismus*, Bd. 2 (Königstein/Ts.: Athenäum, 1982). Sigle ‚DK‘.

Kilian, Jörg, *Lehrgespräch und Sprachgeschichte. Untersuchungen zur historischen Dialogforschung* (Tübingen: Niemeyer, 2002). Sigle ‚JK‘.

- Knopf, Jan, ‚Kalender‘, *Von Almanach bis Zeitung. Ein Handbuch der Medien in Deutschland 1700-1800*, hg. von Ernst Fischer, Wilhelm Haefs und York-Gothart Mix (München: Beck, 1999), S. 121-136.
- Knopf, Jan, *Die deutsche Kalendergeschichte. Ein Arbeitsbuch* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1983).
- Krauss, Werner, ‚Einführung‘, Jean-Jacques Rousseau, *Bekenntnisse*, mit einer Einf. von Werner Krauss, übertr. von Ernst Hardt, 6. Aufl. (Leipzig: Insel, 1965), S. 7-33.
- Landshuter, Stephan, ‚Versuch einer literarhistorischen Verortung‘, *Karl Gutzkow, Der Zauberer von Rom. Roman in neun Büchern. (Sechstes bis Neuntes Buch)*, hg. von Kurt Jauslin, Stephan Landshuter und Wolfgang Rasch (Münster: Oktober, 2007), S. 2837-2870.
- Lubbock, Percy, *The Craft of Fiction* (New York: Charles Scribner's Sons, 1921).
- Luserke, Matthias, ‚Gewalt statt Katharsis – ein Paradigmenwechsel? Die Agonie des Bürgerlichen Trauerspiels in Hebbels *Maria Magdalena*‘, „*Alles Leben ist Raub*“: *Aspekte der Gewalt bei Friedrich Heibel*, hg. von Günter Häntzschel (München: Iudicium, 1992), S. 139-149.
- May, Kurt, *Friedrich Schiller: Idee und Wirklichkeit im Drama* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1948).
- Meid, Volker, *Die deutsche Literatur im Zeitalter des Barock. Vom Späthumanismus zur Frühaufklärung* (München: Beck, 2009).
- Meuthen, Erich, ‚Poesie des Neben-Sächlichen. Über Fontanes *Stechlin* und die Kunst der Rede‘, *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 38 (1994), 147-170.
- Misch, Georg, *Geschichte der Autobiographie*, Bd. 4/2: *Von der Renaissance bis zu den autobiographischen Hauptwerken des 18. und 19. Jahrhunderts* (Frankfurt a.M.: Schulte-Bulmke, 1969).
- Mix, York-Gothart, ‚Mediale und narrative Interdependenz. Zur Raum- und Zeitsemantik in Johann Peter Hebels Kalendertexten‘, *Text + Kritik, Zeitschrift für Literatur*, H. 151, VII/01: *Johann Peter Hebel*, hg. von Heinz Ludwig Arnold (München: Ed. Text + Kritik, 2001), 23-31.
- Müller-Seidel, Walter, ‚Das stumme Drama der Luise Millerin‘, *Goethe. Viermonatsschrift der Goethe-Gesellschaft*, Bd. 17 (1955), 91-103.
- Neuschäfer, Hans-Jörg, Dorothee Fritz-El Ahmad, Klaus-Peter Walter, *Der französische Feuilletonroman: die Entstehung der Serienliteratur im Medium der Tageszeitung* (Darmstadt: Wiss. Buchges., 1986).

- Neuse, Werner, ‚Die Anfänge der „erlebten Rede“ und des „inneren Monologs“ in der deutschen Prosa des 18. Jahrhunderts‘, *Theatrum Mundi. Essays on German Drama and German Literature Dedicated to Harold Lenz on His Seventieth Birthday*, hg. von Edward R. Haymes (München: Fink, 1980), S. 1-21.
- Niggel, Günter, ‚Einleitung‘, *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*, hg. von Günter Niggel, 2. Aufl. (Darmstadt: Wiss. Buchges., 1998), S. 1-17.
- Niggel, Günter, ‚Probleme literarischer Zweckformen‘, *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 6 (1981), 1-18.
- Pascal, Roy, ‚Autobiography as an Art Form‘, *Stil- und Formprobleme in der Literatur. Vorträge des VII. Kongresses der Internationalen Vereinigung für moderne Sprachen und Literaturen in Heidelberg*, hg. von Paul Böckmann (Heidelberg: Winter, 1959), S. 114-119.
- Peschken, Bernd, *Versuch einer germanistischen Ideologiekritik: Goethe, Lessing, Novalis, Tieck, Hölderlin, Heine in Wilhelm Diltheys und Julian Schmidts Vorstellungen* (Stuttgart: Metzler, 1972).
- Pietzcker, Carl, ‚Wie der HebelFrieder und der ZundelPeter dem Consistorio auf ein Kurzes entwichen und dem geneigten Leser den Boden unter den Füßen wegstahlen. Eine literarische Lumpengeschichte‘, *Text + Kritik, Zeitschrift für Literatur*, H. 151, VII/01: *Johann Peter Hebel*, hg. von Heinz Ludwig Arnold (München: Ed. Text + Kritik, 2001), 32-46.
- Plaul, Hainer, *Illustrierte Geschichte der Trivial-Literatur* (Hildesheim u.a.: Olms, 1983). Sigle ‚HP‘.
- Polheim, Karl Konrad, ‚Nachwort‘, Friedrich Schlegel, *Lucinde. Ein Roman. Studienausgabe*, kritisch hg. [...] von Karl Konrad Polheim (Stuttgart: Reclam, 2005), S. 217-223.
- Rohner, Ludwig, *Kalendergeschichte und Kalender* (Wiesbaden: Athenaion, 1987).
- Rosenberg, Rainer, *Literaturverhältnisse im deutschen Vormärz* (Berlin: Akademie, 1975).
- Ruckhäberle, Hans-Joachim, *Flugschriftenliteratur im historischen Umkreis Georg Büchners* (Kronberg/Ts.: Scriptor, 1975).
- Scholz-Lübbering, Hannelore, *Widersprüche im bürgerlichen Frauenbild. Zur ästhetischen Reflexion und poetischen Praxis bei Lessing, Friedrich Schlegel und Schiller* (Weinheim: Dt. Studien, 1992).
- Schönert, Jörg, ‚Fragen ohne Antwort. Zur Krise der literarischen Aufklärung im Roman des späten 18. Jahrhunderts: Wezels „Belphegor“, Klingers „Faust“ und

die „Nachtwachen von Bonaventura“, *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 17 (1970), 182-229.

Sengle, Friedrich, *Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815-1848*, Bd. 1: *Allgemeine Voraussetzungen, Richtungen, Darstellungsmittel* (Stuttgart: Metzler, 1971).

Sprenkel, Peter, *Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1870-1900. Von der Reichsgründung bis zur Jahrhundertwende* (München: Beck, 1998).

Taege, Friedrich, ‚Lebensweltliche Bezüge divergenter literaturdidaktischer Konzepte im deutschen Vormärz‘, *Deutschunterricht und Lebenswelt in der Fachgeschichte*, hg. von Ortwin Beisbart und Helga Bleckwenn (Frankfurt a.M.: Lang, 1993), S. 101-114.

Tynjanow, Jurij, ‚Über die literarische Evolution‘, *Russischer Formalismus. Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa*, hg. und eingel. von Jurij Striedter (München: Fink, 1971), S. 433-461.

Ueding, Gert, *Glanzvolles Elend, Versuch über Kitsch und Kolportage* (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1973).

Vietta, Silvio, *Der europäische Roman der Moderne* (München: Fink, 2007).

Vonhoff, Gert, *Vom bürgerlichen Individuum zur sozialen Frage. Romane von Karl Gutzkow* (Frankfurt a.M.: Lang, 1994).

Vonhoff, Gert, *Erzählgeschichte. Studien zur erzählenden Prosa* (Münster: Monsenstein und Vannerdat, 2007).

Wagner-Egelhaaf, Martina, *Autobiographie*, 2. Aufl. (Stuttgart, Weimar: Metzler, 2005).

Wittmann, Reinhard, *Buchmarkt und Lektüre im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge zum literarischen Leben 1750-1880* (Tübingen: Niemeyer, 1982).

Žmegač, Viktor, ‚Einleitung: Zum Problem der Literaturhistorie‘, *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bd. I/1: 1700-1848, hg. von Viktor Žmegač (Königstein/Ts.: Athenäum, 1978), S. XI-XXXIII.

VIII.3.5 Sonstige Literatur

Ast, Friedrich, *Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik* (Landshut: Jos. Thomann, 1808).

Balibar, Etienne, Pierre Macherey, ‚Thesen zum materialistischen Verfahren‘, aus dem Französischen von Hartmut Kretschmer und Paul Terborg, *alternative* 98 (1974), 193-221.

- Barthes, Roland, ‚La mort de l’auteur‘ (1968), Roland Barthes, *Le bruissement de la langue* (Paris: Éd. du Seuil, 1984), S. 61-67.
- Barthes, Roland, ‚Der Tod des Autors‘, *Texte zur Theorie der Autorschaft*, hg. und kommentiert von Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matias Martinez und Simone Winko (Stuttgart: Reclam, 2000), S. 185-193.
- Bast, Rainer A. (Hg.), *Julius Hermann von Kirchmann: 1802-1884; Jurist, Politiker, Philosoph* (Hamburg: Meiner, 1993).
- Benjamin, Walter, ‚Über den Begriff der Geschichte‘, Walter Benjamin, *Gesammelte Schriften*, Bd. I,2: *Abhandlungen*, hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1974), S. 691-704.
- Danzer, Doris, *Zwischen Vertrauen und Verrat: deutschsprachige kommunistische Intellektuelle und ihre sozialen Beziehungen (1918-1960)* (Göttingen: V & R Unipress, 2012).
- Demandt, Alexander, ‚Der Ursprung des Weihnachtsfestes‘, Alexander Demandt, *Historica minora*, Bd. 3: *Sieben Siegel. Essays zur Kulturgeschichte* (Köln u.a.: Böhlau, 2005), S. 1-18.
- Dovifat, Emil, *Zeitungslehre*, Bd. 2: *Redaktion, die Sparten Verlag und Vertrieb, Wirtschaft und Technik, Sicherung der öffentlichen Ausgabe*, bearbeitet von Jürgen Wilke, 6. Aufl. (Berlin u.a.: de Gruyter, 1976).
- Eco, Umberto, ‚Eugène Sue: Sozialismus und Vertröstung‘, *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 2, Beih. 2: *Literatur für viele* (1976), 42-72.
- Eco, Umberto, *Das offene Kunstwerk*, aus dem Italienischen von Günter Memmert, 2. Aufl. (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1973).
- Foucault, Michel, ‚Was ist ein Autor?‘ (1969), *Texte zur Theorie der Autorschaft*, hg. und kommentiert von Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matias Martinez und Simone Winko (Stuttgart: Reclam, 2000), S. 198-229.
- Foucault, Michel, ‚Qu`est-ce qu`un auteur?‘, *Bulletin de la société française de philosophie* (Éd. Armand Collin, 1969), 75-104.
- Lejeune, Philippe, ‚Le pacte autobiographique‘, *Poétique* 4 (1973), 137-162.
- Luhmann, Niklas, *Die Realität der Massenmedien*, 2. Aufl. (Opladen: Westdt. Verl., 1996).
- Martens, Ekkehard, *Der Faden der Ariadne oder Warum alle Philosophen spinnen* (Leipzig: Reclam, 2000).
- Martino, Alberto, *Die deutsche Leihbibliothek. Geschichte einer literarischen Institution (1756-1914)*, mit einem zusammen mit Georg Jäger erstellten

Verzeichnis der erhaltenen Leihbibliothekskataloge (Wiesbaden: Harrassowitz, 1990).

Reich-Ranicki, Marcel, ‚Fachleute für menschliche Leiden. Anmerkungen zu einem Thema ohne Grenzen: Der Arzt und die Literatur oder Die Rebellion gegen die Vergänglichkeit‘, Marcel Reich-Ranicki, *Herz, Arzt und Literatur. Zwei Aufsätze* (Zürich: Ammann, 1987), S. 5-33.

Pannenberg, Wolfhart, ‚Mythos und Dogma im Weihnachtsfest‘, *Das Fest*, hg. von Walter Haug und Rainer Warning (München: Fink, 1989), S. 53-63.

Saalfeld, Dietrich, ‚Materialien zur Beurteilung der Buchpreise und Leihgebühren im Rahmen der allgemeinen Preisentwicklung und der Lebenshaltungskosten des 19. Jahrhunderts‘, *Die Leihbibliothek als Institution des literarischen Lebens im 18. und 19. Jahrhundert. Organisationsformen, Bestände und Publikum*, hg. von Georg Jäger und Jörg Schönert (Hamburg: Hauswedell, 1980), S. 63-88.

VIII.3.6 Lexikoneinträge

‚Allegorie‘, *Metzler-Literatur-Lexikon: Stichwörter zur Weltliteratur*, hg. von Günther und Irmgard Schweikle (Stuttgart: Metzler, 1984), 9.

‚Arbeiterdichtung‘ (Fritz Martini), *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*, begr. von Paul Merker und Wolfgang Stammler, Bd. 1, hg. von Werner Kohlschmidt und Wolfgang Mohr, 2. Aufl. (Berlin: de Gruyter, 1958), 97ff.

‚Ariadne‘, *Dr. Vollmer's Wörterbuch der Mythologie aller Völker*. Neu bearbeitet von Dr. W. Binder. Mit einer Einleitung in die mythologische Wissenschaft von Dr. Johannes Minckwitz, 3. Aufl. (Stuttgart: Hoffmannsche Verlagsbuchhandlung, 1874), 65.

‚Audorf, Jakob‘ (Paul Mayer), *Neue deutsche Biographie*, Bd. 1 (Berlin: Duncker & Humblot, 1953), 429.

‚Bürgerliche Tugenden‘, *Pierer's Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe*, Bd. 3, 4. Aufl. (Pierer: Altenburg, 1857), 474.

‚den Faden verlieren‘, *Lexikon der Redensarten. Herkunft und Bedeutung deutscher Redewendungen*, hg. von Klaus Müller (München: Bassermann, 2005), 118.

‚Eklektizismus‘ (Siegfried Wollgast), *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, hg. von Wolfgang Fritz Haug, Bd. 3 (Hamburg: Argument, 1997), 226-237 [Onlinefassung]; <http://www.inkrit.de/e_inkritpedia/e_maincode/doku.php?id=e:eklektizismus> [Zugriff am 10. September 2013].

- ‚Faden: roter Faden‘, *Der Duden*, Bd. 11: *Redewendungen. Wörterbuch der deutschen Idiomatik*, 2. Aufl. (Mannheim: Duden, 2002), 204.
- ‚Familie‘ (Hermann L. Gukenbiehl), *Grundbegriffe der Soziologie*, hg. von Bernhard Schäfers (Opladen: Leske u. Budrich, 1986), 83-86.
- ‚Halsbräune‘, *Meyers Großes Konversations-Lexikon: ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens*, Bd. 8, 6. Aufl. (Leipzig: Bibliograph. Inst., 1907), 667.
- ‚Hinz: Hinz und Kunz‘, *Der Duden*, Bd. 11: *Redewendungen. Wörterbuch der deutschen Idiomatik*, 2. Aufl. (Mannheim: Duden, 2002), 364.
- ‚Hinz und Kunz‘, *Lexikon der Redensarten. Herkunft und Bedeutung deutscher Redewendungen*, hg. von Klaus Müller (München: Bassermann, 2005), 263.
- ‚Kind‘, *Pierer's Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe*, Bd. 9, 4. Aufl. (Altenburg: Pierer, 1860), 485-487.
- ‚Kippfiguren‘, Thomas Städtler, *Lexikon der Psychologie: Wörterbuch, Handbuch, Studienbuch* (Stuttgart: Kröner, 2003), 527ff.
- ‚Lübeck, Carl‘ (Tanja Bürgel), *Lexikon sozialistischer Literatur. Ihre Geschichte in Deutschland bis 1945*, hg. von Simone Barck u.a. unter Mitarbeit von Reinhard Hillich (Stuttgart: Metzler, 1994), 303.
- ‚Meer‘ (Michael Makropoulos), *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*, hg. von Ralf Konersmann (Darmstadt: Wiss. Buchges., 2007), 236-248.
- ‚Metapher‘, *Metzler-Philosophie-Lexikon: Begriffe und Definitionen*, hg. von Peter Prechtel und Franz-Peter Burkard, 2. Aufl. (Stuttgart u.a.: Metzler, 1999), 361.
- ‚Naumann, Friedrich‘ (Theodor Heuss), *Neue Deutsche Biographie* 18 (1997), 767-769 [Onlinefassung]; <<http://www.deutsche-biographie.de/pnd118738178.html>> [Zugriff am 10. Juli 2013].
- ‚Nelke‘, *Das große Lexikon der Symbole*, hg. von Christoph Wetzels (Darmstadt: Wiss. Buchges., 2008), 208.
- ‚Quiddje‘, Daniel Tilgner, *Kleines Lexikon Hamburger Begriffe* (Hamburg: Zeise, 1999), 121.
- ‚Reaktion, Restauration‘ (Panajotis Kondylis), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hg. von Otto Brunner (Stuttgart: Klett-Cotta, 1984), 179-230.
- ‚Schelmenroman‘, Gero von Wilpert, *Sachwörterbuch der Literatur*, 8. Aufl. (Stuttgart: Kröner, 2001), 728f.

- ‚Schweichel, Robert (Ps.: Heinrich Friedmann)‘ (Tanja Bürgel), *Lexikon sozialistischer Literatur. Ihre Geschichte in Deutschland bis 1945*, hg. von Simone Barck u.a. unter Mitarbeit von Reinhard Hillich (Stuttgart: Metzler, 1994), 428.
- ‚Sozialdarwinismus‘, *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*, in Verbindung mit Martin Carrier und Gereon Wolters hg. von Jürgen Mittelstraß (Stuttgart u.a.: Metzler, 1995), 852-855.
- ‚Stiehl, Anton Ferdinand Wilhelm‘, *Allgemeine Deutsche Bibliographie*, hg. durch die Historische Commission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften, Bd. 36, Neudruck der 1. Aufl. 1893 (Berlin: Duncker & Humblot, 1971), 180-184.
- ‚Tendenz‘, *Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens*, Bd. 19, 6. Aufl. (Leipzig u.a.: Bibliograph. Inst., 1909), 408.
- ‚Vorbemerkungen‘, *Lexikon sozialistischer Literatur: ihre Geschichte in Deutschland bis 1945*, hg. von Simone Barck u.a. unter Mitarbeit von Reinhard Hillich (Stuttgart: Metzler, 1994), Vf.
- ‚Weihnachten/Weihnachtsfest/Weihnachtspredigt I‘ (Susan K. Roll), *Theologische Realenzyklopädie*, hg. von Gerhard Müller (Berlin u.a.: de Gruyter, 2003), 453-468.

VIII.4 Archive

Bundesarchiv Berlin (BArch):

Brief von Manfred Wiltich, Schriftsteller, an Julius Motteler, Leipzig, 10. September 1901, Nachlass Julius Motteler, NY 4012.

Liebknecht, Wilhelm, Aufruf, Spende für eine Ehrengabe zum 70. Geburtstag v. Robert Schweichel, 1. März 1891, Nachlass Wilhelm Liebknecht, NY 4034/53.

Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung:

‚Grundsatzprogramm der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Beschlossen vom Außerordentlichen Parteitag der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands in Bad Godesberg vom 13. bis 15. November 1959‘, A57721.